

# reib eisen

Das Kulturmagazin aus Kapfenberg

Nr. 37

Jahrgang 2020

Preis: € 15,00

Künstlerporträt: Die Bildhauerin Lucia Beatriz Figueroa ●

Künstlerporträt: Franz KRAF Krammer ●

Feuilleton: Der Schörgentoni von Schloss Moosham ●

Die immerwährende Schifffahrt ●

Der stigmatisierte Blick dichterischer Existenz: Paul Celan ●

Laudatio für Hans Bäck ●

LYRIK und PROSA ●

Mehrsprachige Dichtung ●

Jugend-Literatur ●

Plovdiv als Kulturhauptstadt Europas ●



Josef Graßmugg

## Das Reibeisen Nr. 37

*Ist es legitim, über globale Probleme wie Flüchtlingsströme, Erderwärmung, Krankheitsepidemien hinwegzusehen und das Augenmerk auf ein Kulturmagazin zu richten?*

*Ist es gerechtfertigt, sich bei all den anstehenden Problemen darum zu kümmern, dass neue Literatur an die Öffentlichkeit kommt, dass diese Literatur konsumiert wird?*

Diese Fragen mögen aktuell klingen. Es sind aber exakt jene Fragen, die ich als Einleitung zum Editorial der Reibeisen-Ausgabe Nr. 33/2016 stellte.

Lässt sich daraus ableiten, dass seither Stillstand herrschte? Dass nichts unternommen wurde, diese Probleme zu lösen?

Dabei ist es offensichtlich, dass die Erledigung dieser Aufgaben von allgemeinem Interesse sein muss. Sollte also irgendwann globale Solidarität herrschen, wird es diese Probleme nicht mehr geben.

Wir haben zumindest wieder ein Etappenziel erreicht!  
Auch 2020 gibt es, so wie schon in den 36 vorangegangenen Jahren, eine neue Reibeisen-Ausgabe.

Dirk-Uwe Becker porträtiert diesmal die aus Argentinien stammende, über Spanien nach Deutschland gekommene

Bildhauerin Lucia B. Figueroa. Menschen, insbesondere Köpfe, aber auch Tiere, dominieren ihr Werk.

Gemeinsam mit Ruth Barg stelle ich den Mürztaler Künstler Franz KRAF Krammer vor. Viele seiner Skulpturen sind in der näheren Umgebung von Kapfenberg frei zugänglich.

Der Vordernberger Historiker Peter Kneissl gibt Einblicke in die düsteren Machenschaften des „Schörgentoni von Schloss Moosham“, der als Gerichtsdienstler in der Mitte des 18. Jahrhunderts Angst und Schrecken verbreitete.

Das Schloss Moosham bei Tamsweg gehörte einst zu den Besitztümern des Grafen Nepomuk Wilczek, dessen Wiener Residenz sich in der Herrngasse befand.

Heute beherbergt dieses Gebäude u. a. die „Österreichische Gesellschaft für Literatur“ – seit Jahren Gastgeberin der Wien-Präsentationen unseres „Reibeisen“.

Wolfgang Mayer-König gelingt es, kompaktes Wissen über die Geschichte der österreichischen Marine in der „immerwährenden Schifffahrt“ verständlich zu vermitteln.

Dietwin Koschak erinnert mit seinem Essay über die Augenmetaphorik des Paul Celan an den 100. Geburtstag und 50. Todestag des Lyrikers.

Der 80. Geburtstag von Hans Bäck war für uns Anlass, einige Stationen seines Lebens zu beleuchten. Unter anderem war er Gründungsmitglied unseres Literaturkreises.

Den Hauptteil des „Reibeisen“ bilden natürlich wieder die Lyrik- und Prosatexte. Diesmal sind es Autorinnen und

Autoren aus sieben europäischen Ländern, deren Texte von der Jury angenommen wurden.

Schulkinder aus Kapfenberg bekamen auch heuer wieder die Möglichkeit, ihre ersten Schreibversuche zu veröffentlichen.

„Das kleine Reibeisen“ beinhaltet eine Textsammlung von Kindern der Volksschulen Dr. Adolf Schärf in Kapfenberg/Redfeld und Kapfenberg-Stadt.

Unsere „Drehscheibe“ in Sachen Literatur aus Bulgarien, mit den Kontakten zu den dortigen Autorinnen und Autoren, ist Margarit Shekov. Er übersetzt auch laufend Gedichte aus dem Bulgarischen ins Deutsche.

Außerdem präsentiert er uns heuer sein Resümee über die bulgarische Stadt Plovdiv als Kulturhauptstadt Europas 2019.

International wird auch das erste Oktober-Wochenende 2020! Bereits zum sechsten Mal laden wir zur Literaturbiennale nach Kapfenberg. Einer der Programmpunkte ist dabei immer wieder, die „literarische Ernte“ unserer Mitglieder zu präsentieren – und die kann sich diesmal wieder sehen lassen!

Sie werden überrascht sein, wie viele Bücher und E-Books aus unseren Reihen in den letzten Jahren die Literaturszene bereicherten.

Als Vorgeschmack lade ich Sie ein, den einen oder anderen Appetithappen aus diesem Reibeisen zu konsumieren.

*Sepp Graßmugg*

# Inhalt

## Künstlerporträt

DIRK-UWE BECKER	SEITE
Lucia Beatriz Figueroa .....	3
RUTH BARG UND JOSEF GRASSMUGG	
Franz KRAF Krammer .....	13

## Feuilleton

PETER KNEISSL	
Der Schörgentoni von Schloss Moosham .....	27
WOLFGANG MAYER-KÖNIG	
Die immerwährende Schifffahrt .....	35
DIETWIN KOSCHAK	
Der stigmatisierte Blick dichterischer Existenz Zur Augenmetaphorik und zum 100. Geburtstag und 50. Todestag von Paul Celan .....	38

## Laudatio

JOSEF GRASSMUGG UND RUTH BARG	
Zum 80. Geburtstag von Hans Bäck .....	41

## Literatur – Lyrik & Prosa

• LITERATUR	
heimischer und Gastautoren .....	45
• Mehrsprachige Texte	
Spanische Texte .....	119
Mazedonische Texte .....	123
Englische Texte .....	124
Bulgarische Texte .....	125
• Jugendliteratur	
Aus der Kinderschreibwerkstatt Dessau .....	141
100 Jahre Bauhaus Dessau .....	144
• Biografie der Autorinnen und Autoren .....	149

## Plovdiv im Reibeisen

MARGARIT SHEKOV	
Plovdiv als Kulturhauptstadt Europas – die Geschichte eines vorhergesagten Erfolgs .....	153
Inserate .....	155

## Reibeisen wird gefördert von ...



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH



## Impressum

### Herausgeber:

Stadtgemeinde Kapfenberg – **Inhaltlich unbeeinflusste Gestaltung:** Europa-Literaturkreis Kapfenberg, KulturZentrum, Mürzgasse 3, A-8605 Kapfenberg

**Internet:** [www.europa-literaturkreis.net](http://www.europa-literaturkreis.net)

**E-Mail:** [redaktion@europa-literaturkreis.net](mailto:redaktion@europa-literaturkreis.net)

**Telefon:** +43 (0) 664/42 38 514

**Redaktion:** Ruth Barg, Hans Bäck, Dirk-Uwe Becker, Josef Graßmugg, Barbara Klein, Reinhard Mermi

**Lektorat:** Ruth Barg, Josef Graßmugg, Barbara Klein, Andrea Lammer, Gerhild Mösslinger

**Jury:** Dirk-Uwe Becker, Josef Kaltenböck d. A., Heinrich Klingenberg, Rüdiger Mendel, Gerhild Mösslinger, Evelyn Sperber

**Copyright:** Für den Inhalt bei den Autoren.

Für Technik und Hardware: Europa-Literaturkreis Kapfenberg

**Druck:** Druckerei Bachernegg GmbH, A-8605 Kapfenberg

**Für Inhalt, Rechte, Schreibstil und Rechtschreibung** der jeweiligen Arbeiten sind Autorin bzw. Autor verantwortlich. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. – **Preis:** Euro 15,-

**ISSN – Nr.:** 1810-0473

# Lucia Beatriz Figueroa

■ VON DIRK-UWE BECKER

Diese Geschichte über eine interessante Künstlerin und starke Frau beginnt eigentlich schon viel früher – vor fünf Jahren, als ich zusätzlich zu meiner Leitung des Kunstvereins Heide in Dithmarschen/Norddeutschland noch die Leitung des Fördervereins für Kunst & Kultur Eiderstedt in Garding übernahm.

Zu den ersten Künstlern, die mir in der dort vertretenen Gruppe „KunstKlima“ entgegen traten, gehörte Lucia Beatriz Figueroa.

Sie hatte schon mit anderen Künstlern der Westküste bei mir im Heider Kunstverein ausgestellt, aber dies war Jahre her, und wir hatten uns aus den Augen verloren. Ihre Plastiken, die mich seinerzeit schon stark beeindruckt hatten, traten mir auch hier wieder sehr prägnant entgegen. Wenn mich jemand fragen würde, was mich an Lucias Figuren so sehr fasziniert, würde ich sagen: Ihre Ursprünglichkeit, aus der Erde geformt – wie der erste Mensch nach den religiösen Überlieferungen. Ihre Reduziertheit auf das Wesentliche – Augen, Mund, Nase, Körper – in stilisierter Einfachheit. Als der Mensch begann, sich mit seinen Händen aus dem gleichen Stoff, den Lucia Figueroa überwiegend benutzt, Abbilder zu erschaffen, waren es einfache Formen – manchmal ohne Augen oder Mund, meist nur ein ovaler oder dreieckiger, flacher Kopf, das Wichtigste aber überdimensioniert herausgehoben. In der Reduktion und Übertreibung liegt die Kraft der Fantasie, das Vorgestellte gedanklich mit eigenen Attributen auszustatten und nach den individuellen Bedürfnissen zu vervollkommen. So sehe ich auch Lucias Figuren und Masken als Katalysator, um beim Betrachter etwas auszulösen, eine Assoziationskette in Gang zu bringen, als Portal dafür zu



dienen, sich auf der Spielwiese der Fantasie dem kreativen Einfluss und der Imagination hinzugeben.

Lucia und ich hatten uns für den 22. November 2019 in ihrem Atelier verabredet, das in der Altstadt von Husum, in der Nähe des Hafens liegt. Die „Hohle Gasse“ ist von der Länge her wohl die kürzeste Strasse in Husum, nur wenige Meter lang. Die Nr. 1 ist ein Gebäudekomplex, den man durch eine hohe Tordurchfahrt betritt. Über den Hinterhof gelangt man zu einem Gebäude, in dessen Erdgeschoss sich ein

Laden für Geschenkartikel befindet. Linker Hand das Treppenhaus hinauf in den ersten Stock und gleich rechts an der Eisentür klingeln. Lucia öffnet und strahlt trotz der Einfachheit ihres Ateliers immer noch die Eleganz und Grandeza einer edlen spanischen Frau aus. Während sie in einem Abstellraum mit Kochgelegenheit Kaffee zubereitet, kann ich mich umsehen und einen kleinen Einblick in ihre Arbeiten bekommen. „Viele Arbeiten sind nach der Ausstellung im Husumer Schloss bereits verkauft“, sagt sie und ist leise hinter mich getreten. Ich hatte bei ihr auch wegen einer Ausstellung im kommenden Jahr in der Heider Museumsinsel angefragt, aber das wäre ihr zu früh, meint sie und erläutert: „Vieles von dem, was du hier siehst, hat schon einen Käufer gefunden und wird demnächst abgeholt. Ich habe 2020 bereits für eine größere Ausstellung zugesagt und muss mit Jahresbeginn wieder an die Arbeit gehen. In 2021, vielleicht.“ Wir setzen uns mit den Kaffeebechern in der Hand an einen Tisch und sie beginnt, mir ihre Geschichte zu erzählen.

Lucia B. Figueroa wurde am 29. Oktober 1945 in Cordoba in Argentinien geboren und besuchte 1965 – 1969 dort die Escuela de Arte mit Schwerpunkt Bildhauerei und Ton-

arbeiten. 1970 machte sie sich mit einer keramischen Werkstatt in Cordoba selbständig, bis sie eine Studienreise nach Europa unternahm und eigentlich nur zwei Jahre in Sevilla/Spanien bleiben wollte, um dort Land und Leute, Kunst und Kultur kennen zu lernen. In Argentinien herrschte zu dieser Zeit eine Militär-Junta und Freunde rieten Lucia dringend davon ab, nach Argentinien zurück zu kehren.

Spanien aber war nach dem Tode Francos in marodem Zustand und durch Francos Militärdiktatur vom restlichen Europa mehr oder weniger isoliert. So trat Lucia B. Figueroa mit einer Freundin eine Reise durch verschiedene europäische Länder an. Während ihre Freundin dann als Architektin zurück nach Madrid ging, ließ Lucia sich wieder in Sevilla nieder. Dort traf sie eine Frau, die im Austausch von Kindergärtnerinnen von Deutschland nach Spanien gekommen war. Als diese Frau nach dem Ende der Austauschzeit wieder zurück nach Deutschland musste, begleitete Lucia sie und folgte ihr nach Berlin. In der Nähe der Universität der Künste fand sie praktischerweise eine Wohnung und kam in der Hochschule 1975 mit Professor Lothar Fischer aus Süddeutschland in Kontakt, der zu dem Zeitpunkt seine Lehrtätigkeit im Fach Tonarbeiten aufnahm, in das sich Lucia auch eingeschrieben hatte. Sie war so begeistert von diesem Dozenten und dem von ihm propagierten Aufbau großformatiger Plastiken aus Ton und Tonplatten und der Balance zwischen motivischem Reichtum und strenger Disziplin der Form, dass sie 1980 ihr Studium als dessen Meisterschülerin abschloss. In dieser Zeit hat sie ihren späteren Mann, den Architekten Dieter Schmidt, kennen und lieben gelernt, der ein Wochenendhaus in Osterhever auf der Halbinsel Eiderstedt besaß. Auf diese Weise lernte Lucia B. Figueroa Nordfriesland und Eiderstedt kennen und wurde von dieser Landschaft, ihren Menschen und ihrer Kultur in den Bann gezogen.

Genau wie Lucia B. Figueroa war auch ihr Mann von der Urwüchsigkeit dieser Landschaft zwischen den Meeren so fasziniert, dass er unbedingt Landwirt werden wollte und von Biokultur und freilaufenden Rindern träumte. Mit der Zeit zeigte sich aber, dass dieser Traum nur schwer in die Realität umzusetzen und auch gemeinsam zu „leben“ war, denn inzwischen war die Geburt ihres Sohnes Leopold erfolgt. Vom Landleben desillusioniert, kehrte Dieter Schmidt wieder nach Berlin und zu seinem alten Beruf zurück. Während seiner Zeit auf Eiderstedt hat er sich aber architektonische „Denkmäler“ erschaffen. So plante er die Erweiterung des alten Hebammenhauses in Poppenbüll, in dem der Schriftsteller Uwe Herms mit seiner Frau Ingeborg wohnt (siehe Reibesen Nr. 30) sowie das in der Nähe befindliche Künstlerhaus von Hans-Dieter „HD“ Schrader in Osterhever, der für seine so genannten Cubecracks bekannt ist, die der konkreten Kunst zugerechnet werden können.



Lucia B. Figueroa im Atelier

Lucia B. Figueroa ist ihrem Mann nicht nach Berlin gefolgt, sondern mit ihrem Sohn auf Eiderstedt geblieben und wohnte weiterhin in Osterhever. Allerdings trennte sie sich nach 13 Jahren Ehe von ihrem Mann, der vor fünf Jahren in Berlin verstorben ist. Im gemeinsamen Haus in Osterhever besaß sie seit 1981 ein großes Atelier und hat die ganze Zeit über immer als Künstlerin gearbeitet und Ausstellungen beschickt. Aufgrund der schwierigen Verhältnisse mit dem öffentlichen Personennahverkehr auf dem Lande hielt sie es dann aber, als ihr Sohn 1995 auf eine weiterführende Schule wechseln musste, für angebracht, in die Kreis- und Stormstadt Husum zu ziehen. Da sie nicht dauernd zwischen der neuen Wohnung und ihrem Atelier mit dem großen Brennofen in Osterhever pendeln wollte, suchte sie sich eine Alternative vor Ort. Diese fand sie in der Hohle Gasse Nr. 1. Das Atelier im ersten Stock des Hinterhauses war aber noch von Rainer Künast belegt, der dort seine Grafik-Agentur betrieb. An der rechten Mauerseite des Hinterhofes befand sich in einem Flachbau ein Laden, der für einige Jahre erst einmal ihre Werkstatt werden sollte. Ihren mit Gas betriebenen Ofen konnte sie aus ihrem Haus in Osterhever nicht mitnehmen, denn er war für die Husumer Räumlichkeit zu groß und hätte zudem eine kostenaufwändige Abgasanlage benötigt. So war die Künstlerin genötigt, für jeden Brennvorgang nach Osterhever zu fahren. Die Jahre vergingen und als der Grafiker Künast aus dem Atelier auszog, sah Lucia B. Figueroa ihre Chance gekommen, mietete das Atelier und besorgte sich einen elektrischen Brennofen. Nun konnte auch endlich das Haus in Osterhever verkauft werden. Eine neue Epoche brach an.

Die Künstlerlandschaft in Nordfriesland und auf Eiderstedt ist sehr vielschichtig. In den 1970er bis 1980er Jahren zog es viele Großstädter, besonders aus Hamburg, an die Westküste Schleswig-Holsteins, weil hier Resthöfe leer und zum Verkauf standen. Wie in dem Künstlerdorf Worpswede auf

eng begrenzten Raum bezogen, entwickelte sich auf Eiderstedt analog eine ländlich strukturierte Künstlerkolonie. Erste Künstlerbekanntschaften von Lucia B. Figueroa waren Otto Beckmann, Tom Kosbab und Susanne Wendt. Otto Beckmann hatte in Garding eine alte Windmühle zu einem Wohnhaus mit Galeriebetrieb umgerüstet und sich damit über Eiderstedt hinaus in der Kunstszene einen Namen gemacht. In dieser Kultur-Mühle hatte Lucia auch ihre erste Ausstellung. Als Otto Beckmann aus Eiderstedt wegzog, verkaufte er die Mühle an Susanne Wendt, die sie als Galerie so lange weiter betrieb, bis sie mit Tom Kosbab zusammen ein altes Reetdachhaus in Wasserkoog zu einer Galerie ausbaute, in der auch Lucia häufig mit ihren Arbeiten vertreten war.

Das große Thema von Lucia B. Figueroas Arbeiten sind Menschen, insbesondere Köpfe, und Tiere. Als ihr Mann Dieter Schmidt beruflich in Afrika zu tun hatte, begleiteten Lucia und Sohn Leopold ihn. Die Häuser der Einheimischen in einem Dorf namens Dormaa in Ghana, von denen ihnen eines als Unterkunft gestellt wurde, haben Kreuzformen, damit der Wind es gut belüften kann. Ein Anstreicher schenkte Lucia je einen Eimer mit gelber und mit schwarzer Farbe. Damit hat sie an die Wände ihres Hauses Ashanti-Figuren gemalt. Von der Kwame Nkrumah University of Science and Technology in Kumasi (kurz KNUST - Kwame Nkrumah Universität für Wissenschaft und Technik), die nach der Universität von Ghana die zweite Hochschule des Landes und nach dem ersten Präsidenten Ghanas benannt ist, bekam Lucia Blätter mit Figuren der Ashanti-Kultur, die sie für ihre Wandgestaltungen verwenden konnte. Diese Tätigkeit war aber auch die einzige, die sie dort ausüben konnte. Nach der Rückkehr aus Afrika war sie künstlerisch erst einmal „leer“, denn es war ihr nicht möglich gewesen, sich bis auf die figürliche Wandgestaltung ihrer Unterkunft im „Busch“ in irgendeiner Art kreativ zu betätigen. Wieder daheim musste sie anfangen, ihre Gedanken in kreative Bahnen zu lenken und neue schöpferische Kraft zu sammeln, um die Arbeit mit Ton wieder aufnehmen und ihr Kunstschaffen fortsetzen zu können.

Kreativität entsteht Lucias Ansicht nach durch stetes Schaffen und durch einen Entwicklungsprozess in der Arbeit und im Denken. Deshalb sind längere Pausen – wie die in Afrika, wo sie außer der Bemalung ihrer Hüttenwand in ihrer Kreativität unausgelastet war – der eigenen Schöpfungsfähigkeit abgängig, analog zu Musikern, die jeden Tag bis zu sechs Stunden üben müssen, um den Anforderungen ihres Berufes gerecht zu werden und im „flow“ zu bleiben.

Etwas Positives hatten die Jahre in Afrika für Lucia aber dennoch - „primitive“ Kultur insgesamt, auch die präkolumbische auf ihrem Geburtskontinent, hat Spuren in ihrem Werk hinterlassen. Im Gegensatz zu vielen Künstlern, die an der

Westküste von Schleswig-Holstein wohnen und arbeiten und in deren Werken sich Landschaft und Meer widerspiegeln, bleibt sie davon gänzlich unbeeinflusst. Lucia sagt von sich, dass sie in New York im 33. Stock eines Wolkenkratzers wohnen und arbeiten könnte und doch würde sie dort nur das gleiche wie hier in Husum machen – Menschen, Ängste, Tiere.

Die Arbeiten von Lucia B. Figueroa tragen keine Titel und werden beispielsweise nur mit „Kopf“ oder „Torso“ bezeichnet. Die Künstlerin ist der Ansicht, dass ein Titel gedanklich den Betrachter eines Werkes beeinflusst und ihm die Freiheit nimmt, etwas anderes in der Arbeit zu entdecken als ein Titel vielleicht suggeriert. Künstler sind keine Literaten, fährt Lucia fort und meint damit, dass sie als Künstlerin kein Buch mit einer wie auch immer gearteten feststehenden Aussage herstellt. Deshalb sei bei ihr im Kopf zuerst die Form vorhanden, an der sie sich in ihrem Schaffensprozess orientiert und daraus das endgültige Werk formt. Formen sind für die Künstlerin das A & O ihrer kreativen Auseinandersetzung mit dem Werkstoff. Und diese Formen erhält sie durch Inspirationen, zum Beispiel beim Lesen von Literatur oder durch Flächen und deren Anordnung an



Blick in das Atelier von Lucia B. Figueroa

Wänden, durch alltägliche Dinge, denen sie begegnet. Und diese Inspiration ist in jedem Augenblick ihres Lebens immer gegenwärtig. Die archaische Formensprache und formale Reduktion der Köpfe, Masken und Torsi mag einerseits ernst oder verstörend wirken und weckt teilweise Assoziationen an Kultobjekte fremder Kulturen, es schwingt aber manchmal auch ein feiner, weiser Humor mit, den zu entdecken und ergründen es sich lohnt.

Den Beginn ihrer Arbeit stellt stets eine Zeichnung dar, dem kleine Modelle aus Ton folgen, an und mit denen sie sich für das Zusammenspiel der Formen orientiert. Eine Zeichnung ist nicht dreidimensional, aber wichtig – für die genauen Proportionen. Das Modellieren selbst beginnt mit den Füßen oder dem Stand von Figuren. Ihre Arbeiten bestehen aus Ton, Beton, Papier, Eisen oder Holz. Im Gegensatz zu metallischen Materialien wie Eisen oder Bronze, die rosten oder zerfallen können, ist gebrannter Ton dauerhafter, ein unglaubliches Material, wie Lucia B. Figueroa mir lächelnd erzählt. Tontafeln aus den Archiven von Niniveh oder Assur haben Jahrtausende unbeschadet überstanden. Anders als bei Steinarbeiten zum Beispiel, bei denen kein Finger-Kontakt zum Material besteht, ist die Arbeit mit Ton ein direktes und „hautnahes“ Erlebnis.

Als wir darüber sprachen, dass ich diese Künstler-Reportage für ein österreichisches Kulturmagazin, das „Reibeisen“, mache, leuchteten ihre Augen auf und Lucia erzählte mir, dass sie einige ihrer Arbeiten auch in Österreich ausgestellt habe. Professor Dr. Gerhard Gensch, der Kurator campus cultur an der Donau-Universität Krems und dort Leiter des Zentrums für zeitgenössische Musik war und heute nördlich von Husum wohnhaft ist, besuchte häufiger den Grafiker Rainer Künast, als dieser noch sein Atelier im ersten Stock des Hinterhauses neben Lucias „Laden-Atelier“ hatte. Eines Tages stand dieser Mann in ihrem Atelier, sie kamen ins Gespräch und er war von ihren Figuren so begeistert, dass er Lucia im Rahmen des Projektes „Artist in Residence“ die Teilnahme an einer Ausstellung lateinamerikanischer Kunst der Gegenwart unter dem Titel „Nuevos Territorios“ ermöglichte, die von 2000 bis 2004 den Beschäftigten und Studierenden der Universität einen faszinierenden Ausschnitt aus dem Kunstschaffen des Kulturraums zwischen dem Rio Grande und Feuerland bieten sollte. Im Vorwort zum 2004 herausgegebenen Katalog erläuterte der Präsident der Donau-Universität, Univ.-Prof. Dr. Werner Fröhlich, dass sich Krems bewusst zu einem Konzept der Integration von Kunst und Kultur in den Alltag des Lehrens und Forschens entschieden habe, weil diese Universität mehr sein will als „nur“ ein Ort der Wissensvermittlung, nämlich eine „Universität der Sinne“ mit Kunst als Therapeutikum, um intellektuelle Leistung und sinnliches Erleben miteinander zu verbinden. Von Lucia B. Figueroa ist in der Donau-

Universität ein Werk aus Papier namens „Anzug des Ikarus“ verblieben, das Lucia im Rahmen des dreimonatigen Projektes „Artist in Residence“ im Herbst 2004 schuf und ausstellte.

Sie war der erste „artist in residence“ an der Donau-Universität Krems!

Mir hat Lucia B. Figueroa zum Abschied eine Maske geschenkt, die ich aus einer Sammlung von dreien ausgewählt habe. Es war der starre, vermeintlich seelenlose Ausdruck der Augen, der mich in seinen Bann gezogen hat. Ein Blick, der emotionslos meiner Welt sein uraltes Wissen einatmet, sich hinter der weiß gedunkelten Fassade seines körnigen Keramik-Gesichtes versteckt, hinter den grünen Streifen einer rituellen Bemalung, deren Sinn sich mir nicht erschließen will, weil er außerhalb jener realweltlichen Wahrnehmung liegt, die mir zueigen ist. Sein Schädel öffnet sich nach oben zu Sphären, die mir auf immer und ewig verschlossen sein werden. Sein hohlwangiges Gesicht zeugt von Askese in wollüstigen Zeiten. Allein der Mund, der mir sagen, erklären, vermitteln könnte – er fehlt. Es gibt Dinge, die liegen außerhalb jeglicher Kommunikation.

### **Zum Autor:**

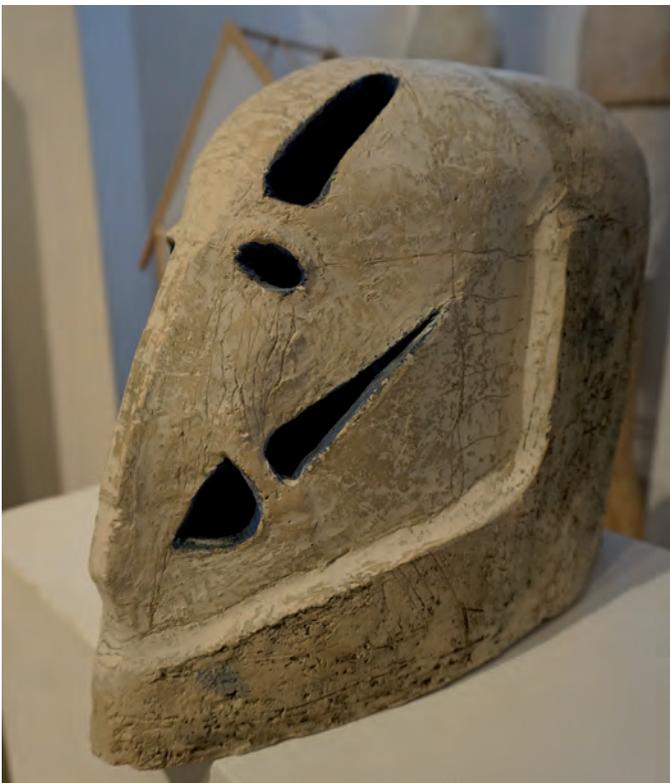
*Dirk-Uwe Becker, geboren 1954 im Rheinland. Literat und Künstler. Vorsitzender des Kunstvereins Heide und des Fördervereins für Kunst und Kultur Eiderstedt. Bisher sechs Gedicht-Bände. Eigene Literaturseite: [www.textfabrique51.de](http://www.textfabrique51.de). Mitglied im P.E.N. Deutschland, im P.E.N. Trieste, im VS - Verband Deutscher Schriftsteller, im Verein 42er Autoren eV, im Europa-Literaturkreis Kapfenberg/Steiermark, in der Deutschen Haiku-Gesellschaft (DHG), in der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik (GzL) sowie Mitgliedschaft in verschiedenen Literatur-Internetgruppen. Veröffentlichungen in zahlreichen in- und ausländischen Literaturzeitschriften und Anthologien. 2018 als erster deutscher Schriftsteller mit dem „Paszport Aforystokracji Nr. 4“, dem Aphoristiker-Pass des Verbandes polnischen Literaten (ZLP), geehrt. 2020 vom Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier mit der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.*



„Kopf 1“



„Kopf 2“



„Kopf 3“



„Kopf 4“



„Kopf 5“



„Kopf 7“



„Kopf 6“



„Kopf 8“



„Figur 1“



„Figur 3“



„Figur 2“



„Figur 4“



„Figur 5“



„Maske für den Autor“



„Köpfe“



„Anzug des Ikarus 1 Uni Krems“  
© Archiv Donau-Universität Krems



Atelier mit Exponaten von Lucia B. Figueroa



Lucia B. Figueroa signiert



Internet: [www.europa-literaturkreis.net](http://www.europa-literaturkreis.net)

# Franz KRAF Krammer

■ VON RUTH BARG UND  
JOSEF GRASSMUGG

Es war Vincent van Gogh, der das Kunstinteresse in Franz Krammer weckte. Als Kind fand er beim Stöbern am Flohmarkt die Biographie des niederländischen Malers. Das sollte sich später auf seine Berufswahl auswirken.

Schon während er die HTL für E-Technik in Kapfenberg besuchte, organisierte er erste Ausstellungen. Dank des praxisbezogenen Unterrichts an dieser Schule erlernte er wesentliche Grundlagen zur Bearbeitung verschiedenster Materialien. Dieses Wissen kam ihm auch in seiner künstlerischen Arbeit zugute.

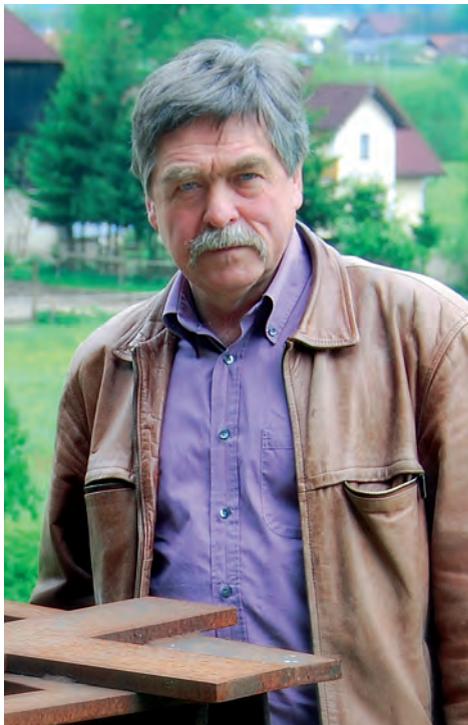
Schließlich ließ er sich an der Pädagogischen Akademie in Graz in bildnerischer Gestaltung und Mathematik ausbilden.

Franz Krammer, der sich in einem kleinen Seitental des obersteirischen Mürztals sesshaft machte, hat inzwischen große Werke geschaffen.

Viele seiner Projekte lassen sich im öffentlichen Raum finden. Darunter den Skulpturen-Pilgerweg WEGArt, den Stanzer Sonnenweg, den Skulpturengarten am Georgiberg oder das Kunstprojekt „Erdklang“. Weiters begleitete er von 1997 bis 2001 als künstlerischer Leiter das Altenberger Wasserforum.

Mit der Ausstellung „VIEW-FIND-ER“ im KulturZentrum Kapfenberg war Franz Krammer 2016 Teil der von der FH Joanneum und Stadtgemeinde Kapfenberg durchgeführten Herbstakademie.

Immer wieder führten ihn Kunstreisen zu prägenden Ausstellungen wie Joseph Beuys in Berlin, Kandinsky in München, Biennalebesuche in Venedig oder die documenta in Kassel. Die logische Konsequenz der Teilnahme an internationalen Maler- und Bildhauersymposien war und ist die



Beteiligung an zahlreichen Personal- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland in den Bereichen Malerei und Plastik.

Es sind vor allem Köpfe, die in seinen Ausstellungen immer wieder auftauchen.

Davon zeugen Projekte wie „KOPF HOCH“ oder die Performance „Wie ein Kopf entsteht“, die er bei der Vernissage seiner Personale 2013 in Bruck an der Mur zeigte. Frank Peter Hofbauer erläuterte damals in seiner Laudatio als Brucker Kulturstadtrat „...Von Kleinkeramiken über Zeichnungen, Aquarell- und Acrylbildern bis zu Skulpturen und Objekten in Holz und Metall drückt sich die mannigfache Begabung Franz Krammers anschaulich aus. Die Bildsprache spannt einen Bogen von

*real bis abstrakt, ob es sich nun um Flächiges oder Dreidimensionales handelt. Sowohl die angewandte Materialvielfalt wie Bleistift, Acryl- und Aquarellfarbe, Wachskreiden, Lehm, Ton, Wachs, Papiermachè, Leder, Holz und Metall, als auch die weitgespannten thematischen Inhalte rufen Bewunderung hervor...“*

Franz Krammer hatte schon früh Weggefährten gefunden, die von seiner Kunst der Reduktion, der „primitiven“ Darstellung seiner Exponate, begeistert waren. Inzwischen gibt es unzählige Objekte des Künstlers, die dieser „Stammeskunst“ oder „Tribal Arts“ zuzurechnen sind. Dabei tauchen immer wieder neue Materialien auf, die er verwendet. Gerhard Schuller, einer der Mitbegründer der Kindberger Galerie K, beschreibt Krammer so: „...Er ist wahrhaftig immer hungrig, immer auf der Suche, immer bereit, Reize von außen aufzunehmen, seine Umwelt in sich aufzusaugen. Seine assoziativen Kräfte beziehen Mensch und Landschaft gleichermaßen mit ein wie Literatur und Zeichen im weitesten Sinn. Diese Sensibilität, dieses



Vincent  
1981

*Offensein dem Atmosphärischen gegenüber ermöglicht eine ungeheuer intensive Wirklichkeitserfahrung, die er in seinen Werken in visuelle Gedanken umsetzt. Und seine Darstellungsweise zeigt, dass er mit der Sehweise des größten Teils der Gesellschaft in Widerspruch steht. Franz Krammer setzt seine Sicht gegen das Ersticken der Individualität in der Massengesellschaft, er provoziert ein Freilegen der Wahrnehmungsfähigkeit, die durch wirtschaftliches Zweckdenken neokapitalistischen Systems ständig gestört und verschüttet wird, verschüttet wie die kulturellen Urwurzeln der Menschheit, die er verstärkt in der - missverständlicher Weise so genannten - naiven oder primitiven Kunst der Naturvölker findet ...“*

### Galerie K

Im März 1981 öffnete in einer ehemaligen Schusterwerkstätte in Kindberg ein kultureller Nahversorger mit ausgesuchtem Feinkost-Angebot seine Pforten. Eines der Gründungsmitglieder war Franz Krammer.

Bei der ersten Vernissage wurden Werke von Engelbert Habersberger, Franz Krammer und Otto Müllner gezeigt. Später erfolgte die Übersiedlung in die Galerieräume am Kirchplatz. Höhepunkte waren neben der großangelegten Ausstellung von Hans Arp in Zusammenarbeit mit dem Kunsthaus Zürich die Artists in Residence Projekte mit Gerald Brettschuh, Arnulf Rainer, Adolf Frohner, Oswald Oberhuber, Hans Staudacher und Erwin Wurm.

Auch im Literaturbereich gab es Lesungen bekannter Persönlichkeiten wie Reinhard P. Gruber, H. C. Artmann, Friederike Mayröcker, Markus Jaroschka, Erich Fried, Peter Turrini oder Ernst Jandl.



Artist in Residence mit Erwin Wurm 1988

### KUNST AM WEG

Ein besonderes Wandererlebnis bietet der **Stanzer Sonnenweg** am Fuße der Fischbacher Alpen rund um den Ort Stanz im Mürztal. Neben kulturhistorischen Kostbarkeiten in der Ulrichskirche, dem Ulrichsbrunnen, sowie die funktionsfähige Schäumühle, Schauschmiede und Rauchkuchl ist auch das große, bunte Fadenkreuz neben der Waldkapelle unübersehbar. Zahlreiche weitere Attraktionen haben die beiden Sonnenalleen zu bieten.

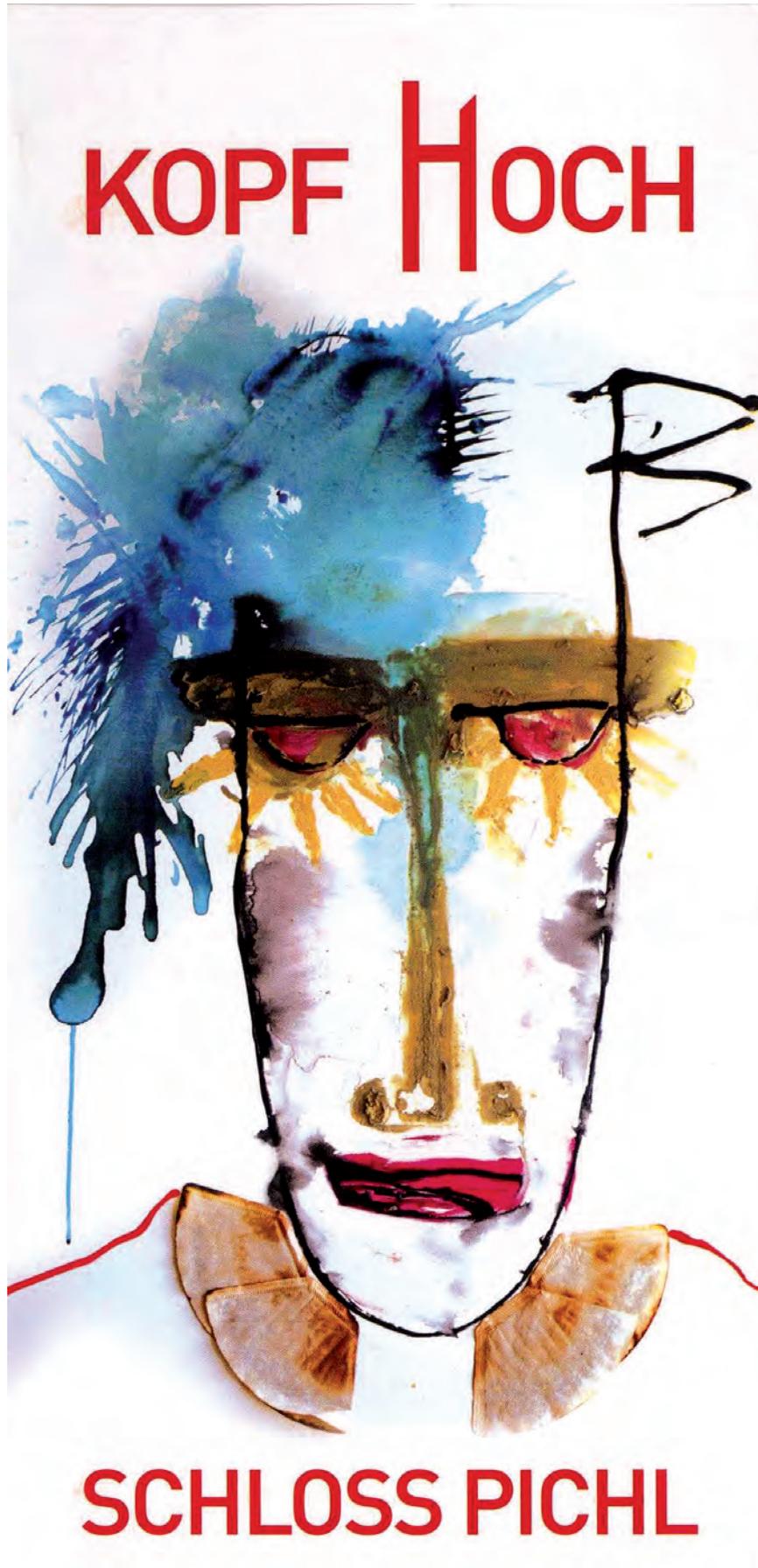
Diese hat Krammer in Zusammenarbeit mit einheimischen Gewerbebetrieben mit „magischen“ Kunstobjekten wie den „Sonnenthrone“, die „Energiespirale“ oder dem „Sonnenrad“ versehen.

Das Sonnenbiotop mit keltischer Baumallee, der Garten Flora K und die kulinarischen Stationen sorgen beim Wandern für weitere, besondere Erlebnisse.

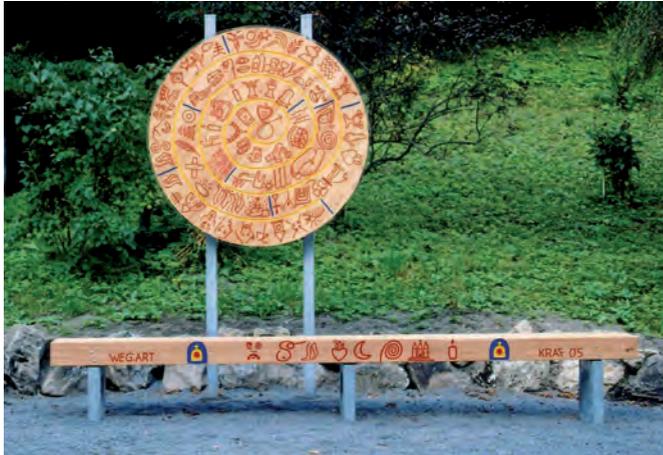
Der **Uhudlerwanderweg Eltendorf** im südlichen Burgenland wurde angelegt, um den Besuchern der Region rund um Eltendorf und Zahling den Anbau und die Herstellung des Uhudlers zu vermitteln. Dank Franz Krammer wurde er vor zehn Jahren als Kunst-Wanderweg eröffnet. Weithin sichtbare Objekte wie Traube, Schnitt, Auge, Sonne, Filter, Gärung, Presse, Trichter, Flaschen und nicht zuletzt die Bacchanten stellen den Weg von der Erzeugung bis zum Genuss des Uhudlers dar.



Uhudlerwanderweg Eltendorf, Burgenland



2008-2012



Projekt W.E.G.Art, Veitscher Diskus

### W.E.G.Art (WALLFAHRT-ERLEBEN-GEHEN-KUNST)

Der Projektinhalt von W.E.G.Art ist die Bereicherung der Pilgerwege von der Stanglalm bei Mitterdorf bis auf die Hohe Veitsch (Rotschl) durch Skulpturen, Monumente und Landschaftsinstallationen, die in unterschiedlichen Betrachtungsweisen Bezug auf die Wallfahrt bzw. das Pilgern nehmen. Darüber hinaus soll auch die regionale Leistungs- und Innovationsfähigkeit gefördert sowie die Stärkung der Identität bzw. der Aufbau eines Regionsbewusstseins angestrebt werden.

Die Kunstwerke, die im Rahmen von nationalen und internationalen Bildhauersymposien entstanden sind, beinhalten den Themenbereich „Kunst entlang des Weges“ und sind Teil eines Gesamtkonzeptes der Vernetzung von Wallfahrern nach Mariazell.



Kreuzweg St. Barbara im Müürztal

Der **Kreuzweg St. Barbara** ist Teil dieses W.E.G.Art – Kunstprojektes. Er ist eine zeitbedingte Auseinandersetzung mit dem Thema Gewalt und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen. Der Kreuzweg ist eine symbolische Darstellung

der Überwindung von Gewalt durch die Lebenshingabe Jesu. Die Offenheit der Symbolik lässt persönliche Lebenserfahrungen erschließen. Er nimmt den Wegcharakter und die Dramaturgie von Kalvarienberganlagen wieder auf und ist eine Einladung zu Gebet und Meditation.

Aus den verschiedensten Eisenmaterialien schuf Krammer die Kreuzwegstationen.

Eindrücke von der Produktion der Kreuzwegstationen im Eisenwerk Breitenfeld hat der Künstler im folgenden Gedicht festgehalten:

### BREITENFELD 2004

ÖLGERUCH, FETT UND RUSS  
 GROSSE HITZE, FEUER – EISENFLUSS  
 FUNKEN SPRÜHEN, DURCHSTOSSEN SCHWARZEN QUALM  
 EIN DRÖHNEN, PFAUCHEN, ZISCHEN  
 MASCHINENLÄRM BESETZT DEN RAUM  
 STAUB WIE DRACHENBLUT BEDECKT DIE ERDE  
 DUNKLE SCHLACKE, HEISSE ASCH FÜLLT DIE GRUBEN  
 BAGGERSPUREN – SCHUHABDRÜCKE  
 IM WASSER SPIEGELN SICH DIE WOLKEN  
 AUFGETÜRMTER EISENSCHROTT SCHNEIDET QUER DAS  
 SPIEGELBILD – EISENGARTEN: WUCHTIG – ROSTIG – BUNT  
 DRÄHTE, FEDERSTAHL UND GITTEREISEN  
 KREUZE ÜBERALL  
 TONNENSCHWERE BLÖCKE WARTEN AUF DEN  
 SCHMELZPROZESS  
 SPIRALEN, SPITZEN, SCHARFE KANTEN, SPERRIG – ECKIG –  
 VERFORMTE DINGE – KRATERFÖRMIG AUFGERISSEN  
 KENNEN KEIN ERBARMEN  
 JA, DIE WIRKLICHKEIT IST DRECKIG UND GEMISCHT  
 ABFALL – WERTLOS?  
 ENTZAUBERT UND ENTRECHTET BIRGT DOCH EIN  
 GEHEIMNIS – EINEN ZWISCHENRAUM  
 SCHATTEN SPRECHEN, RINGE LEUCHTEN  
 GLITZERnde METALLE ERINNERN AN DIE STERNE  
 GESTANZTE BLECHE – WUNDERBARE KÖRPERBILDER  
 KETTENGLIEDER, EISENAUGEN  
 SCHWERE STÄBE BILDEN KREUZE  
 AUS ABFALL WIRD KOMPOST – NEUES WÄCHST  
 LEISE TRÄNEN, SCHWEISS UND LUST DIKTIEREN DAS WERK  
 KREUZ AUS DER PLATTE SCHNEIDEN  
 ROHRE SCHWEISSEN – LABYRINTHE BILDEN  
 KANTEN SCHLEIFEN, BLECHE BIEGEN UND ZUSAMMENFÜ-  
 GEN  
 NEUE FORMEN FINDEN – GEFÜHLE ZEIGEN  
 HOFFNUNG SEHEN – LIEBE SPÜREN  
 DIE VERZAUBERUNG DES MATERIALS ERLEBEN



„Kachina  
Figuren“

Die ökumenische Einweihung erfolgte 2004 durch den damaligen steirischen Weihbischof Franz LACKNER und Superintendent Hermann MIKLAS. Das Areal des Kreuzweges ist nach wie vor jederzeit begehbar.

Die **Kopfallee Kindberg** ist ein kurzer Themenwanderweg, der 2011 eröffnet wurde. Zwölf Kopf-Monumente aus Stahlblech mit natürlichem Rost stehen parallel zur Kindberger Hauptstraße, etwas oberhalb des Stadtzentrums. Trotz extremer Reduktion von Gesichtsmerkmalen verleiht der Künstler jedem einzelnen Antlitz eine eigene Stimmung. Hergestellt wurden die Objekte in der VOESTALPINE Kindberg.



Kopfallee Kindberg

**Sagenhafter Skulpturengarten** am Georgenberg Kindberg  
Das Mürztal ist reich wie kaum eine andere Region in der Steiermark an Sagen und Mythen. Viele davon hat der Künstler Franz Krammer mit phantasievollen Skulpturen interpretiert. Ein Zentrum derartiger Objekte, gefertigt aus Holz, Eisen oder Karbon, befindet sich am Kindberger Georgenberg. Hergestellt wurden sie durchwegs in Betrieben der Region.  
Zwei in Türschlössern steckende Schlüssel etwa, erzählen die Sage vom „Schatz der Stubenberger“.  
Ein wahrer Schatz ist auch die Georgikirche, um die sich all die Skulpturen scharen.  
Ihre Süd-Nord – Ausrichtung ist eine Besonderheit. Dadurch geschieht am Tag der Wintersonnenwende etwas Mystisches: Am 21. Dezember dringt der Sonnenstrahl mittags durch das südliche Fenster genau in die Mitte des Schiffes vor, wo einst die Mariensäule stand.  
Auch die „Spiegelhalterin“ stellt eine Besonderheit in der Georgenbergkirche dar. Zu den Meinungen über die Bedeutung des Motivs gibt es mehrere Thesen. Früher betrachteten die Forscher das Bildnis aus der Römerzeit als eine Göttin. Heute glaubt man, darin eine Dienerin zu sehen. Das Original der Darstellung befindet sich inzwischen im Grazer Universalmuseum Joanneum.



Sagenhafter Skulpturengarten am Georgenberg Kindberg

**Erdklang** (Ausstellung, Performances, Installationen)

*Das Projekt „Erdklang“ ist mehr als eine Ausstellung. Wir erleben vielmehr ein Gesamtkunstwerk mit der „Tendenz zur Tilgung der Grenze zwischen ästhetischem Gebilde und Realität“ (Odo Marquard). Die Synästhesie im Titel weist auf die Überschneidung und Vermischung von Sinnesebenen hin, die Präsentation selbst vereint Bilder, Skulpturen, Installationen, im Katalog auch Lyrik. Die einzelnen Artefakte und Objekte stehen nicht nur für sich, diese Exponate sind das Ergebnis einer intensiven Auseinandersetzung des Künstlers Franz Krammer mit der Erd- und Kulturgeschichte: Sie spannen einen großen Bogen von den Grundlagen unseres Planeten und dem darauf basierenden Entstehen der Kulte bis zur Anthroposophie Rudolf Steiners; vom Beginn des Kosmos bis zur Gegenwart und Zukunft. (Rudolf Schlaipfer, Katalog Erdklang 2007)*



Erdgesichter Burgau

Franz Krammer machte es sich zur Aufgabe, die Größen Mensch-Natur-Gott in Bildern-Objekten-Texten darzustellen. In den Jahren 2005-2007-2010 war der „Erdklang“ in Güssing-Langenwang-Kindberg zu sehen-hören-fühlen. Neben Bildern und Skulpturen waren auch Texte Teil des Ausstellungsreigens. Hier ein Beispiel:

### ERDNÄHE

WEISST DU WAS

UNTER DEINEN FÜSSEN  
 UNTER DEM HOLZSTAMM IN DER WIESE  
 UNTER DEM STÜCK EISEN AUF DEM BETONBODEN  
 UNTER DEM STEIN IM FLUSS  
 UNTER DER HAUTOBERFLÄCHE  
 UNTER DEM DACH EINES HAUSES  
 UNTER DEM HUF EINES TIERES  
 UNTER DER MIT FARBE BEDECKTEN WAND  
 UNTER DEM NASSEN TUCH IM KELLER  
 UNTER DER ACKERFURCHE VOR SICH GEHT?

IN DIESER GRENZE ZWISCHEN LICHT UND DUNKEL  
 UNSEREN SINNEN VERBORGEN  
 EIN TEIL UNSERER WELT  
 NICHT BEACHTET - IGNORIERT

SCHEINEN NOCH EINIGE GEHEIMNISSE  
 BEWAHRT ZU SEIN.

Die Veranstaltungsreihe „**Mürzkraft**“ 1989, 1991 und 1993 schenkte der Galerie K noch vermehrte Aufmerksamkeit. Franz Krammer gelang es, Mürzkraft mit Unterstützung einiger damaliger Mitstreiter im Jahr 2013 wieder durchzuführen. Diesmal bildete die Automatisierungshalle der voestalpine Tubulars die Bühne zur Eröffnung des mehr als eine Woche dauernden Festivals. Das gesamte Mürzkraft-Programm erstreckte sich von Mitterdorf bis Mürzhofen und ließ kaum eine Kunstgattung aus. Architektur aus Luft und Kleidung aus Papier, ein blauer Wald und ein Schaumballett, Literatur, Malerei, Musik, Bildhauerei, Performance – all das wurde dem Publikum geboten. Berührungängste zwischen Künstlern und Publikum sollten abgebaut werden. Eine weitere Auflage dieses Kulturfestivals gab es 2015 unter dem Namen „Sagenhaftes Mürztal“. Dabei wurde der große Sagen- und Mythenschatz, aber auch die sagenhafte Technologiedichte der Region Mürztal thematisiert.

Die **Kindberger Handwerkstrilogie** war ein Ausstellungszyklus am Georgenberg auf der Suche nach künstlerischem Ausdruck in alten Kulturtechniken, die einst im Mürztal ausgeübt wurden. Verschiedenste Materialien, die vor Ort vorkommen, standen im Mittelpunkt der künstlerischen und kunsthandwerklichen Aktionen.



Die andere Reise



Funkenperformance in der voestalpine Tubulars Kindberg





Schülerprojekt „Luftschloss“

Nach „Textiles - Kunst & Fadenwerk“ und „Abenteuer Keramik“ bildete 2018 „Holz & Eisenlust“ den Schlusspunkt dieser Handwerkstrilogie. Bei einer Ausstellung in der Georgbergkirche und im „Sagenhaften Skulpturengarten“ wurden Objekte, Bilder und Plastiken aus Eisen und Holz gezeigt. Auch die Entstehung von Kunstwerken vor Ort konnte man miterleben.

Um weitere Projekte von Franz KRAF Krammer kennen zu lernen, empfiehlt es sich, öfters durch das Müritzal zu reisen. Bestimmt tauchen in Zukunft weitere Kunstwerke von ihm auf. Dasselbe gilt für den Besuch seiner Homepage [www.kraf.at](http://www.kraf.at)



Alberto, Jean und Francis 2013



Projekt Kalchberg – Spiel auf der Dampforgel



Beuys und Cojote



Peter Handke 2019



Hans Staudacher 1989



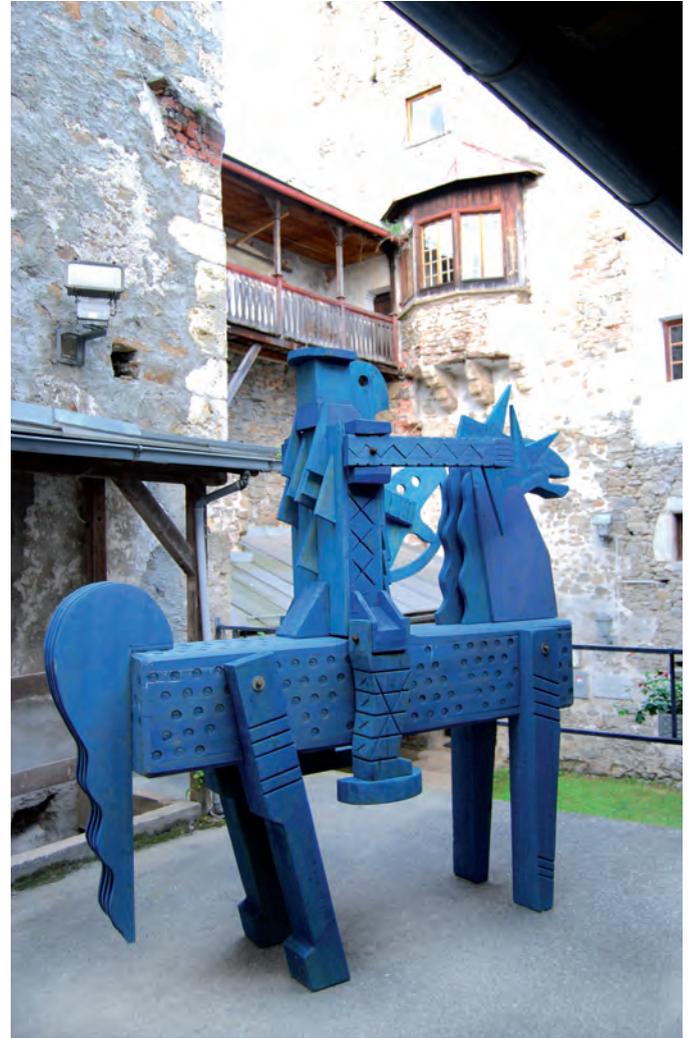
Greta Thunberg 2019



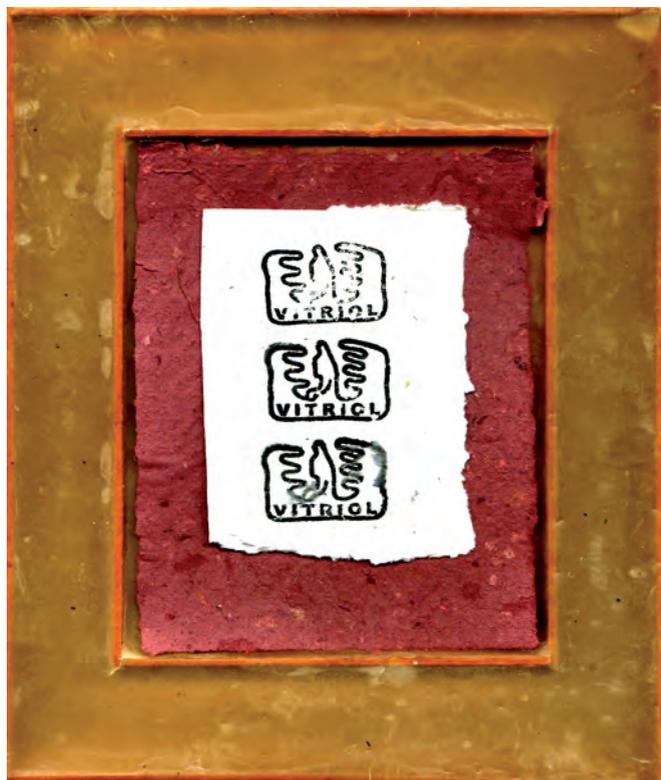
Aus der Serie Sektinos 2020



Objekt-Entwicklung 2019



Der blaue Reiter 2012



Projekt Vitriol



Schamane



Hammerherren



Kunstaktion „Steirische Wasserstraße“



„Landmark“ an der S6 bei Spital am Semmering



Personalausstellung Kunsthau Bruck 2013

# Franz KRAF Krammer – Ausstellungen



## Franz KRAF Krammer

Geboren 1953 in Burgauberg, Burgenland

- » Personal- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland in den Bereichen Malerei und Plastik
- » Teilnahme an internationalen Maler- und Bildhauersymposien
- » Teilnahme an der Mürztaler Werkstatt / Steirischer Herbst
- » Gründungsmitglied Galerie K / Kindberg 1981 – 1993
- » Mürzkraft 1989 / 1991 / 1993
- » Steirische Wasserstraße  
Altenberger Wasserforum 1997 – 2001 Kunstaktionen mit Wasser
- » Wegeprojekt – Sonnenweg Stanz 2001  
Mythiade, Sonnenallee 1 und 2
- » S6 Semmering – Landmarks 2004
- » W.E.G.Art – Bildhauersymposien 2002 – 2006  
Kunst am Pilgerweg 06 – Schloss Pichl, Mitterdorf – Kreuzweg Mitterdorf/Mürztal 2004  
Wegart Wegeprojekt / Kunst und Natur / 2011
- » Kopf Hoch – Ein Künstlerfest für alle Sinne 2008 – 2012
- » Ausstellungsprojekt „ERDKLANG“ Güssing, Technologiezentrum 2005 Langenwang, Siglhof 2007  
Schloss Oberkindberg, Tschipsiländ 2010
- » Uhudlerwanderweg, Eltendorf, Kunst und Wein, – Burgenland 2010
- » Kopffallee Kindberg, 2011, Eisenskulpturen
- » Mürzkraft 2013, Kulturfestival
- » Projekt „FRAUENKRAFT“, ZAM – Leibnitz 2014
- » Skulptur „Blauer Reiter“ Burgauberg, Burgenland 2014
- » Installation „KALCHBERG“ Schloss Pichl, St. Barbara 2015
- » „SAGENHAFTES Mürztal“, Kulturfestival, Kindberg 2015
- » Ausstellung Internationaler Puppen- und Figurenkunst, Schloss Farrach, Zeltweg 2015
- » Ausstellung „ZEIT AUS ZELLULOSE“, Galerie Kunsthaus Mürz 2016
- » Eröffnung „SAGENHAFTER SKULPTURENGARTEN“, Georgiberg, Kindberg 2016
- » Textiles Kunst und Fadenwerk, Handwerkstriologie Teil 1, Georgiberg Kindberg 2016
- » Ausstellung „VIEW – FIND – ER“, KUZ – Kapfenberg im Rahmen der Herbstakademie Kapfenberg,
- » Zeitenwandel – Wandelzeiten, 2016
- » Ausstellung „KRAF(T)FLUSS“ Hammerherrenhaus, Grünbichler, Kindberg, 2017
- » Abenteuer Keramik Kindberger Handwerkstriologie Teil 2, Georgiberg Kindberg 2017
- » Glasfenstergestaltung, Georgiberg, Kindberg 2018
- » Ausstellung Galerie Thurnhofer Wien 2018
- » Holz & Eisenlust, Kindberger Handwerkstriologie, Teil 3 2018
- » Internat. Malersymposium Volary, Tschechien 2018
- » Fantastic Mur Drops, Leoben 2018
- » Fremdes & Vertrautes, Galerie K, Kindberg 2018
- » Hommagen an die Spiegelhalterin von Kindberg, Galerie K 2019
- » Das Wesen in der Kunst, K3 Pischelsdorf 2019, 2020
- » Ausstellung „SELTZAM“ Kunsthaus Galerie Mürzzuschlag 2020

## Ein ganz besonders verabscheuungswürdiges Subjekt

*Der Schörgentoni von Schloss Moosham*

■ HISTORISCHER ESSAY VON PETER KNEISSL

### Prolog

In der Trinkstube von Schloss Moosham bei Tamsweg im Lungau sitzt an seinem Schreibtisch Graf Johann Nepomuk Wilczek und legt bedächtig und mit freundlichem Augenzwinkern die Schreibfeder in das Tintenfass zurück. Als er zufrieden im Raum um sich blickt, nickt er den mehrfach an den Wänden montierten Lusterweibchen, welche von ihm selbst darunter mit Gamskrucken als Beinen versehen wurden, gönnerhaft und in sich selbst ruhend zu. Ja, die Trinkstube in Moosham dient ihm nun schon seit gut zwanzig Jahren als Schreibstube. Hier an seinem Lieblingsplatz inmitten des von ihm neu gestalteten Schlosses hat er schon viele bedeutende schriftliche Arbeiten zu seiner vollsten Zufriedenheit erledigen können.

Als der Schlossherr seine Gedanken durch die Fenster über den Abhang des Mitterberges in Richtung des sich darunter befindlichen Moores schweifen lässt, kommen ihm Gedanken an die umfangreichen Vorbereitungen für die von ihm zu großen Teilen finanzierte Nordpolexpedition oder an die wissenschaftliche Tätigkeit als Berater für das „Kronprinzenwerk“. Doch die schönste Freude ist ihm wohl stets die Inventarisierung jener Kostbarkeiten und Kleinodien gewesen, welche nun in Moosham ihre einzigartige Aufstellung gefunden haben.

Das gesamte Schloss hat er mit historischem Mobiliar sozusagen neu ausgestattet und durfte aufgrund der Weitläufigkeit der Anlage bedenkenlos seiner Sammlerleidenschaft frönen. Was sich hier in diesen Mauern angesammelt hat, sucht bis



Schloss Moosham bei Tamsweg im Lungau

heute noch vergeblich seinesgleichen. Nun gedenkt der Graf an die Niederschrift jener mündlich tradierten Überlieferungen zu schreiten, welche sich mit dem Schloss Moosham seit mehreren Generationen beschäftigen, und sich in nicht immer gar anheimelnder Form mit dem Standort des einstigen Blut- und Pfliegerichtes der Salzburger Erzbischöfe beschäftigen.

Aus einer zunächst rein privaten Sammelleidenschaft hat sich beim Grafen Wilczek sowohl für die Burg Kreuzenstein bei Korneuburg in Niederösterreich wie auch für Schloss Moosham im Lungau ein jeweils beispielloses Endresultat ergeben. Betrachtet der Graf seine Sammeltätigkeit und damit verbundene Anhäufung von Kostbarkeiten aller Art als reine individuelle Extravaganz oder steckt gar noch mehr dahinter, als man bisher zu vermuten wagte? Wie wird die kommende Generation mit all diesen Schätzen umgehen und was wird wohl einmal daraus werden, wenn der alte Herr einmal nicht mehr lebt? Das mögen wohl einige der Fragestellungen sein, welche den gräflichen Herrn in dieser Gedankenpause an seinem Schreibtisch bewegen. Er ist ein Hüne an Gestalt und körperlicher Kraft. Besonders Ehrfurcht gebietend wirken dabei das rötliche Haupthaar wie auch der rötliche Vollbart. Dazwischen stehen ein Paar grünblauer Augen, denen ein scharfer und durchdringender Blick eine stets wache Intelligenz verraten, welche aber auch mitunter vor Zorn sprühen können.

Ja, ausschlaggebend für den Standort der Burg Kreuzenstein ist die Nähe zur Haupt- und Residenzstadt Wien gewesen. So ist der Graf in kürzester Zeit am Hof präsent, um nur zwei seiner umfangreichen Tätigkeiten herauszugreifen; dem Kaiser bei der Nordpolexpedition als Finanzier und Berater hilfreich zur Seite zu stehen oder etwa dem Kronprinzen Rudolf als Berater und Redakteur beim Monumentalwerk über die österreichisch-ungarische Monarchie zu unterstützen. Der Kronprinz Rudolf, jener hochbegabte und genauso tragische Erbe eines Weltreiches weilt bereits mehr als zehn Jahre nicht mehr unter den Lebenden. Ein junges, hoffnungsvolles Leben, durch das Gift der Aussichtslosigkeit und der Intrige, und zudem noch in seiner Todesstunde zum Mörder geworden. Grauenhaft und unvorstellbar! Doch der Geist des Kronprinzen ist bis heute lebendig und spürbar, denkt der Graf bei sich. Unten im Turm, wo sich die Bibliothek des Schlosses befindet, steht in 25 Bänden das posthum in der Hauptsache von der gnädigen Frau Kronprinzessin Stephanie herausgegebene Kronprinzenwerk als stetes und unleugbares Zeugnis für den Forschergeist und Idealismus des einstigen Kronprinzenpaares. Trotz aller Verschiedenheiten wären Rudolf und Stephanie über alle Gräben hinweg wenigstens in dieser einen Hinsicht ein ideales Paar gewesen.

Graf Nepomuk Wilczek, hat sich ganz bewusst vom lebhaften Getriebe der Residenz in Wien, wo er in der Herrngasse ein

repräsentatives Palais sein Eigen nennt, nach Kreuzenstein oder Moosham zurückgezogen. Seine Gattin ist mit den drei Kindern in Wien geblieben und stellt sozusagen die Statthalterin dort.

Der Anlass für den Bau der Burg Kreuzenstein ist ein spätgotischer Sakristeischrank gewesen, den er im Chorherrenstift Neustift nahe Brixen erworben hat. Freilich ist dies Ungetüm viel zu groß und zu sperrig gewesen, um denselben in einem geeigneten Raum unterbringen zu können. Um diesem außergewöhnlichen Möbel dennoch einen geeigneten und repräsentativen Rahmen bieten zu können, und es damit voll zur Geltung zu bringen, lässt Graf Wilczek schlicht und einfach eine ganze Burg bauen. Insgesamt hat das nicht minder kostbare Gehäuse zur Aufbewahrung des Neustifter Sakristeischrankes ganze 80 Zimmer bekommen.

Nicht anders hat es sich auch beim seit längerer Zeit nicht mehr bewohnten und genutzten Schloss Moosham abgespielt. Während einer Durchreise bemerkt der Graf die am Felsporn stehende Baulichkeit und macht den dortigen Verwalter, einen Bauern, welcher allein in den leer stehenden Trakten wohnt, ausfindig. Der Gutsverwalter lässt sich schließlich doch erweichen und zeigt als Führer dem illustren Gast auf einem ausgedehnten Rundgang die unbewohnten Gemächer, welche dringend einer Revitalisierung bedürfen.

Inmitten des Rundganges entdeckt Graf Wilczek eine Stubentäfelung aus Zirbenholz, welche er für die Burg Kreuzenstein zu erwerben gedenkt. Leider erweist sich das bauliche Juwel als unverkäuflich und nach einem langen Disput wird ihm ein Termin beim Besitzer des Schlosses ermöglicht. Im weiteren Gesprächsverlauf mit dem eigentlichen Schlossbesitzer zeigt sich dieser schließlich gar bereit, die gesamte Anlage samt allem Zugehör an den Grafen Wilczek zu verkaufen. So ist Moosham der zweite Sanierungsfall nach Burg Kreuzenstein des Grafen Johann Nepomuk Wilczek geworden – ein besonderes Juwel in jeder Hinsicht, sowohl innen als auch außen. Von außen überrascht bereits die Weitläufigkeit der Schlossanlage – und erst das darin Befindliche – eine wahre Augenweide, wohin man auch blickt und wo immer man auch stöbert. Insgesamt umfasst Schloss Moosham etwa 100 Zimmer, welche die Kunstsammlungen des Grafen beherbergen.

Schon während der Abriß- und neuerlichen Aufbauarbeiten der Gemäuer ist dem Grafen aufgefallen, dass die damit befassten Arbeiter lieber in den umliegend selbst notdürftig errichteten Hütten ihr Quartier nahmen, als in dem für sie eingerichteten Behelfsquartier im oberen Schlosshof. Als der Graf in eigener Person Nachfrage hält, bekommt er stets dieselbe Antwort zu hören: Dieses Schloss war über mehrere Jahrhunderte hinweg das Blutgericht für den Lungau gewesen und daher ein unheimlicher und verwunschener Ort – um es gelinde auszudrücken.

Bei aller Rationalität und geordneter Denkweise hat sich Graf Wilczek des öfteren gefragt, ob an den Ängsten der Arbeiter und der umliegend ansässigen Bevölkerung nicht doch etwas dran sein könnte. Bei näherer und eingehender Betrachtung erscheint ihm nach reiflicher Überlegung der ganze Gedankengang bei weitem nicht mehr so utopisch und purer Aberglaube zu sein, wie am Anbeginn. Wurden denn in Moosham nicht über zwei Jahrhunderte hinweg zumeist Unschuldige gefoltert, gefangen gehalten, zum Tode verurteilt und schließlich am nahen Passeggen exekutiert. Ganz besonders stark, so wurde dem Grafen Wilczek wiederholt unter großer Aufregung der Gewährspersonen höchst glaubhaft versichert, sei dieses Dämonische an den Fundamenten des so genannten Hexenturmes spürbar. Allein aus diesem Umstand erhellt deutlich, dass das Gemurmel und Gerede rund um unheimliche Vorgänge im Schloss Moosham und dessen nächster Umgebung mehr sind als bloßer Aberglaube.

Besonders Sensitive spüren auch heute noch die armen Seelen der unschuldigen Opfer auf dem Areal des Schlosses sehr deutlich oder meinen, gar die Umrisse oder Energien jener bedauernswerten Individuen zu sehen, welche durch den Hexenwahn und die barbarische Justiz der Barockzeit unverdienterweise hier ihr Leben gelassen haben. In höchst glaubhafter und flehentlicher Bitte haben erst unlängst die Bauern der Umgegend dem Herrn Grafen geschworen, man hätte die armen Seelen in einer Sturmnacht erbärmlich heulen und wehklagen gehört. Andere wieder berichteten auf Eid hin, dass sie noch vor wenigen Jahren in den Vollmondnächten in den Gemäuern des Schlosses Moosham gar Werwölfe haben herumstreichen sehen.

Ja, auch dem Herrn Grafen selbst ist es schon des Öfteren vorgekommen, dass sich mancher seiner zahlreichen Gäste entschieden weigert, direkt im Schlosse zu übernachten. Nur in den Nebengebäuden wollen die hohen Herrschaften Quartier nehmen, oder gar lieber drüben in Mauterndorf oder draußen in Tamsweg – möglichst weit von Schloss Moosham entfernt soll es jedenfalls sein. So ist deutlich zu erkennen, wie durch Mundpropaganda und zumeist üblen Tratsch derartige Unheimlichkeiten von Generation zu Generation weiter transportiert und unnötig aufgebläht werden. Oder steckt gar mehr dahinter?

Gänzlich von der Hand weisen lassen sich die Spukgeschichten rund um Schloss Moosham freilich nicht. Wiederholt ist es ja auch schon zur Zeit des Grafen Wilczek vorgekommen, dass an den Wänden des Schlosses in großer Zahl befestigte Trophäen während der Nächte von den Halterungen herab gefallen und am nächsten Morgen fein säuberlich aufgestapelt in einer Zimmerecke vorgefunden wurden. Wer sollte denn so eine Ungeheuerlichkeit in der Stille der Nacht vollbringen? Aus welchem Grunde? Aber wozu soll man denn die armen Leute noch

unnötigerweise zusätzlich ängstigen? Ist das Schloss von Moosham doch gar ein verwunschener Ort, an welchem der Geist des unseligen und berüchtigten Schörgentoni noch mehr als hundert Jahre nach dessen unrühmlichem Ende sein Unwesen treibt und herumspukt?

Um ein wenig Licht in die unheimlichen Vorgänge zu bringen, ließ Graf Johann Nepomuk Wilczek durch seinen Archivar und Hauskaplan, Pater Petrus Leobensis, aus dem Kapuzinerkloster Tamsweg stammend, in vier Kapiteln eine kurze Erläuterung verfassen. Ab dem Jahre 1890 begann der gelehrte Kapuziner mit dem Studium der sich in Archiv und Kanzlei des Schlosses Moosham befindlichen Dokumente und verfertigte daraus die folgende Darstellung zu den unheimlichen Vorgängen rund um Schloss Moosham.

## Kapitel 1

In seinem Studierzimmer sitzt der Kapuzinerpater Dr. Petrus Leobensis über seine Arbeit gebeugt an einem mit Büchern und Papieren schier überladenen Schreibtisch. Auf dem Tisch steht eine große Vasenlampe mit Porzellanfuß, auf dem sich Blumenranken befinden. Das Zimmer ist ringsum von nicht minder voll belegten Regalen mit zahllosen Büchern, Rollen und Kassetten angefüllt. Über dem Schreibtisch hängen zwei prachtvoll eingerahmte Doktordiplome der Universität von Ingolstadt, eines für das Doktorat der Theologie und eines für das Doktorat der Philosophie. Der Pater ist klein, von eher untersetzter Gestalt und trägt einen Zwicker auf seiner Nase. Er schreibt mit flinker Hand auf einen Pergamentbogen, freilich ist seine Handschrift für Andere nicht leicht zu entziffern. Seinen Namen hat er, wie eitel, in echter Manier der Humanisten nach seinem Geburtsort Leoben, ins Lateinische übertragen.

Als er vor zehn Jahren in die Dienste des Grafen Wilczek kam, war er froh, dem Klosterleben in Tamsweg zu entkommen. In Moosham besteht seine Haupttätigkeit im Archivieren und Dokumentieren der von seinem Herrn zusammengetragenen Schätze und Kostbarkeiten, zweifelsohne weit spannender als im Tamsweger Konvent jeden Tag aufs Neue den Represalien seiner Mitbrüder ausgeliefert zu sein. Diese, wie auch der ehrwürdige Herr Prior hielten Pater Petrus nämlich ob seiner gelehrten Ambitionen stets für überspannt, spleenig oder schlichtweg verrückt. Das Leben in Moosham war dagegen das reine Paradies. Hier konnte er nun ungestört seinen Interessen und Ambitionen frönen, zumal der gnädige Herr Graf ohnehin nur sporadisch sich sehen ließ – ob seiner vielen Tätigkeitsfelder, die diesen einzigartigen Menschen rund um die Uhr in Anspruch nehmen, wahrlich kein Wunder. Ja, mit dem Herrn Grafen konnte man tiefere Gespräche führen, als mit all den anderen Leuten, die einem so begegneten. Kein

Verständnis für meine Wissenschaften haben sie gehabt die Herren Kapuziner in Tamsweg, stattdessen hätten sie sich scheinheilig, wie sie eben sind, nur an ihre Gebetstexte und Litaneien geklammert, bigott und falsch wie sie eben nun mal sind diese Altarwanzen! Aber gut, dies ist Vergangenheit und um wie viel schöner gestaltet sich nun das Leben in den Diensten des Herrn Grafen.

Schloss Moosham, gelegen auf einem Sporn des Mitterberges, mit der darunter sich lieblich hinbreitenden Moorlandschaft hat wohl in der ganzen Monarchie an Herrlichkeit und Schönheit kaum seinesgleichen nochmals. Und erst die kostbare Innenausstattung. Wie ist den vielen Besuchern dieses Kleinodes vor Staunen der Mund offen geblieben, wenn er oder der gnädige Herr in höchst eigener Person die Stauenden von Raum zu Raum führten. Wie die Untersuchung der Bausubstanz durch den Herrn Landeskonservator erst unlängst ergab, dürften die ältesten Bauteile des Schlosses wohl noch aus dem 13. Jahrhundert stammen, doch ist sich der Pater Leobensis sicher, dass es an diesem Orte wohl zuvor schon einen antiken Kultplatz gegeben haben muss (schlüssige Beweise hofft der gelehrte Kapuziner in Bälde beibringen zu können). Noch dem heutigen Betrachter bietet sich eine einzigartige Schlossanlage, welche ihre letzten Umbauten im 17. und 18. Jahrhundert erfahren hat. Dieser bauliche Aufwand hat wohl seine höchste Ursache in der Wichtigkeit der Anlage als Gerichtssitz und Blutgericht des Erzbistums Salzburg. In negativer Hinsicht fällt gerade die frappante Anhäufung von Abnormitäten der an diesem Orte verhandelten Fälle auf: Hexen, Zauberer, Werwölfe, Chiromanten und ähnlich Unglückliche mehr.

Pater Petrus Leobensis wertet ein Verhörprotokoll vom 18. Dezember 1739 aus, in welchem der Richter Sebastian von Stürzk im Auftrage des Mooshamer Pflegers, Balthasar von Schaffmann, einst die Aussagen der folgend genannten Personen zu Protokoll nahm. Diese Zeugen waren Wilhelm von Ranftelhofen, 41 Jahre alt und Haushofmeister des Burgpflegers Balthasar von Schaffmann; sodann Helene Stehring, 65 Jahre alt und Köchin auf Schloss Moosham und Alois Wielander, 57 Jahre alt und als Büttel des Blut- und Pflegegerichtes Moosham am Orte beschäftigt.

Der Büttel Alois Wielander, ein kleiner Mann mit rotem Haupthaar und Bart sagt folgendes aus:

Am Abend des 10. Dezember 1739 habe der Gerichtsscherge von Moosham, Anton Heilmayr, wie stets üblich, zuerst seinen Rundgang durch die Verliese und die Folterkammer des Gerichtes unternommen. Sodann setzte er sich in einen großen Lehnstuhl und begann mit seiner auffällig schönen und gestochen scharfen Handschrift die von den Schreibern angefertigten Notizen über die aus den Gefolterten herausgepressten Geständnisse genauer auszuführen. Hierbei setzte er sich voller Selbstanmaßung hinter den Tisch des gnädigen Herrn Rich-

ters und grinste mit boshafter Miene vor sich hin. Auffallend sind auch die für einen Mann seiner Größe außergewöhnlich schmalen Hände mit den ebenso auffallend weißen Fingern, welche an eine Spinne erinnern. So thronte der Gerichtsscherge für mehrere Stunden auf des Pflegers Stuhl, wenn dieser gerade nicht im Schlosse weilte. Ungehörig und geradezu gotteslästerlich war auch stets sein übriges Betragen. In der ganzen Umgegend nannte man den perversen Sadisten Anton Heilmayr ob seiner Tätigkeit als Gerichtsscherge nur noch den „Schörgentoni“. Im ganzen Lungau weiß jedermann, was es heißt, von diesem unmöglichen Manne reden zu hören und sein Nahen verheißt wahrlich nichts Gutes.

So thronte also der Gerichtsscherge für mehrere Stunden auf des Pflegers Amtsstuhl. Ob dieser ungeheuren und wahrlich blasphemischen Anmaßung müsste ja eigentlich die sich darüber befindliche Madonna mit dem Kinde und den beiden herrlichen Kronen in Tränen ausbrechen oder gar herabfallen. Aber nichts dergleichen geschah. Von falschem Stolze über jegliche Gebühr hinweg aufgebläht, führte sich der Schörgentoni stets so auf, als sei er der eigentliche Richter auf Schloss Moosham. Dadurch sei er nicht nur bei den Bedienten des Gerichtes sehr unbeliebt, sondern er wurde im Laufe der Jahre auch dem gnädigen Herrn Richter sehr verhasst. Lediglich die Pfleger von Moosham, allesamt der hochwürdigen Familie derer von Schaffmann zuzuzählen, hätten den Schörgentoni ungehindert in seinem Treiben gewähren lassen.

In der besagten Nacht des 10. Dezember 1739 sei der Schörgentoni während seiner eifrigen Schreibearbeit jedoch zusehends unruhiger und fahriger geworden. Besonders fiel dem Büttel Wielander auf, dass die ansonsten so charakteristische Bräune im Gesicht des Schörgentoni immer mehr in ein Aschfahl überwechselte. Plötzlich sprang der Dämon in Menschengestalt aus seinem Sessel auf und sei wie von Sinnen aus dem Gerichtszimmer gestürzt und zum Ausgang des Hexenturmes hinabgeeeilt. Neugierig und zugleich von Angst angetrieben, schlich Wielander dem sich so seltsam Gebärdenden nach und kam hinter diesem in den Schlosshof hinab. Dort war der Toni bereits die Treppe hinabgewankt und eilte auf den mehr als 60 Meter tiefen Schlossbrunnen zu.

Dass der Schörgentoni am Rande des Brunnens niedersank, bestätigte auch die 65jährige Köchin des Schlosses Moosham, Frau Helene Stehring in vollem Umfange der Erzählung des Büttels Wielander. Sie ist eine mittelgroße, schlanke Frau mit schwarzem Haar. Wiederholt sei auch ihr das aufgeblasene und hochtrabende arrogante Benehmen des Schergen Heilmayr aufgefallen – ganz so, als wäre dieser armselige und aufgeblasene Wicht der eigentliche Schlossherr in Moosham. Pah, was war der denn schon gar anderes als der billige Handlanger der Herrschaft und des Blutgerichtes. Gewiss, je weniger einer in Wirklichkeit wert ist, umso mehr bläht er sich auf.

Des Öfteren verdächtigte der Schörgentoni die ehrbare Frau Köchin der Hexerei und des Verbrechens des bösen Blickes. Er machte Frau Stehring auch wiederholt beim Schlossherrn schlecht, insbesondere wegen deren Interesse an alten Sachen. Wegen ihrer Passion brachten ihr die Leute aus dem gesamten Umkreis alte Artefakte, die niemand mehr haben wollte, und welche der Köchin stets viel Freude bereiteten. Vom gnädigen Schlossherrn bekam die wegen ihrer vorzüglichen Kochkunst allgemein nur „Heli“ genannte Frau gar drei Zimmer im Schloss zugeteilt, um ihre Schätze unterbringen zu können.

Diese besondere Gunst des noblen Herrn war wiederum dem Schörgentoni ein besonderer Dorn im Auge, und er begann die Köchin nun immer und überall schlecht zu machen. Wiederholt meckerte der Schörgentoni über das von Frau Stehring zubereitete Essen – wohl gemerkt als Einziger im ganzen Schloss! Um sich beim Lästere gebührend zu revanchieren, gab die Köchin nur in seine jeweilige Portion etwa ranzige Nüsse oder streute noch eine Extraportion Salz darüber. Als etwa der Besuch des höchstwürdigen Herrn Erzbischofs angesagt war, gab die kluge Frau zur morgendlichen Brühe des Schergen eine extragroße Portion Katharinenkraut, gepaart mit einer feinen Prise von getrockneter und anschließend pulverisierter Fuchsleber. Mit verheerenden Folgen für den Toni. Von der Visite des geistlichen Fürsten bekam der Böse jedoch nichts mit, da er sich den ganzen Tag über unter großen Qualen auf dem Leibstuhl wand.

Als nun der Schörgentoni in jener bedeutsamen Nacht aus dem Hexenturm herauskam und in Richtung des Schlossbrunnens wankte, so fiel auch der Köchin das Besondere an seiner Haltung und Gangart auf. Er glich vielmehr einem Ohnmächtigen oder einem Nachtwandler, als einem Lebenden. Zudem bemerkte sie auch ein dämonisches und eigenartiges Flackern in seinen Augen. Ja der Schörgentoni wirkte völlig geistesabwesend und wie eine Marionette an ihren Fäden von einer fremden Hand gelenkt. All ihre Beobachtungen machte sie vom Eingang der Selchkammer aus, wo sie sich eben vom Fortschreiten des Räucherprozesses bei den sich dort befindlichen Würsten höchstpersönlich überzeugte. Ganz besonders sei der Frau aufgefallen, dass der Toni sie nicht schon von weitem mit irgendwelchem Unflat angeplärrt hatte, wie er dies sonst stets zu tun pflegte. Ja, an diesem merkwürdigen Tage schien der Unhold sie völlig übersehen oder gar nicht bemerkt zu haben.

Genauso merkwürdig wie den beiden Obgenannten erschien das Verhalten des Schörgentoni dem dritten Zeugen, dem Haushofmeister Wilhelm von Ranftelhofen. Der 45jährige ist ein großer Mann und hat neben blondem Haar auch einen Kinn – und Oberlippenbart. An ihm besonders auffällig ist sein stets gutmütiger Gesichtsausdruck und seine etwas zu groß geratene Brille.

Oftmals sei er in seiner Eigenschaft als Haushofmeister mit den diversen Klagen des übrigen Schlosspersonals über das unflätige Verhalten des Schörgentoni konfrontiert worden. Mehrere Meldungen diesbezüglich beim gnädigen Herrn Baron halfen nichts. Insbesondere die weibliche Dienerschaft sei vor seinen Bosheiten und Nachstellungen nirgendwo sicher. Ja ganz besonders scheint es der Toni auf die Köchin Helene Stehring abgesehen zu haben. Diese sei jedoch die einzige gewesen, welche sich immer sofort zur Wehr gesetzt habe und es dem Übeltäter mit gleicher Münze heimzahlte. In der fraglichen Nacht war der Herr Haushofmeister mit der Anlegung eines neuen Kataloges für die Bibliothek des Schlosses Moosham beschäftigt gewesen, welchen der gnädige Herr Baron bei selbigem bis zum kommenden Feste Maria Lichtmeß bei ihm in Auftrag gegeben habe.

Wiewohl die Nacht zunehmend zum Sturme neigte, wurde er plötzlich während seiner Arbeit von einem lauten Knall aufgeschreckt. Er eilte ins Freie hinaus und erkannte, dass es wohl die hinter dem taumelnd die Treppe herunter wankenden Schörgentoni zugeknallte Eisentür gewesen sein musste, welche diesen Lärm verursacht hatte. Richtig, denn unmittelbar danach öffnete sich die schwere Eingangstür in den Hexenturm erneut und so geschmeidig wie ein Wiesel entschlüpfte der Büttel Wielander dem Turme. Um sich blickend sah der Haushofmeister den Gesuchten und Lärmerzeuger beinahe ohne Besinnung in Richtung des Schlossbrunnens wanken und dort sogleich niedersinken. Er erblickte auch den am Fuße der Turmtreppe sich befindlichen Büttel Wielander und auch die sich mehrfach bekreuzigende Köchin Helene Stehring am Eingang zur Selchkammer.

Auch der Herr Haushofmeister ärgerte sich wiederholt über das unbotmäßige Betragen des Schörgentoni, welcher sich immer wie ein kleiner Kaiser aufführte – und dies trotz seiner bescheidenen bürgerlichen Herkunft. Vermutlich habe ihn der Mooshamer Pfleger nur deshalb so lange ungestraft gewähren lassen, da der Toni durch seine im ganzen Lungau bekannte Grausamkeit der allerbeste Garant für das Mooshamer Blutgericht sei. Es braucht einen daher nicht weiter zu verwundern, dass man schlimme Kinder damit bedroht, dass sie schon einmal der Schörgentoni persönlich holen würde, wenn sie nur weiterhin so unbotmäßig und frech wären. Übereinstimmend, somit wie mit einer einzigen Zunge sprechend, berichteten die drei obgenannten Zeugen: Niemand von ihnen hätte sich getraut, dem offenbar bewusstlos am Boden liegenden Toni zu Hilfe zu eilen, zumal der nächtliche Sturm plötzlich sich noch weitaus stärker erhob als zuvor.

Im Burghof zeigte sich eine riesige Windhose, aus welcher sich – Gott der Allmächtige stehe uns bei! – eine von vier Rappen gezogene schwarze Kutsche hervor schob. Die Augen der vier Rösser glühten gespenstisch in Rubinrot. Das Zaumzeug der edlen Tiere war aus schwarzem Samt gefertigt.

Kein Zweifel möglich! Der Urian persönlich steht im Schlosshof von Moosham!!!

Als sich der Schörgentoni am Brunnen wieder aufrappeln wollte, sprang vom Bock des unheimlichen Gefährtes ein völlig in Schwarz gewandeter Kavalier herab und schritt auf den zu Tode Erbleichten zu. Nach einem kurzen Wortwechsel, den man wegen des immer noch heulenden Sturmwindes nicht verstehen konnte, packte der Fremde den strampelnden und wild um sich schlagenden Schörgentoni und verfrachtete den Widerspenstigen in das Höllengefährt. Als der unheimliche Kutscher nun wieder auf dem Bock Platz nahm und die Rappen zum Aufbruch antrieb, bemerkte man an ihm einen Spitzhut mit einer langen Feder und einen eigentümlichen Kinnbart. Ja die Frau Köchin wollte gar noch einen äußerst verdächtigen Schwanz vom Kutschbock herabbaumeln gesehen haben – somit war keinerlei Zweifel mehr möglich, wer dies gewesen war.

Der Teufel in höchsteigener Person hatte den Schörgentoni in die Hölle hinabgeschleppt!!!

Nachdem der dämonische Spuk sich wieder verzogen hatte, hörte auch der Sturmwind sofort auf. Nun wurde auch den drei Zeugen des gespenstischen Treibens wieder allmählich nach Leben zumute. Es konnte doch nicht möglich sein, dass drei Personen sich dieselbe Grausamkeit eingebildet haben konnten. Erst als man neben dem Schlossbrunnen einen Fleck verbrannter Erde in Form eines Hufeisens fand, wusste man sicher, dass man sich die unheimliche Szenerie nicht nur eingebildet hatte. Der Schörgentoni hatte somit seine gerechte Strafe bekommen und seinem Leben war vom Höllenfürsten höchstpersönlich das passende und ihm zustehende Ende bereitet worden.

Vier Tage nach dem nächtlichen Vorfall, am 14. Dezember 1739 erschien die in unmittelbarer Nähe des Schlosses Moosham hausende Kräutersammlerin und Heilkundige Aloisia Lamminger beim Richter und meldete folgende Begebenheit: Sie sei vor drei Nächten unterwegs gewesen, um Flechten zu sammeln, da selbige in der Vollmondnacht besonders große Heilkraft besitzen würden. Plötzlich hörte sie im Schindergraben neben dem Schloss einen wüsten Lärm und ging der Ursache desselbigen nach.

Da! Die von den drei Zeugen geschilderte Höllenkutsche raste auch schon an der Lammingerin vorüber. Drinnen rudert der Schörgentoni um sein Leben wimmernd und versucht verzweifelt und zugleich vergeblich, aus dem Gefährt zu entkommen. Der Kutscher redet begütigend auf den Tobenden ein: „Beruhige dich doch! Du hast mir so lange treu gedient, nun da deine Lebenszeit um ist, so hole ich Dich zu mir hinab!“ Die weise Frau wurde durch den unerträglichen Schwefelgestank, welcher die Kutsche umgab, rasch daran erinnert, wer hier

eben an ihr vorbeigesprengt war. Ja es stank entsetzlich, als ob es 50 Alraunen auf einmal gewesen wären.

Gegenüber dem Mooshamer Richter zeigte sich die Lammingerin höchst befriedigt darüber, dass dieser Unhold endlich sein gerechtes Ende gefunden habe. Schon mehrmals hatte der Schörgentoni auch sie wegen angeblicher Hexerei und Zauberei beim Richter angeschwärzt. Ja, dies sei ihm wohl bekannt, entgegnete ihr der Herr Rat in nur wenig freundlichem Tone. Auch ihm war die alte Frau schon früher höchst verdächtig vorgekommen. Beide hatten jedoch nie auch nur den kleinsten Beweis für ihr frevelhaftes Betragen entdecken können. So schien es der Kräutersammlerin angezeigt, den brisanten Ort rasch zu verlassen, bevor man sich den Unwillen des Mooshamer Richters auf sich ziehen würde. Wer weiß, dann würde es auch ihr schlecht ergehen. Zum Abschied versicherte sie dem vor ihr sich schon immer drohender aufbauenden Richter, dass sie die Kräuter und Heilpflanzen an jener Stelle, wo ihr die Höllenkutsche begegnete, in Hinkunft nur noch für die Herstellung von Brech- und Abführmitteln verwenden werde. So könnten auch diese Gewächse, in Erinnerung an den Sadisten und Menschenquäler von Schloss Moosham in adäquater Weise ihre Wirkung tun. Nachdem der gestrenge Herr Richter ein kurzes „Raus mit Dir, Weib!“ gebrüllt hatte, suchte die Lammingerin rasch das Weite und nahm sich in Zukunft vor, die Umgebung der Burg möglichst großräumig zu meiden.

## Kapitel 2

Der Chronist Pater Petrus Leobiensis wertet in seinem Studierzimmer ein ihm vor längerer Zeit aus dem Kapuzinerkloster in Tamsweg übersandtes Manuskript aus. Dieses Dokument enthält wichtige Mitteilungen über die Kindheit und Jugend des Schörgentoni. Das Schriftstück ist mit dem Datum des 28. März 1717 datiert und gibt die Aussagen des Priors Pater Agapet, 67 Jahre alt, Pater Ildefons (50 Jahre alt und Bibliothekar), Pater Petrus, 55 Jahre und Pförtner sowie auch des Pater Romuald, 45 Jahre alt und im Konvent der Tamsweger Kapuziner als Koch und Küchenmeister wirkend, wieder.

Prior Pater Agapet teilt mit, dass der Schörgentoni am 30. August des Jahres 1700 in Tamsweg als ältestes der elf Kinder des Schaffners Benedikt Heilmayr und seiner Gattin Kreszentia, einer gebürtigen Knoll, geboren. Als Knabe erschien er bereits ungewöhnlich hoch aufgeschossen und war zudem stets sehr bleich, nahezu blutleer. Als Erwachsener war er ebenso schlank geblieben, trug langes schwarzes Haar und einen Oberlippenbart. Aus seinem langen Gesicht schauten einem kalte und hinterlistig berechnende Augen entgegen, welche ihr Gegenüber zumeist wie eine Schlange zu fixieren pflegen.

Der Pfarrer von Tamsweg, wo der junge Mann seine erste Grundbildung erhielt, berichtete sehr eindringlich von der raschen Auffassungsgabe, einem enormen Lerneifer und einer schier nicht zu stillenden Wissbegierde. Der Bub fasste sehr rasch das ihm Mitgeteilte auf und fand sich auch alsbald im Gefilde des Lateinischen spielend zurecht.

Der Halbwüchsige verblüffte bereits seine Eltern aufs Allerhöchste, indem er ihnen bei jedem zu erwartendem Geschwisterchen präzise genau das Geschlecht des neuen Erdenbürgers richtig prophezeite. Als sich dies in Tamsweg und der näheren Umgebung verbreitete, war man sich sehr rasch einig, dass der junge Heilmayr mit der Gnade des Zweiten Gesichtes gesegnet sei. Ja, besonders Eifrige glaubten gar, in dem Sohn des alten Heilmayrs eine männliche Ausgabe der heiligen Seherin Hildegard vor sich zu haben; dies umso mehr, als der kleine Toni auch wie die heilige Seherin vom Rhein genau und präzise die Färbung noch ungeborener Kälber richtig zu prophezeien wusste. Somit kann es nicht weiter Wunder nehmen, dass allmählich die ersten Stimmen laut wurden, ob der Toni trotz seines noch jugendlichen Alters nicht bereits mit dem Teufel im Bunde sei.

Pater Ildelfons teilt wiederum mit, dass ihm am Schörgentoni bereits im jugendlichen Alter ein deutlicher Hang zur Einzelgängerei aufgefallen sei. Er sei nahezu immer mit sichtbarer Freude in der Finsternis unterwegs gewesen, und dies gar im Wald, welchen ohnehin jeder vernünftige Mensch bei Einbruch der Dämmerung sich zu verlassen beeile.

Ein besonders unheimliches Faktum ist, dass der Schörgentoni, welcher bis hinüber nach Murau ganz allgemein als grässlicher Sadist bekannt sei, mit der linken Hand schreibt. Vermutlich hatten sowohl sein Vater, wie auch der Herr Schulmeister in Tamsweg aus Angst und Furcht nie versucht, diesen offensichtlichen Makel beizeiten zu korrigieren.

Des öfteren hatte man im Tamsweger Umkreis erzählen hören, der Toni sei bereits als junger Mann der grauenhaften Wilden Jagd begegnet. Ja, dieser Unheimlichkeit rühmte er sich dem Vernehmen nach oftmals in der Öffentlichkeit. Wie er es freilich geschafft habe, stets unbeschadet dem Spuke zu entkommen, hat er niemandem verraten. Ja zum Großteil sei er der Bevölkerung schon seit seiner Kinderzeit hochgradig verdächtig vorgekommen.

Pater Petrus, der Pförtner des Tamsweger Konventes teilt über den Schörgentoni die folgenden Kuriosia mit: Der Toni Heilmayr habe sich stets seinen eigenen Eltern gegenüber äußerst brutal erzeigt. So habe er zu wiederholtem Male seine Eltern gezüchtigt und sich mit den wüstesten Flüchen und Beschimpfungen gegen die beiden versündigt. Seine überaus fromme Mutter, eine gottesfürchtige und mildtätige Frau, wel-

che der Tamsweger Kirche und auch drüben in Murau manch fromme Stiftung tätigte, warf der Unhold einmal in Rausch und Zorn die Kellerstufen hinab. Nachdem die bedauernswerte Frau von dieser Misshandlung wieder genesen war, behielt sie von dieser Misshandlung ihr Lebtag ein steifes Bein zurück.

An der rechten Hand hatte der Toni bereits im Kindesalter gut sichtbar den Ansatz eines sechsten Fingers sehen lassen. Dies war so deutlich zu sehen gewesen, dass einige ganz genau Hinschauende gar meinten, einen kleinen sechsten Fingernagel an seiner Rechten erkennen zu können. Somit erklärt sich auch die Vorliebe des Schergen für Handschuhe, welche er beinahe bei jeder Witterung zu tragen pflegte. Dies war eigentlich kein Wunder, dass er bei seinen Schlechtigkeiten und Übeltaten ähnlich stigmatisiert worden war wie seinerzeit die Königshure Boleyn.

Wiederholt habe man den zumeist stets als Sonderling und Einzelgänger verschrieenen jungen Mann mit Tieren reden hören, wie etwa mit Hunden, Katzen oder Kälbern. Offensichtlich versteht der Toni Heilmayr deren Sprache und auf seine Worte hin reagierten des öfteren die von ihm angesprochenen Tiere weit früher als etwa bei den Zurufen der Hirten oder der Wildhüter.

Bauern der näheren Umgebung von Schloss Moosham bis zur Burg Mauterndorf hinüber berichteten mehrfach über vom Schörgentoni verursachten Schadenzauber. So soll er oft Kühe behext haben, damit diese keine Milch mehr geben konnten, oder wenn, dann nur unter großen Schmerzen für die armen Tiere eine ungenießbare Brühe aus ihren Eutern herauspressen konnten. Ebenso soll er die Eier der Hühner verwunschen haben, sodass daraus nur noch giftige Kröten auschlüpfen.

Die meisten Untertanen des Pflegegerichtes Moosham hielten den Toni durchaus der Lykantrophia fähig. Zuzutrauen wäre ihm dies ohne weiteres, wenn man nur seine hündische Visage und seine Neigung, überall allein herumzustreichen, näher betrachte. Er habe wie gesagt eine große Vorliebe dafür, allein durch die Gegend zu streifen. So würde er bestimmt auch Friedhöfe heimsuchen, und wahrscheinlich Gräber zu entweihen oder sich gar – Gott möge verhüten! – sich in einen Werwolf zu verwandeln.

Ein Waldhüter erzählte einmal, unweit vom Passeggen beobachtet zu haben, wie sich ein wildes Tier unter heftigen Verrenkungen von oben bis unten mit seinem eigenen Urin beschmiert habe. Wie der Mann unter Eid aussagte, sei dies ganz bestimmt der Schörgentoni gewesen, den er hiernach auffallend blass und erschöpft in Richtung des Schlosses Moosham habe davonschleichen sehen.

Pater Romuald in seiner Eigenschaft als Küchenmeister und Koch des Tamsweger Kapuzinerkonventes teilt über den

Schörgentoni die folgenden Informationen mit: Er hätte bereits als Jugendlicher einen derartig stechenden Blick besessen, dass sich bereits damals alle vor ihm gefürchtet hätten. Es soll ihm auch schon immer möglich gewesen sein, alle möglichen wilden Tiere durch bloßes Ansehen derartig gefügig zu machen, wie dies sonst keiner vermochte. Ja, sogar besonders aggressive Jagdhunde oder auch tobende Keiler seien vor ihm winselnd und wehklagend am Boden gelegen.

Als besonders verwerflich wird an seiner Person angegeben, dass er sich auch der Lektüre lutherischer Schriften hingegeben habe oder gar der Todsünde der Sodomie gehuldigt habe. Bereits in seiner Jugendzeit habe der Toni höchst verdächtige und seltsame Pentagramme gemalt, welche ihm vermutlich als Utensilien und Requisiten für seine Buhlschaft mit dem Teufel gedient haben mögen.

Man sei zudem in der Umgegend von Tamsweg restlos davon überzeugt, dass sich der Toni zum wiederholten Male der Sodomie hingegeben habe und auch die Verwandlung seiner Person in einen Werwolf – Gott verschone! – traute man ihm ohne lange Nachzudenken rundheraus zu. Als besonders stichhaltiges Indiz für die Nähe des Schörgentoni zur Lykantrophia führt man stets dessen wolfähnliches Aussehen mit dem dichten, schwarzen Haar und die auffallend spitzen Eckzähne im Oberkiefer als gewichtige Argumente ins Feld.

Nur durch einen Teufelsbund sei dieser Sadist allerreinsten Wassers zum obersten Gerichtsschergen auf Schloss Moosham geworden. In nie müde werdender Perversion habe er sich stets neue Foltermethoden ausgedacht, um die dem Mooshamer Blutgericht als Verdächtige überantworteten Personen auf das Abscheulichste zu quälen.

Durch ebenjene Buhlschaft mit dem Teufel sei der äußerlich nur wenig ansehnliche Scherge der erklärte Liebling aller Frauen geworden. Sämtliche Dienstbotinnen von Schloss Moosham seien ihm ja völlig verfallen und geradezu hörig gewesen und selbige hätten von dem Wüstling und Unhold ja auch belegtermaßen zahlreiche Bastarde empfangen. Mit der allergrößten Selbstverständlichkeit hätte der Unverschämte auch mit der Gattin des Herrn Pfleger verkehrt. Als dies dem Schlossherrn gemeldet wurde, so ließ der unflätige Frevler die gesamte Nachkommenschaft in inzestioser Leidenschaft zueinander entbrennen. Vertraulichen Mitteilungen zufolge soll der Schörgentoni des öfteren die Töchter des Schlossherrn selbst entehrt haben.

Mit einem leichten und unglaublichem Kopfschütteln beendet der Pater Petrus Leobensis die Übertragung der wesentlichen Inhalte des ihm vorliegenden Manuskriptes aus dem Jahre 1717. Wie aus dem obgenannten deutlich erhellt, erschien der Schörgentoni bereits seit seiner Kindheit seinen

Mitmenschen als höchst außergewöhnlich, um es zunächst verharmlosend auszudrücken. Während man am Beginn der Meinung war, man hätte möglicherweise ein von Gott begnadetes Kind vor Augen, so wandelte sich diese Auffassung jedoch rasch und immer gründlicher in ihr genaues Gegenteil um. So wurde bereits in jungen Jahren dem von jeglicher Norm abweichenden Anton Heilmayr immer deutlicher eine Buhlschaft mit dem Teufel angelastet und angedichtet.

Aus dem obig Beschriebenen kann man sehr genau erkennen, wie rasch üble Nachrede und übler Tratsch einen Menschen stigmatisieren können. So wurde der Schörgentoni zum Prototypen aller Übeltaten, welche einem Menschen nur einfallen können. Seine Beschäftigung als Scherge beim Blutgericht auf Schloss Moosham fügt sich in dieses Bild nahtlos ein. Bei weitem nicht völlig grundlos wurde der Toni somit zum Inbegriff aller Grausamkeiten und Übeltaten gemacht, welche sich in Zusammenhang mit den Verfolgungen von Hexen, Zaubern und Vaganten aller Art im Lungau ereigneten.

Wie man heute jedoch weiß, soweit es einem nicht der eigene Menschenverstand vernünftigerweise eingibt, sind solche Schauermärlein in ihrer Fülle und abschreckenden Grausamkeit ein gesuchtes und gerne angenommenes Fressen für die Einbildungskraft des von jeglicher höheren Bildung völlig unbeleckt gebliebenen Pöbels. ■ ■

# Die immerwährende Schifffahrt

■ VON WOLFGANG MAYER-KÖNIG

Über der Bedeutung dessen, dass Menschen sich von einem Ort zum anderen bewegen, um einander helfend, fördernd, weiterbringend, sinnvoll und freundlich zu begegnen, steht das Ideal aller Seeleute, alle Hoffnung an einem jenseitigen Ufer hinterlegt zu haben. Dieser Aspekt ist auch spirituell zu verstehen. Alle diese Bestrebungen sind in anschaulicher Weise im ältesten schriftlichen nautischen Dokument unserer Geschichte, nämlich der Errettung aus dem mediterranen Schiffbruch der Gefangenschaftsreise des Apostels Paulus durch Lukas, in der biblischen Apostelgeschichte geschildert. Oder denken wir nur an die bildlichen Darstellungen der Donauüberquerung durch die Classis Pannonica des in Wien verstorbenen römischen Kaisers Marc Aurel, eindrucksvoll auf einem Relief der Marc Aurel-Säule, auf der nach ihr benannten Piazza Colonna in Rom zu sehen, oder die Classis Flavia Moesica auf der noch 80 Jahre älteren Trajanssäule auf dem Trajansforum in Rom. Wie geradezu lebendig finden wir dort die Situation vor, wie römische Truppen auf einer Brücke aus nebeneinander verketteten Schiffen die Donau überqueren, um die Markomannen abzuwehren. Aber wir sehen auch alltägliche Transportschiffe die Donau befahren, um Menschen mit Gütern zu versorgen. Genauso spielt es sich beim Imbarco da Novae der ersten Italika-Legion ab. Schon mit dem Tod von Kaiser Marc Aurel in Wien, hat die antike Schifffahrt einen besonderen Bezug zu Österreich. Erinnern wir uns, dass sich später, nämlich im September 1382 Duino im Golf von Triest vom Patriarchat von Aquileja löste, und Lehensträger des Herzogs Leopold des Dritten wurde. Damit verbanden sich die Länder im Ostalpenbereich mit dem Herzogtum Österreich an der Donau und erstreckten sich sodann bis zum Meer, dem nunmehr Österreichischen Küstenland, dem „Histerreich“, wie es im Mittelalter genannt wurde. Die Kommunikation auf den Flußwegen, den Wasserstraßen, wie der Donau, aber nun auch der maritime Zugang waren also hergestellt. Beide Elemente finden wir seither repräsentiert. Auf diese Weise nahm auch die Seeherrschaft Österreichs ihren Anfang. Unter Kaiser Karl dem Fünften konnte schließlich eine Weltherrschaft zur See aufgebaut werden, in der die Sonne nicht unterging. Nach der heute üblichen Einteilung der Welt in 24 Zeitzonen lagen Österreichs Länder innerhalb eines Drittels all dieser Weltzeitzonen. Der Doppeladler wird bis heute im gesamten lateinamerikanischen Raum und auch in Spanien als „Aquila d' Austria“ und nicht als Reichsadler oder Staatswappen bezeichnet. Am 25. 5. 1571 wurde in Rom die „Heilige Liga“ zwischen dem Papst, also dem

Kirchenstaat, der Republik Venedig, den Malteserrittern und der spanischen Krone unterzeichnet. Sie richtete sich vor allem zum Schutze Venedigs und des Veneto gegen die Türken und gegen islamische Seeräuber aus Libyen, Algerien und Tunesien und bestand aus zweihundert Galeeren und fünfzigtausend Marinesoldaten. Zum Generalkapitän, also obersten Admiral, bestimmte der Papst einen sechszwanzigjährigen Österreicher, Don Juan d'Austria, den illegitimen Sohn Kaiser Karls des Fünften. Er hat sich und Österreich, als Gewinner der größten Seeschlacht des Mittelalters bleibend in die Seefahrtsgeschichte der Welt eingeführt und verankert. Die Kolossalgemälde in der Sala grande e generale des Palazzo Ducale in Venedig geben ein eindrucksvolles Zeugnis davon ab. Dieser Österreicher kommandierte als Oberbefehlshaber zu Wasser auch den Genueser Admiral Andrea Doria. Auch ein junger spanischer, freiwilliger Seekadett, kein geringerer als Cervantes, der Dichter des „Don Quijote“, war von dem denkwürdigen Tag der Seeschlacht zutiefst beeindruckt und bewegt, in welcher allerdings dreißigtausend muslimische Türken und achttausend Christen starben. Seither werden überall auf der Welt die Mittagsglocken geläutet, und in vielen Ländern weltweit „Lepantoläuten“ genannt, im Gedenken an den siegreichen Ausgang dieser Schlacht um 12 Uhr, als die Gefahr der Islamisierung von Europa vorläufig gebannt war. Der Schutz Veneziens, der auf See erreicht wurde, konnte auf solche Weise auch sodann für Wien, auf den Flüssen und am Donaustrom erreicht werden. In den Jahrzehnten nach der ersten erfolglosen Türkenbelagerung Wiens, versuchten die muslimischen Türken, wieder ohne besonderen Erfolg, mittels Donauflottillen vorzudringen. Um 1540 entstanden im Wiener Arsenal auch immer wieder Donaukriegsschiffe für Kriegsschauplätze in der ungarischen Tiefebene. 1540 wurde dem generellen Fahneneid die bis 1918 gültige Formel „zu Wasser und zu Land“ beigefügt. Prinz Eugen von Savoyen, dessen Dienste, obschon er aus dem französischen Königshaus stammte, vom französischen König stets abgewiesen wurden, verdingte sich deshalb, einen Besuch des österreichischen Kaisers in Passau nützend, bei einer persönlichen Vorsprache als Genieoffizier, heute würden wir sagen als Offizier bei den Pionieren. Er brachte es Schritt für Schritt bis zum Oberkommandierenden der gesamten supranationalen, antifranzösischen Koalition und versenkte in dieser Eigenschaft die gesamte französische Flotte. Nach der Wiederaufnahme des Krieges gegen die Osmanen sicherte er unter anderem mit Schiffsbrücken vor Belgrad und mit der Donauflotte die österreichische Vorherr-

schaft in Südosteuropa. Er gründete als Österreicher die „kaiserlich königliche indische Gesellschaft“ wie die „Ostindische Kompanie“, die enorme Gewinne brachte, damals auch genannt wurde. Allen voran fühlte sich England dadurch natürlich „not amused“ und im Osthandel wie Indienhandel äußerst gestört.

Dann endlich, als Kaiser Karl der Sechste ohne männlichen Erben blieb, und zu einer weiblichen Erbfolge Maria Theresias auch die Zustimmung Englands erforderlich war, schlug Englands Stunde: Als Tausch für die Zustimmung ging die „East Indian Company“ von Österreich auf England über.

Obwohl die österreichische Marine „Flagge zeigte“, war sie ursprünglich venezianisch dominiert, erst im Frieden von Campo Formio 1797 wurde sie endgültig das Herzstück Österreichs. Nach dem Sieg Radetzky's 1849 bei Novarra sammelten sich die treuen Besatzungen auf den Kriegsschiffen in Triest, Pola und Fiume. Erzherzog Ferdinand Maximilian nahm die Doppelfunktion des Gouverneurs von Lombardo-Venetien und des Oberkommandierenden der Marine ein. In dem am 10. November 1859 geschlossenen Frieden von Zürich blieb der Zugang zur Adria erhalten. Auch die Lagunen-, die Gardasee- und die Donauflottille unterstanden nicht mehr länger dem Landheer sondern der Marine. Die ersten Panzerfregatten liefen von Stapel. Während die italienische Flotte als eine der größten und modernsten der Welt galt, und die als unsinkbar geltende „Affondatore“ einen riesigen Rammsporn erhielt, hatte der Österreicher Wilhelm Tegetthoff alle Hände voll zu tun, um, wegen der veralteten Schiffe schon von Haus aus unterlegen, einen halbwegs ernst zu nehmenden Gegner aus sich zu machen. Etliche Schiffe waren umgebaut und währenddessen durch Brand beschädigt, andere nicht fertiggestellt worden. Andere Holzschiffe waren hoffnungslos veraltet und unbrauchbar. Am 17. Juli 1866 hatten sich die italienische Admiralität, namentlich Persano, Albini und Vacca intern völlig zerstritten und überworfene. Am 29. Juli kam es zur Seeschlacht bei Lissa, bei der Österreich wegen des überalterten Materials nicht auf Artillerieduelle und Breitseitenschießen, sondern auf Rammen und Nahkampf setzen mußte. Die *Re d' Italia* sank binnen weniger Minuten. Auch Palestro sank. Die als unbesiegbar geltende „Affondatore“ wurde so schwer beschädigt, dass sie abdrehen mußte, und im Hafen von Ancona sank. Im Anblick des österreichischen Sieges warfen die weit überwiegend venezianischen Besatzungen der österreichischen Schiffe ihre Mützen in die Luft und riefen „Viva San Marco“.

Die Italiener hatten ihre eigene Art, mit der Niederlage fertigzuwerden. Sie verbreiteten Siegesmeldungen. Zu den dunkelsten Kapiteln italienischer Geschichte gehört allerdings später der Umstand, dass Italien im Ersten Weltkrieg vorerst im Dreibund Verbündeter Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches war, sich dann aber gemäß den Bestrebungen der ita-

lienischen Irredenta durch Gebietsgewinnversprechungen der Entente im Siegesfalle, wie zum Beispiel bezüglich Südtirol, die Angebote der Entente abwartend, neutral erklärte. Dass in Frankreich und der Schweiz eine unvergleichlich größere italienische Minderheit lebte, als in Südtirol, im Trentino, in Triest und im Friaul, blieb absichtlich ungehört und übersehen. Schließlich wechselte Italien zur Entente über, und erklärte seinem kurz zuvor noch Verbündeten den Krieg. Nach Plänen des italienischen Generalstabs wollte man binnen vier Wochen nach Wien vorrücken. Die Kriegspropagandatrommel hierfür rührte der Dichter Gabriele d'Annunzio, der sich vorzüglich darauf verstand, eine antiösterreichische Stimmung anzuheizen. Dann aber als der Krieg schon beendet war, und Österreich seine Flotte längst an den südslawischen Nationalrat übergeben hatte, der allerdings verlangte, die jeweilige Besatzung müsse zur Wartung der Schiffe an Bord bleiben, versenkte Italien die vor dem Anker im Hafen liegenden Schiffe, mitsamt der gesamten Besatzung; schleppte die Schiffswracks nach Venedig, verheftete sie dauerhaft vor den Giardini Pubblici als Schau- und Belustigungsobjekt und stellte die Anker der größten österreichischen Schlachtschiffe neben dem Eingang zum Museo storico navale an der Riva degli Schiavoni auf, wo sie heute noch stehen. Nicht zu überhören auch der Spott über Österreich, der heute noch in der Nationalhymne Italiens verankert ist. Kriegsentscheidend war weder das sinnlose gegenseitige Schlachten an der Dolomitenfront, noch das Gemetzel in den vielen grauenhaften Isonzoschlachten, sondern letztendlich die Schlacht um Vittorio Veneto, die zum Waffenstillstand von Villa Giusti führte. Alle diese Schlachten, so wie die Fronterlebnisse und die enormen Verluste an Menschenleben, nährten nun schließlich den italienischen Mythos vom „verlorenen Sieg“.

Deshalb tragen die aus purem Gold bestehenden Insignien des Ordens vier Anker, die im Herzen zusammenfinden. Übrigens die einzigen Insignien weltweit, die aus purem Gold bestehen – zum Zeichen wirklich aufrechter und ehrlicher, und nur so ehrenhafter Haltung bei allem Tun und Lassen. Die Anker finden sowohl als Zeichen der Seefahrt als auch der Hoffnung, die am anderen Ufer hinterlegt wird, im Kreuz zusammen. Das damit angedeutete Zeichen Jerusalems und der Könige von Jerusalem, welche Würde sowohl italienische, österreichische als auch römisch-deutsche Herrscher bekleideten, steht für die Hoffnung auf Verwirklichung einer friedlichen Koexistenz von Konfessionen und Nationen und gegen Fundamentalismus, extremen Nationalismus und inhumanen, zerstörerischen Nihilismus. Deswegen lautet der immerwährende Wahlspruch des Ordens: „Ducunt fata volentem, nolentem trahunt“. Was so viel heißt wie: „Die Geschnicke leiten den, der guten Willens ist, der alles negiert, den ziehen sie in die Tiefe“.

Diesem Wahlspruch haben sich folgende Angehörige des Ordens „Merito Navali-Pour le Merite“ verschrieben. Es sind dies :

Papst Johannes Paul II, Kurienkardinal Alfons Stickler, Kurienkardinal Opilio Rossi, Kardinal Chaime el Sin, Papstpatriarch Nikolaos Alexandriou, Patriarch Maximos Hakim V., Staatspräsident und Friedensnobelpreisträger Mohammed Anwar el Sadat, regierender Fürst Franz Josef II. von und zu Liechtenstein, Prinz Ulrich von und zu Liechtenstein, Erzherzog Otto von Habsburg, Bundeskanzler Kurt Schuschnigg, Herzog Georg von Hohenberg, Herzog Franz von Hohenberg, Fürst Joachim Egon Fürst zu Fürstenberg, Tatjana Fürstin von Metternich-Winneburg, Hochkommissar General Mark Wayne Clark, Generalsekretär der Vereinten Nationen und Bundespräsident Kurt Waldheim, Herbert von Karajan, Hermann Prey, Nobelpreisträger für Medizin Carl Ferdinand Cori, Nobelpreisträger für Chemie Walter F. Kohn, Maximilian de Clara, Vizekanzler Josef Riegler, Staatssekretär Siegfried Lengl, Andre Bidault de Chaumes, Gottfried von Banfield-Tripovich, der legendäre Adler von Triest; Präsident Richard Daniel, Landtagspräsident Lothar Gaa, Landtagspräsident Josef Robl, Josef von Ferenczy, Präsident der israelitischen Kultusgemeinde Ivan Hacker-Lederer, Botschafter Jon Humes, Bischof Alfred Kostelecky, Diözesanbischof Stefan László, Diözesanbischof Bruno Wechner, Landeshauptmann Josef Krainer, Landeshauptmann Friedrich Niederl, Ministerpräsident Franz Josef Strauß, Henriette Krupp von Bohlen-Halbbach, Hans Raphael Steyskal, Bundesminister Vinzenz Kotzina so wie Generaldirektor Dr. Heinrich Treichl, um nur einige der bisher etwa 300 Familiaren und Träger des Ordens „Merito Navali-Pour le Merite“ zu nennen.

Heute reiht sich eine neue hervorragende Persönlichkeit in die Familie der Ordensangehörigen und Insignienträger ein. Es ist Universitätsprofessor Dr. Ing. Paolo Mezzanotte, ein hochreputierter Pionier in der Entwicklung der italienischen Aeronautic und des internationalen Luftfahrtwesens. ■ ■

# Der stigmatisierte Blick dichterischer Existenz

*Zur Augenmetaphorik und zum 100. Geburtstag  
und 50. Todestag von Paul Celan*

■ VON DIETWIN KOSCHAK

Celan gehörte zur großen Familie der Tiefäugigen und Tiefblickenden. Diese Besonderheit seiner visuellen Wahrnehmung schlägt sich in der zahlreichen Verwendung des Augenmotives im dichterischen Werk nieder. Was die Hummeln verschweigen, erlauben sie dem forschenden Blick: Sind die Augen das Valparaíso der Wiederkehr? Gewisslich nicht macht eine Schwalbe das wahr, was die Hummeln erlauben ihren Sommertagen. Forschende Blicke des Dichters die Bilder schweigen aus seiner schreibenden Hand. - Die Augen den Motor seines Schaffens ausmachen. Durch sie erst der Wirklichkeiten Metapher setzt sich in das künstlerische Werk. Metapher meint Bild. Bild umgrenzt aber den Rest der Augenblicke. Denn hinter dem Geschauten ereignet sich erst das Wort. Textfindung durch das Auge vollzieht sich bei Paul Celan *nach dem Bilde des Schweigens (Strähne)*. Dem Dichter geht es um Wahrheit, um ein täglich *wahr- und wahrer- / geschundenes Später (... rauscht der Brunnen)*. Celan begreift also die Findung von Wahrheit als Prozess und Arbeit. Seine Lyrik und ihr Weltbezug ist rein logisch nicht zu entschlüsseln und beinhaltet die Auseinandersetzung radikaler Vereinzelung. Aber das Gedicht kann ohnehin nur einsam entstehen. Es verkörpert die zum Bluten gebrachte Kirschblüte. Den Schatten das Wort auch reden zu müssen. Aber Dunkles wahr ist.

Dem Motiv des Auges kommen in Celans Dichtung die meisten Metaphern zu. Durch die Augen vollzieht sich der Prozess des Aufnehmens von Eindrücken und ihrer Verarbeitung und Verwandlung in Dichtung. *Du bist, / wo dein Auge ist (Zu beiden Händen)* heißt Paul Celans Urteil. Das Sein tritt uns in der wahrgenommenen Erscheinungswelt entgegen. Wir nehmen nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit wahr. Das Auge ist für den Menschen die wichtigste Kontaktstelle mit der Umwelt und sein privilegierter Sinn. Ohne es werden die Schatten ihres Lichtes betrogen. Die Raben ihres schwarzen Kleides, Tauben der blütenreichsten Nacht. – Nacht dem Tag. Tag der Nacht.

Das Kleeblatt seines vierten Gliedes. Das Grün seiner Farbe. Die Farben ihrer Fröhlichkeit. Fröhlichkeit der Dauer. Dauer trotzdem ihrer fliehenden Schatten. Was bleibt, ist als Atom der Ewigkeit der kleinste Blick in die Augen. Dieser Momentaufnahme das Gedicht obliegt zeitentoben und in ortloser Stille. Des Vergissmeinnichtes Licht. Seines Schattens blaue Gründe. Sonnenhaftes Auge, dir gebührt vom Mond, den Sternen und den Fischen gleichermaßen Lob. Ohne es fallen die Menschen aus den Räumen. Und Dichtung wird schlechthin kaum möglich, da sich erst durch bildhaften Sinn die sprachlichen Chiffren einer Sprache ereignen. Die Metaphernfeindlichkeit zeitgenössischer Kunstwerke bringt sich in die bildlose Opposition gesellschaftlicher Gegebenheiten und beinhaltet deren kritische Gestaltung. Jedoch im Kern ist das Bild eine positive Sache. Es treibt die Sprache einer Dichtung erst vorwärts und bejaht umfassend die Vitalität des Lebens auch mit seinen Schatten und Irrlichtern. Das Bild ermöglicht Wesensschau und sogar mystisches Begreifen der Welt. Grenzenloses Einsehen ist Mystik und sie beginnt dort, wo der Verstand endet. Dichtung beinhaltet immer auch eine völlig unlogische Aufnahme von Wirklichkeiten, Tatsachen und Missständen. Auf diese Weise versucht sie an einer besseren inneren und äußeren Daseinsform zu bauen. Dichtung bedeutet immer Platznahme und Ortsbestimmung. In ihr begegnet der Schreibende sich selbst. Und auch das Geschriebene sogar stärker ist als die sogenannten Wirklichkeiten, da es die Wirklichkeiten erst umfasst und genauer umreißt. Es formt den Zustand der Welt, schickt sich voraus und holt sich ein. Dichtung versteht sich eben als Daseinsentwurf. Als Flügel des Schmetterlings, der Taube Aufschwingen nach neuen Ufern und schließlich die Bewältigung des Todes schlechthin durch das kräftigste Bild. Des Raben fortwährendes Heimkommen, seine Niederkunft der Schatten um des Lichtes sich zu bemächtigen. Licht ohne den Schatten nicht auskommt und das Licht ermöglicht ohnehin erst die Schatten. Dazwischen blickt das Auge auf die fundamentalen Gründe des Lichtes. Es erst erlaubt die Bilder, da ja Schwarz keine Farbe und somit auch kein Sehen veranlassen kann. Relativ genommen das

Licht den zentralen Wert des Lebens darstellt. Ohne es die Schatten auch nicht vorkommen und das Wahrgenommene selbst durch das Auge, der Rabe nicht, kein Flügel des Schmetterlings und schon gar nicht die sorglos weggeworfene Metapher. Das Bild ist vielmehr kostbarer Besitz des Lebens. Auch Dichtung steht und fällt mit ihm. Es formt gewissermaßen die Sprache und ermöglicht den Wahrheiten (die es ja nur in ihrer Mehrzahl gibt) Ausdruck zu verleihen. Schweigen und Bild verkörpern das Potential dichterischen Schaffens. Schweigen, indem es das zur Sprache bringt, was eben mit Worten gerade noch sagbar ist. Und das Bild als das es zu betrachten gibt, was sich der sprachlichen Äußerung erst gar nicht erschließt. Die tiefsten Gedanken wollen eben erschwiegen und geschaut werden. Was der forschende Blick erlaubt, die Hummeln für sich behalten, und des Farewells Verlangen dem Auge als zentralen Wahrnehmungsapparat zugesteht: Das Bild als Erkenntnisform. Das Auge ist von nicht wegzudeckender Bedeutung auch im künstlerischen Schaffensprozess. Es ist das Valparaiso der Wiederkehr. – Der Hummeln Besitz und des Blickes Edelstein.

Das Frühwerk Celans prägt die Verwendungsweise der Augenmetapher als vorherrschende Begegnungsstätte einer Ich-Du-Liebesbeziehung. Die erotische Gegensätzlichkeit zwischen Ich und Du spiegelt sich in der Chiffre der Augen. Eine Grundspannung der Dichtung Celans liegt in dieser dialektischen und dialogischen Polarität. Der Blickkontakt spielt in der Ich-Du-Begegnung eine wesentliche Rolle. Liebe bedient sich zualtererst der Augen. Der Eros im Auge verrät sich durch vergrößerte Pupillen (Signalgeber). Mehr Liebe zeigt sich durch ein Mehr an liebevollen Blicken. Das Auge ist das Sprachorgan des Gefühls und sagt oft mehr über den Menschen aus, als er eigentlich preisgeben will. Der Augen-Blick der Liebenden ist der Versuch, die Zeit anzuhalten und ins Unendliche auszu dehnen. Die Auseinandersetzung mit einem femininen Du spielt eine zentrale Rolle in der Dichtung Celans. Oft steht bei Celan die Aug-in-Aug-Beziehung nicht unter dem Zeichen des Lichtes, sondern unter jenem des Dunkels. Auch für Ingeborg Bachmann gehört die Liebe zum dunklen Erdteil. Das Auge ist jenes Organ, das Ich und Du erst vereint. Es unterstützt und ermöglicht die Dialogfähigkeit zwischen Ich und Du. Celan verleiht in seiner Lyrik unter *unbewusst* bewusster Verwendung des Augenmotives dem Ausnahmezustand Liebe Zeitlichkeit. Am Auge demonstriert und entwickelt Celan die Liebesbeziehung zwischen Ich und Du und deren Begegnung im Gedicht. Celans Lyrik ist gegenüber der Sinnenfreude und dem Eros durchaus positiv eingestellt. Die Verse leben geradezu aus der erotischen Spannung einer Ich-Du-Begegnung. Das Bekenntnis Celans zur Lust ist verbunden mit dem Versuch, dem Zeitlichen Dauer zu verleihen. Ausschwitz enthält für Celan die Erfahrung, dass sich die Außenwelt jeder Verwirklichung von Lust strikt verweigert. Das Realitätsprinzip tritt bei Celan im Gegensatz zum Lustprinzip zurück. Es nimmt

eine Position ein, die sogar dem Lustprinzip entgegenwirkt und es verhindert. Auf diese Weise kommt es zur Abspaltung der Lust von der realen Außenwelt und folgerichtig zum Versuch Celans, am Anspruch der Lust auf Verwirklichung festzuhalten. Der Lyrik Celans ist angesichts der häufigen Verwendung des Augenmotives eine erotische Grundkomponente eigen, die in der Entwicklung Celans zeitgehend abschwächt. Das Zurücktreten von der Außenwelt hat bei Celan den schrittweisen Verlust der Augenmetapher in seiner Lyrik zur Folge. Das Auge ermöglicht einerseits die Liebesbegegnung, andererseits werden erst durch das Auge und den Blick auf die Welt der Sprachkosmos und das Gedicht geschaffen. In Celans Art innerer Emigration ist sowohl ein Hang zum Schweigen und eine Tendenz zum Verstummen wie eine sukzessive Abkehr von der Außen- und Innenwelt wirksam.

Das Auge ist gleichzeitig Medium für Vergessen und Bewältigen der leidvollen Erlebnisse durch den Holocaust. Celans Textzeugnisse sind nicht denkbar ohne den Faschismus als historischen Bezugspunkt. Es ist der Versuch, Celans Schuld abzutragen und zu bewältigen und sogenanntes Wortmaterial wieder zu beleben und dichtbar zu machen. Im visuellen Wahrnehmungsapparat gibt sich Inhumanität mittels Blick zu erkennen. Das Auge spiegelt wie kein anderes Sinnesorgan seelischen Schmerz. Paul Celan trug zeit seines Lebens an einer Erinnerungslast. Das eigene Überleben im Holocaust verursachte dem Dichter Schuldgefühle. Eben diese Erinnerungswunde ist seinem dichterischen Werk eingeschrieben. Die Abkapselung von der Außenwelt bedeutet für die Augen ein zunehmendes Verschließen. Damit geht das Zurücknehmen der ganzen Subjektivität einher. Das Auge nimmt den Wirklichkeitsverlust als Schmerz wahr: *Was den Augen so wehtut (Heimkehr)*. Das Subjekt empfindet im und durch den visuellen Apparat Schmerz. Der Holocaust hinterließ primär den unmittelbar betroffenen Opfern Stigmen, die Celan als Schliere bezeichnet und im Auge lokalisiert. Die Erinnerung ist getrübt und das Leid dem Bewusstsein als Sehnarbe mitgegeben. Ein Verloren-Sein wird über die Deformierung des Auges durch Schliere geschaut. In der Dimension Augenblick ereignet sich das unfassbare Leid durch den Faschismus. Die Sehnarbe im visuellen Wahrnehmungsapparat ist zunächst und immer unverlierbar. Celan kennt kein Vergessen. Er ist ein Dichter der Bewahrung und vermittelt, dass allein durch das – *Zum / Aug geh, zum feuchten (Engführung)* Leiderfahrung bewältigt werden kann. Das feuchte Auge ist Ausdruck von Sensibilität und zugleich eine Form der Selbsttherapie. – Augen, die geweint haben, sehen besser. Für Celan ist Bewältigung nur innerhalb und durch das Auge vorstellbar. Dichtung legt für Celan den Weg. Das Gedicht ist Richtungsnahme auf einen utopischen Zustand hin und Celans Lyrik eben der Versuch, diese Richtung auch geschichtlich zu gewinnen. Den Liebesblicken wird aber durch das Ereignis des Holocaust ein radikales Ende gesetzt. Der Holocaust bewirkt einen Blick des Entsetzens und den

zunehmenden Verlust an Augensinnlichkeit. Gleichzeitig kehrt sich das Seelenleben des Dichters nach Innen.

Celan versteht das Auge als Geheimnis und das Sehen als Mysterium. Unsere Augen rühren an etwas Immaterielles. Sehen ist mehr als ein biologisch-mechanischer Prozess. Celans Dichtung zeigt Etwas-am-Sehen-Beteiligtes, das sich wissenschaftlichen Messgeräten entzieht. Das Verhältnis des Mystikers zu seiner übergeordneten Größe ist im Wesentlichen ein Schauen. Das Auge kann auf diese Weise als wichtigstes Organ des Mystikers bezeichnet werden. Aufmerksamkeit und Begegnung als herausragende Merkmale der Lyrik Celans führen zur Charakterisierung seiner Gedichte als Gebete. Dichtung ist wesentlich Gebet, und umgekehrt ist jedes Gebet Dichtung. Celans Gedichte sind auf ein ganz Anderes ausgerichtet und somit einer transzendenten Macht überantwortet. Die Gedichte Celans leben aus der Spannung, Unerlöstheit bezeugen zu müssen und Erlösung schaffen zu wollen. Der Sehnsucht nach befreiendem Ende der Zeit gilt das drängende Bewusstsein des Dichters. Das Auge tritt schrittweise als Erkenntnisapparat in der Dichtung Celans zurück. Es nimmt aber bis in Celans Spätwerk eine wesentliche Position und bestimmende Funktion in seiner Auseinandersetzung mit dem Transzendenten ein. Das Motiv verliert zwar zeitgehend an Häufigkeit, ist aber an entscheidenden Stellen der Dichtung Celans gegenwärtig. Es übernimmt bis *Rebleute* die grundlegende Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Mit dem Zurücktreten der Augenmetapher geht bei Celan Introversion und Rückzug von der Umwelt einher. Zugleich signalisiert die fortschreitende Abwendung des Dichters von seinem visuellen Wahrnehmungsapparat eine konzentrierte und genaue Hinwendung zur Sprache und deren Thematisierung. Celans Gebrauch des Augenmotives lässt jenen schmerzhaften Widerspruch erkennen, dass nämlich der Blick Licht braucht (*Lichtzwang!*), um Wirklichkeit zu reflektieren, das geöffnete Auge jedoch Leiderfahrung bedeutet. Die gewählte Blindheit der Augen kommt einer Schutzfunktion gleich, um dem hellen Schein der Außenwelt zu entkommen. Insofern das Auge Motor der Lyrik Celans ist, erweist sich dessen Verlust für den Dichter als fatal. Mit der Abwendung von außen geht bei Celan auch der tödliche Weg ins Innere einher. ■ ■

## Hans Bäck

### Zum 80. Geburtstag

■ VON JOSEF GRASSMUGG UND RUTH BARG

**G**eboren 1940 im obersteirischen Trofaiach, übersiedelte Hans Bäck schon in jungen Jahren nach Kapfenberg. Wie damals in der „Stahlstadt“ üblich, bildete die Industrie den Einstieg ins Berufsleben. Später wagte er den Schritt in die Selbständigkeit, wurde Unternehmensberater und Wirtschaftstrainer.

Begleitet hat ihn von Kindheit an die Literatur. Er war nicht nur vom Lesen besessen. Auch das Schreiben eigener Texte wurde für ihn zu einem Grundbedürfnis. Die Spur der von ihm verfassten Gedichte, Erzählungen und Romane zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben.

**PIETA RONDANINI** (Milano, Castello Sforzesco)  
Michelangelo Buonarroti;  
sein letztes Werk, geschaffen von 1555 – 1564

*Achtzig ward Ihr, Messer Michelangelo,  
als Ihr wieder Schlegel und Eisen nahm.  
Neun Jahre lang spanntet Ihr wieder Eure schlaffen Muskeln,  
wischtet Ihr Euch den Marmorstaub aus den Augen.  
Wir sehen heute noch die Kerben  
wo Euer Eisen abglitt und wischen  
uns die Tränen aus den Augen, wenn wir  
an das Bibelwort dann denken.  
Willig war Euer Geist, Messer Michelangelo, doch das Fleisch?  
Der Tod zerrte an Eurem Mantel, neun Jahre lang.  
Ihr ward so erschöpft, wie es Eure Maria war.  
Nur Euer Geist, Messer Michelangelo,  
wurde wieder fünfundzwanzig.  
Ihr wolltet Neues schaffen.  
Es blieb EUCH vorbehalten, diese letzte Pietà zu denken,  
uns bleibt es überlassen, sie zu ahnen.*

*Spät, sehr spät, nach 43 Jahrzehnten  
stehe ich im Schweigekreis,  
nein, ich stehe nicht, die Schwäche Michelangelos  
zwingt mich nieder.  
Ich knie vor dem Gedankenblock aus Marmor.  
Bitter ist der Triumph des Alters.*



*Schwer drückt der tote Gott auf seine Mutter  
unfertig bleibt er auf ewig.  
Doch die Frau, mit letzter müder Zärtlichkeit  
greift sie dem Gotte unters Kinn –  
Warum, mein Sohn, hast Du mir das getan?  
Neunundachtzig ward Ihr, Messer Michelangelo,  
als Euch der Tod das Werkzeug nahm.  
Ihr wolltet noch, Ihr wolltet zwingen  
was selbst Euch, dem Titanen,  
doch unmöglich war.  
Der tote Gott war stärker, er holte  
Euch zu sich nach Hause.  
Ihr solltet Seine Schwäche nicht  
zum vierten Male weißeln.  
Die Frau ward Euch noch gestattet  
herauszuschlagen aus dem Stein.  
Er selbst aber wollte sich für Euch,  
Messer Michelangelo, zurückbehalten.  
Ihr hattet mit seinem Stellvertreter schon gerungen.  
Ihn aber solltet Ihr nicht im Steine finden.  
Er fürchtete die Gaben, die Er Euch gab.*

*Über Steinnarben glitten meine Finger  
einem Thomas gleich, der auch nur glauben konnte,  
was er fühlte.  
Mein Gott, mein Gott, warum hast Du ihn nicht vollenden  
lassen?*

Hans Bäck, 1989

Aber es gab auch andere Wege, denen Hans Bäck folgte. Und die führten ihn in die Berge. Heinz Schimanek war jahrzehntelang einer der Begleiter auf seinen Bergtouren. Gerne erinnert er sich an die Zeiten zurück, die sie auf den Gipfeln des Matterhorn, Monte Rosa, Ortler, Großglockner, Triglav, Gran Paradiso, Olymp oder Gran Sasso verbrachten. An das mulmige Gefühl im Bereich des „Madlener Hauses“ im Bereich der uralten Steinmauer des Silvretta Stausees, als Hans in die Runde fragte: „Burschen – seht ihr auch die diversen großen und kleinen Risse in der Mauer? Könnt ihr da heut' Nacht ruhig schlafen?“ Tatsächlich war es so, dass nicht immer alles planmäßig lief. Etwa am Matterhorn, als Hans mit einem Bergführer den Gipfel erreicht hatte, zwei seiner Partner sich ohne ortskundigen Führer jedoch verirrt. Sie mussten auf 4000 Meter (Solvay Biwakhütte) im Schneesturm biwakieren. Am nächsten Vormittag torkelten sie zum Ausgangspunkt zurück. Hans sah sie schon von weitem kommen und ging ihnen mit zwei Maßkrügen Bier entgegen.

Auf dem Monte Rosa Gebirgsmassiv trieb Hans an einem Tag seine Kameraden gleich auf vier Gipfel (alle über 4000 m). Einer redete monatelang nicht mehr mit den anderen Gruppenmitgliedern, weil er im Vorbeigehen noch einen fünften Viertausender besteigen wollte. Er wurde aber überstimmt.

Am Mont Blanc spürte Hans für die gesamte Mannschaft über die Kamelbuckeln und den Bossesgrat zum Gipfel. Einer der Bergkameraden war ein Priester, der problemlos 100 kg auf die Waage brachte. Dieser verlangte, dass am Gipfel gemeinsam – trotz Textproblemen – „Großer Gott, wir loben dich“ gesungen wurde.

Abschließend haben in Chamonix alle, einschließlich des Priesters, im 3 Grad Celsius kalten Gletscherwasserfall geduscht. Bei der Rückreise nach der Besteigung des Gran Paradiso wurde in regelmäßigen Abständen vor der Grenze zu Osttirol „Südtiroler Speck“ eingekauft. Dem Zöllner war das damals nicht recht: „Umdrehen, retour, umtauschen gegen Wein!“ Hans wusste aber ein Mittel, den Speckgeruch zu kompensieren, um die wertvolle Fracht über die Grenze zu bringen. „Nein, Burschen. Wir verstecken ihn unterm Fahrersitz und ich zünde meine Pfeife an.“ Es hat funktioniert.

Neben den sportlichen Hobbys wie Wandern, Bergsteigen, Klettern, Radfahren, Skifahren, Schwimmen gilt es vor allem, seine kulturellen Interessen hervorzuheben. Abgesehen von der Literatur begeisterte er sich stets für Konzerte (Klassisch, Jazz, „Alte Musik“) sowie Theater- und Opernaufführungen. Und das Interesse daran ist nach wie vor vorhanden. Das gilt auch für das Poker- und Tarockspiel.

Seine akribisch, bis ins letzte Detail geplanten Reisen führen ihn immer wieder in den alten k. u. k. Kulturkreis nach Slowenien und an die Adria. Nicht zufällig ist er auch Mitglied des PEN – Trieste. Weitere Mitgliedschaften bestehen beim Österreichischen Schriftstellerverband, dem Literaturkollegium Brandenburg und FDA – Landesverband Nordrhein-Westfalen.

Eine besondere Beziehung besteht zum „Europa-Literaturkreis Kapfenberg“. Immerhin gehörte er 1981 zu den Gründungsmitgliedern dieses Literaturvereins, war jahrelang im Vorstand tätig und ist nach wie vor Redaktionsmitglied des Kulturmagazins „Reibeisen“.

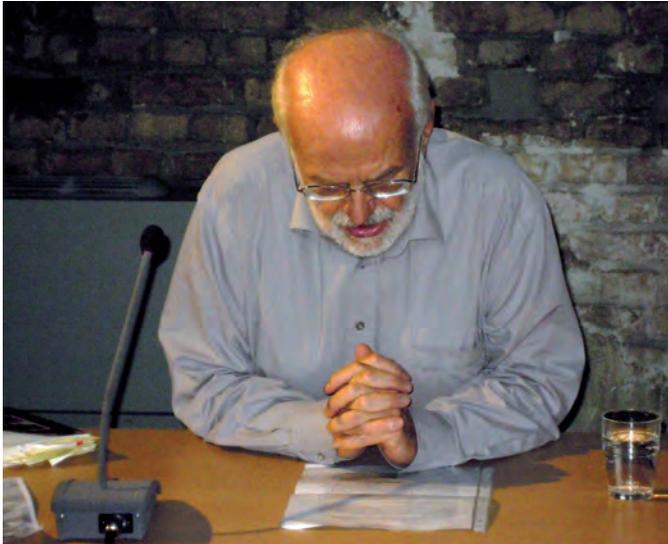
Zu seiner Tätigkeit als Literaturvermittler zählt auch das Verfassen zahlreicher Rezensionen. Diese sind u. a. auf der Homepage [www.europa-literaturkreis.net](http://www.europa-literaturkreis.net) zu finden. Neben zahlreichen Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien gab er 2016 gemeinsam mit Volitiva / Andrea Lammer die Textsammlung „Miteinander Nebeneinander Durcheinander“ und 2018 die Fortsetzung „Frau agiert – Mann reagiert“ heraus.

Mit „Lautsprecher in den Bäumen“ erschien 2011 der erste Roman von Hans Bäck (Kulturmaschinen Verlag, Berlin). Anfang 2020 erschien im Leipziger Engelsdorfer Verlag der Roman „Stahl, Seide, Sog & Druck“.

Lesungen und Buchpräsentationen führten ihn bisher in viele Orte Österreichs aber auch nach Deutschland, Polen, Italien und Slowenien – und ein Ende ist nicht absehbar.

Fotos: Sepp Grassmugg und Hans Bäck

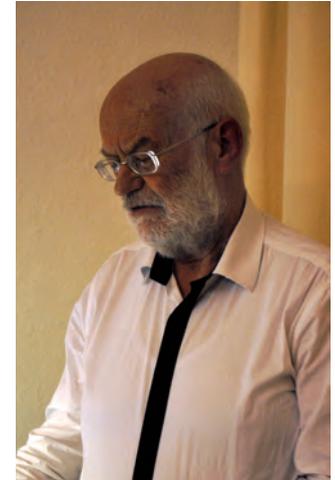




Bei der Lesung des Freien Deutschen Autorenverbandes in der Berliner Charité 2011.



Im Kulturzentrum Kapfenberg 2010.



Bei der Reibesen-Präsentation in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur, Wien 2017.



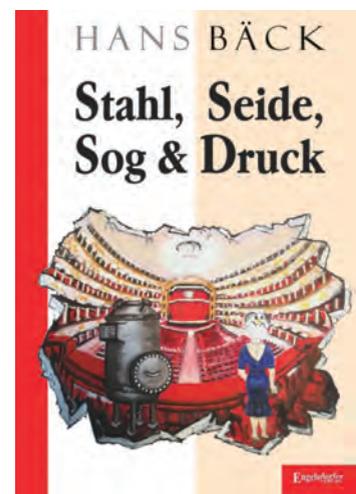
Maria – seit 20 Jahren die Partnerin von Hans Bäck – blickt von der Terrasse auf Ischia.



Hans Bäck bei einer Adventlesung mit Gerti Kornberger.



Bei der LiteraturBiennale-Schreibwerkstatt am Kindberger Georgiberg 2014.



Roman „Stahl, Seide, Sog & Druck“ – Februar 2020.



Internet: [www.europa-literaturkreis.net](http://www.europa-literaturkreis.net)

# & Lyrik Prosa

im

reib  
eisen

## DIE AUTORINNEN UND AUTOREN DES LITERATURTEILES VON REIBEISEN NR. 37 – 2020

Regina Appel	Wien	Seite	47	Johannes Neumann	Dessau (D)	....	142
Michael Arenz	Bochum (D)	....	48	Karl Plepelits	Kapfenberg	....	96
Tina Avdalyam	Herford (D)	....	49	Wolfgang Rödiger	Mitterfels (D)	....	99
Hans Bäck	Kapfenberg	....	49	Dagmar Rosenkranz	Hainfeld	....	99
Penka Bangova	Burgas (BG)	....	135	Kaia Rose	Wien	....	100
Ruth Barg	Kapfenberg	....	51	Anni Schulz	Dessau (D)	....	148
Dirk-Uwe Becker	Linden (D)	....	52	Therese Schwarz	Kapfenberg	....	101
Elin Bell	Glücksburg (D)	....	53	Margarit Shekov	Dolni Pasarel (BG)	....	139
Antoaneta Bogoewa	Kyustendil (BG)	....	138	Alisa Sovarzo	Dessau (D)	....	148
Heidi Bols-Blum	Heide (D)	....	54	Maria Stalder	Mettmann (D)	....	103
Timo Brandt	Wien	....	55	Christine Steindorfer	Wien	....	104
Stefan Breitenfeld	Graz	....	55	Marlies Strübbe	Unna (D)	....	104
Jens Dittmar	Balzers (FL)	....	55	Christine Teichmann	Graz	....	106
Karl Drechsler-Mörwald	Obertrum am See	....	57	Adi Traar	Graz	....	108
Alex Dreppec	Roßdorf (D)	....	59	Sigrid Uhlig	Dessau (D)	....	146
Wiebke Drucker	Heide (D)	....	59	Peter Veran	Bruck an der Mur	....	110
Karl Forcher	St. Peter ob Judenburg	....	62	Volitiva	Kapfenberg	....	111
Mitko Gogow	Skopje (MAZ)	....	123	Fernando Zamora	Palencia (E)	....	119
Josef Graßmugg	Kapfenberg	....	60	Waltraud Zechmeister	Wien	....	112
Ralph Grüneberger	Leipzig (D)	....	62	Günter Zimmel	Kapfenberg	....	113
Irena Habalik	Wien	....	63	Alfred Zoppelt	Wien	....	114
Elisabeth Hafner	Klagenfurt	....	64				
Joachim Gunter Hammer	Pirching am Traubenberg	....	65				
Elisabeth Hinterplattner	Aflenz	....	124				
Marc Paul Jähkel	Berlin (D)	....	141				
Marlies Jensen-Leier	Schleswig (D)	....	66				
Wolfdiedrich Jost	Essen (D)	....	67				
Ivan Kechlibarev	Burgas (BG)	....	125				
Barbara Klein	Kapfenberg	....	69				
Manfred Friedrich Kolb	Wismar (D)	....	73				
Simon Konttas	Wien	....	75				
Dietwin Koschak	Graz	....	78				
Jordan Kowatschew	Plowdiw (BG)	....	129				
Isabella Kramer	Nienhagen (D)	....	78				
Bojko Lambowski	Sofia (BG)	....	126				
Pauline Liebe	Dessau (D)	....	141				
Michaela Lipp	Pottenbrunn	....	79				
Wilhelm Maria Lipp	Pottenbrunn	....	83				
Paweł Markiewicz	Bielsk Podlaski (PL)	....	84				
Otmar Matthes	Bruck an der Mur	....	86				
Wolfgang Mayer-König	Graz	....	88				
Eberhard Mayr	Wien	....	88				
Walter Meissl	Wien	....	90				
Evelina Mitewa	Vilnius (BG)	....	131				
Peter Mitmasser	Wiener Neudorf	....	93				
Karl Mittlinger	Graz / Unterrohr	....	95				
Emanuel Neumann	Dessau (D)	....	144				

## Stolpersteine

Der zu Boden gerichtete Blick des Mädchens folgte trotzig ihren abwechselnd vorschnellenden, glänzenden Schuhspitzen. „Blöde, gemeine Kinder“, dachte sie. Ihr kleiner Hals war zugeschnürt, und der Druck um ihre Wangen war fast so groß, dass sie die Tränen nicht zurückhalten konnte. Entschlossen kämpfte sie dagegen an. „Mamis Maria, Prinzessin Pia“, hatten sie hämisch im Chor gesungen und sich dabei über ihr rosa Spitzenkleid lustig gemacht. Am liebsten hätte sie es sich vom Leib gerissen, ihre Schere aus der Schultasche genommen und es in winzig kleine Teile zerschneidelt. Stattdessen hatte sie nichts getan, hatte den Kopf zum Fenster gedreht, stumm hinausgeblickt und die Worte wie Nadelstiche auf sich einregnen lassen. Der Pflasterstein, an dem sie auf ihrem Heimweg jedes Mal zu stolpern drohte, riss sie aus ihren Gedanken. Sie war an der Schwelle des Schreckens angekommen. Wenn sie jetzt den Blick heben würde, würde sie die alte, hässliche Hexe am Fenster sitzen sehen. Sie würde das verzerrte Lächeln wahrnehmen und wie schon so oft von ihr verwunschen werden. Wenn sie jedoch nicht hinaufschauen und sich vergewissern würde, dass die Hexe dort oben saß, konnte sie nicht ausschließen, dass diese im nächsten Hauseingang auf sie lauern, sie in ihre Wohnung zerren und ihr schreckliche Dinge antun würde. Das Mädchen war sich sicher, dass es sich um eine Hexe handelte, so eine wie bei Hänsel und Gretel, weil es in der Nähe des Hauses nach Keksen duftete. Das Gesicht des Mädchens wurde heiß, ihre Schritte wurden schnell. Sie musste durch den Mund atmen, um nicht zu schnaufen. Kurz vor dem Hauseingang hielt sie es nicht mehr aus und schaute nach oben. Sie blickte direkt in die Augen der Hexe.

Die Hexe des kleinen Mädchens war eine alte Frau, die tagein, tagaus aus dem Fenster schaute. Jeden Tag beobachtete sie die vorbeiziehenden Menschen. Da waren die, die es eilige hatten, jene, die flanieren und da war das traurige kleine Mädchen mit dem wutverzerrten Gesicht. Ihr Anblick machte die alte Frau wehmütig. Sie fragte sich jedes Mal, was die Kleine so betrüben konnte. Glücklicherweise sollte sie sein, den Blick in die Ferne richten statt auf ihre Schuhe.

Wie gerne würde sie selbst nach draußen gehen, aber seit sie nicht mehr gut hörte, sperrte sie sich in ihre Wohnung ein. Es war ihr unangenehm, wenn sie angeschrien wurde oder sie jemanden anschreien musste. Der letzte Mensch, mit dem sie regelmäßig sprach, war ihr Enkel gewesen. Jeden Dienstag

hatte er sie besucht, und jeden Dienstag hatte sie Schokoladenkekse gebacken. Doch mittlerweile war er erwachsen geworden und traf lieber sein Mädchen. Die Kekse backte sie dennoch jede Woche und der Duft durchströmte die ganze Wohnung. Die alte Frau hatte es mit Fernsehen probiert, aber die Lautstärke störte die Nachbarn und sie wollte niemandem zur Last fallen. So hatte sie begonnen, das Leben draußen zu beobachten. Da erblickte sie die junge Frau mit dem Kinderwagen. Sie kam seit einigen Wochen in den Park. Die junge Frau begann, ihre endlosen Runden zu drehen, wobei sie den Kinderwagen energielos wippte, immer wieder hineinblickte und sich stets abwandte.

Die junge Frau biss an ihren Fingernägeln. Das Rauchen hatte sie längst aufgegeben, doch jedes Mal, wenn sie mit ihrem Sohn in den Park fuhr und an ihren Fingern nagte, bis sie Blut schmeckte, griff sie letztendlich in die Windeltasche, zog eine Zigarette aus der griffbereiten Packung und zündete sie an. „Was bin ich nur für eine schlechte Mutter“, dachte sie. Dabei war es nicht nur die Zigarette, die sie dazu veranlasste, so zu denken, sondern auch der ehrlich gemeinte Hass, den sie ihrem Sohn gegenüber fühlte. Das Kind wollte einfach nicht aufhören zu schreien. Es war nicht nur das Geschrei, das sie zum Hass bewegte, sondern die kränkende Ablehnung, die er sie spüren ließ. Jedes Mal, wenn sie den Kinderwagen anhielt, sich langsam auf ihn zubewegte, ihre Hände ausstreckte, um ihn herauszunehmen und ihn von seinem Kummer zu befreien, schrie er auf. Und jedes Mal zerriss es ihr das Herz ein bisschen mehr. Die junge Frau kam auch, wenn es regnete und ihr der Wind um die Ohren pfiff. Unangenehm empfand sie nur das Geschrei. Der Park dämpfte, was sie als Unterstützung empfand. Bei diesem Gedanken kam ihr ihr Ehemann in den Sinn. Dieser hatte aufgehört ihr einen guten Morgen zu wünschen, ihr einen Gute-Nacht-Kuss zu geben, und sie befürchtete, er hatte auch aufgehört, sie zu lieben. Die nächste Welle des Kummers machte sich in ihr breit und sie griff abermals in die Windeltasche.

Es war ein Dienstagnachmittag, ein sonniger Frühsommertag. Die junge Frau kniete vor dem Kinderwagen, hielt ihr Gesicht in Händen, blickte teilnahmslos ihren schreienden Sohn an. Dicke Tränen liefen ihr übers Gesicht. Sie fühlte sich, als würde sie sich jeden Moment in Luft auflösen. Sie erfreute sich an diesem Gedanken. Doch gleichzeitig zog er sie weiter in ihre Traurigkeit hinab.

Die alte Frau, die langsam auf sie zukam, ließ sie hochschrecken. Sanft strich sie der jungen Frau über die Schulter. Die junge Mutter blickte auf und sah das freundliche Gesicht der Alten. Ein wohliger Geruch stieg ihr in die Nase. Die alte Frau lächelte, griff in den Kinderwagen, nahm das schreiende Kind heraus. Dieses verstummte augenblicklich. Sie trat mit dem Kind auf dem Arm von einem Bein auf das andere und begann

lieblich, aber laut zu summen. Das beruhigte Kind hielt die Augen interessiert offen und kuschelte sich an ihre abgetragene Kleiderschürze. Die Blicke der Frauen trafen sich und die Junge sagte: „Wie haben Sie das gemacht?“ Die alte Frau deutete ihr zu, auf der nächstgelegenen Bank Platz zu nehmen. „Ich höre sehr schlecht, Sie müssen etwas lauter sprechen.“ Die junge Frau lachte auf. Beide setzten sich. Die junge Frau genoss die Stille, die Alte die Nähe des kleinen Kindes.

Das kleine Mädchen war zu dieser Zeit auf seinem Heimweg. Sie achtete wieder auf den Stolperstein, ermahnte sich, nicht hochzublicken, tat es kurz vor dem Hauseingang doch und

blieb abrupt stehen. Die Hexe war nicht da. Vorsichtig trat sie zum Hauseingang. Nichts.

Verwirrt blickte sie sich um. Sie sah die Hexe mit dem Kind auf dem Schoß, neben der jungen Mutter sitzen. Vor den Augen des Mädchens verwandelte sich die Hexe plötzlich in eine nette, alte Frau, ihr grässliches Antlitz wurde zu einem freundlichen Gesicht. Vorsichtig bewegte sich das Mädchen auf die Bank zu. Die junge Frau fragte: „Möchtest du dich zu uns setzen?“ Und die Alte lächelte.

Den darauffolgenden Dienstag saßen die drei gemeinsam auf der Bank. Und alle drei aßen Schokoladenkekse. ■ ■

Michael Arenz

## Summer in the City

Routiniert betrunkene  
ältere Herren ohne Bart  
gleiten spätabends  
auf ihren ungeputzten  
Rädern bergab in das  
Herz der Stadt, ohne etwas  
zu suchen und ohne  
etwas zu finden.  
Froh, in ihren Körpern  
unterwegs zu sein,  
zu atmen, und  
umschmeichelt von  
einem warmen Luftmeer,  
befinden sie sich im  
Gleichklang mit diesem  
unbeschreiblichen Sommer,  
der so schwingt wie ihr  
anspruchloses Glück.

„Summer in the City“ (Lovin' Spoonful, 1966)

## Unabhängigkeitserklärung

Mein lyrisches Ich  
rockte den Leergutautomaten,  
kramte in den Abfallkörben  
und fand bei Regen, Sturm  
und Wetter immer wieder  
Flaschen, die sich anderswo  
versilbern ließen.  
Ich hatte Nagelpilz, Zirrrose  
und ein schrumpfendes  
Gehirn, Kollateralschäden  
der glücklichen Einsamkeit  
eines happy vino from  
downtown ohne jeden  
Zechkumpan, eines Lebens,  
umstellt von Schwerverdienern  
aus Politik und Wirtschaft,  
die mich aus meinem Kopf  
vertreiben wollten. Als  
Hüter meiner Schnapsideen  
hatte ich gelernt, Schach  
mit dem Hass zu spielen,  
nicht besonders gut,  
denn ich war schwach, hielt  
aber meine Schwäche durch.

Tina Avdalyam

## Ich schenke dir diese Phrasen

du hast dich nicht verändert,  
wie du da standest  
mit dem ausdruckslosen gesicht  
und der zerknitterten kleidung  
die haare wieder viel zu lang,  
wangen erneut so glühend rot

du hast dich nicht verändert,  
als du sagtest, du könntest nicht  
mein wundes herz lag in deinen händen  
während du leise mit mir sprachst  
mein weinen war gehalten,  
gebrochen lag mein schlaf am boden

du hast dich nicht verändert,  
immer, wenn meine haut merkte,  
sie sei hier fehl am platz  
so ganz unvernünftig  
zaghaft nach vorn geschritten,  
aber zugleich war sie nie erwünscht

du hast dich nicht verändert,  
dann, als meine luft mir ausblieb  
und ströme unentwegter regenmengen  
mich in die tiefe zogen  
blut strömt aus meinen augen,  
ich kann nicht mehr darüber lachen

du hast dich nicht verändert,  
ich sah es kommen,  
mein inneres glich einem schlachtfeld,  
während sich nichts in mir regte  
versuche nun nicht mehr zu suchen,  
was vielleicht nie da war

sag mir,  
wenn du endlich ankommst  
und mich finden willst  
ich werde stets warten,  
aber mir sicher sein,  
dass der frühling kommen mag.

■ Hans Bäck

## „Vernunft ist eine natürliche Macht“

(Montesquieu 1689 – 1755)

Wochenlang ging ich an manchen Nächten und während vieler Tage durch die Straßen und hatte nur einen Gedanken im Kopf: Den an ihn! Manchmal, mitten in einer Arbeit, in einer Überlegung, dachte ich an ihn. Plötzlich, wenn ich um eine Ecke ging, ein kleiner Platz, ein verkrüppelter Baum, eine Bank, eine einsame Stelle – fühle ich, denke ich, da wären wir gewesen. Wie wir da standen, uns anstarrten, uns hielten, uns verrückt aufeinander machten. Wir kamen an einer stillen Kirche vorbei, natürlich um 22h sind alle Kirchen still, aber uns fiel diese andächtige Stille auf, so als ob alles tot wäre. Totenstill und unheimlich die Nebengasse, dass es scheint, als ob Sparafucile auftauchen und die Dienste seines Messers anbieten würde. Nein, keine Gedanken an Mord, Selbstmord, sondern einfach das Erleben einer Unheimlichkeit auch in dieser so modernen, pulsierenden Stadt! Wenn ich allein gehe und an ihn denke, ... jetzt ist er weg, 800 km entfernt, tut sich ein tiefer Raum auf, ein Loch und ich falle, falle. Tränen, Schmerz, sinnlose Gedanken, er kommt ja wieder, wir treffen uns demnächst. Wann ist dieses demnächst? Was kann da alles dazwischen kommen? Diese Ungewissheit, das ist der kleine Satan, das ist das Loch, in das dieser gestürzt wurde.

Blöd, aber immer wieder ertappe ich mich dabei zu fragen, ob der Tag wieder kommen wird, an dem wir Seite an Seite durch die Straßen gehen, mit der Metro 5 fahren, uns über die verdreckten Waggonen ärgern. Die ärgerlichen Blicke, die ich auf die Gebäude werfe, an denen der Zug vorüberfährt, die trostlosen Hallen und Industrieanlagen, welche die Strecke rechts und links säumen. So verlangend und hoffend, ja verzweifelt sehe ich sie an, dass meine Gedanken womöglich zu einem Bestandteil dieser Bauten und Anlagen geworden sind. Ich muss daran denken, dass wir Seite an Seite in der M5 sitzend, diese traurige Strecke entlangfahren und nichts wahrgenommen haben von dem, was da draußen vorging. Die Strecke, sie war für uns wie jede andere, vielleicht etwas schmutziger, trübseiger. Er würde sich nicht erinnern, an jene Haltestelle, deren Stationsschild abgerostet und schief an einem Pfeiler hing. Ein Plakat in einem Waggon blieb mir in Erinnerung: *Dalmazia* - eine Einladung zu diesem Ferienjuwel. Im selben Augenblick sah ich uns dort, nach einer unendlichen Bahnfahrt (keine Ahnung, warum mit der Bahn) angekommen und sofort aus dem Zug gestiegen, der Schweiß bricht aus allen Poren, die

Trauben an ihren Stöcken platzen, *Dalmazia* wurde umgehend zu einem Sehnsuchtsort. Wie eine kühlende Messerklinge legte sich das Wort auf meine tobenden, wirren Gedanken, Wünsche und Träume. Ich konnte plötzlich die tollsten Reisegefühle durchleben, musste nichts davon erzählen, es genügte, das Plakat anzusehen. Das war an jenem Vormittag, als wir nach unserer vorläufig letzten Nacht zurückfuhren: Er zu seinem Zug, ich zu meiner Arbeit. Dann ein langer Kuss am Binario 3 vor der Abfahrt der Frecciarossa nach Venezia. Und wieder in den Hals gehaucht, in den Mantelkragen: „Wann sehen wir uns wieder?“ Dann und immer wieder unterm Tag, während der Arbeit, während der Fahrt oder in meiner Wohnung dachte ich an ihn, nicht wie an einen Menschen, sondern gesondert, losgelöst, so, als wäre er in eine große, wolkenartige Form gewandelt, welche die letzten Tage, nein, die letzten Stunden verdunkelte. Ich durfte nicht zu intensiv daran denken, die Gleise der Straßenbahn lagen zu nahe an mir!

Gewisse Dinge wurden mir im Laufe der nächsten drei oder vier Tage bewusst: Es gab so bestimmte Straßen, an denen ich vorbeimusste, die wir miteinander gegangen waren, und nun fiel mir ein, wie er mich gebeten hatte: „Warum zeigst du mir die Stadt nicht so, wie du sie mir in deinen Mails beschrieben hast? Was hindert dich daran, mich dorthin zu führen, warum gehst du mit mir nicht zur Santa Maria della Grazie und wir schauen gemeinsam?“ Wann erkannte ich die Unmöglichkeit, das zu tun? Erst nach vielen Wochen fand ich heraus, wie unmöglich die Erfüllung seiner Bitte war! Habe ich ihm schon erzählt, wie ich seinerzeit vor dem verschlossenen Tor stand und heulte? Werde ich das je nachholen oder wiedergeben?

Alles wird registriert, die leiseste Andeutung, alles läuft auf Bahnen, die in seltsamer Weise miteinander verbunden sind. Rechenschaft geben, nicht nur über den Befund, sondern ganz allgemein über das Befinden. Und dann standen wir doch eines Tages vor der Skulptur, die der uralte Michelangelo geschaffen. Wir erkannten, wie der Greis das Wollen über das Können stellen musste. Sahen die Zeichnungen der Entwürfe, wieder einmal der Entwurf beeindruckender als die Ausführung! Der Gedanke, dass Maria den leblosen Körper in der Senkrechten halten könne, unmöglich, er muss ihr entgleiten! Und wie der Meister versuchte, das Unmögliche darzustellen! Es scheint so zu sein, dass der himmlische Meister ihm das Werkzeug aus der Hand nehmen musste. Die Vollendung wäre auch einem Michelangelo nicht geglückt, auch nicht 20 Jahre früher! Ein ähnliches Scheitern wie der Bronzeguss des Reiterstandbildes, das Leonardo vorhatte, zur Ehre seines Auftraggebers, des Herzogs von Mailand. Auch er musste erkennen, die handwerklichen Möglichkeiten waren damals noch nicht so weit, um so einen Guss vollenden zu können. Das Scheitern zweier Meister an einem Ort, von einem wenigstens blieb uns der Versuch erhalten, vom anderen nur die Erzählung! Anschließend durfte ich meinen Freund noch in die Kirche führen, wo die Reliquien des heiligen Ambrosius aufbewahrt werden. Dabei hatte er eine Reisebeschreibung eines

Engländers in der Hand, der davon schrieb, dass täglich am Morgen zur ersten Messe quasi Rollbalken aufgerollt werden, um den Gläubigen den Blick auf den Heiligen zu ermöglichen. Natürlich, am hellen Vormittag, war alles offen und der Zauber, das Geheimnis, war keines mehr. Es wurde unangenehm heiß in der Stadt, wir flüchteten zurück. Und an die Ufer des Ticino, dann konnte ich Andreas von der Schönheit der Au überzeugen! Wir ruderten ans Piemontesische Ufer, zogen das Boot ans Land, ich legte meinen Bikinioberteil ab, er küsste meine Brüste. Wir waren allein auf unserer Sandbank und glücklich! Gelsen zählten wir nicht, Insektenspray hatte ich gekauft. Von der Cascina San Donato hatten wir einen Picknickkorb mitgebracht und konnten ungestört dem Abend entgegenrödeln. Und wieder war die nahe Zukunft kein Thema, wieder suchten wir keine Lösungen, um die 800 km zu verkürzen. Und der Graben, der das Reich der Wirklichkeit von dem der Fantasie trennt, ist nicht unüberwindlich! Die Gegend, in der wir uns wiederfinden, ist irgendwelchen früheren zum Verwechseln ähnlich! Vielleicht war das Licht früher einmal anders, vielleicht oder ganz sicher hat dieses nur in meiner Erinnerung so weitergelebt. Womöglich stammt daher die Sehnsucht, nach dem verlorenen Licht zu suchen: Im Halbschatten der Aubäume am westlichen Ufer des Ticino im parco naturale oder auf den Sitzbänken der Gabana, auf der Sandbank mit dem leise murmelnden Fluss, der ein wenig vor sich hinstank, aber das sei im Sommer immer so, hat mir der Wirt von La Gabana erklärt. „Wissen Sie, Signora, die Abwässer! Schließlich hat der Ticino einen weiten Weg hinter sich, bis er da bei uns ist!“ Doch zurück zum Licht, wie es durch die Blätter und Zweige der Bäume fällt, gefiltert und doch transparent. Es ist ein eigenartiges Licht. Und wieder fällt mir das blöde Plakat in der M5 ein: *Dalmazia*! Auch dort ist das Licht ganz anders. Sehnsucht nach einem verlorenen Licht meiner Jugend? Was wurde nach der ersten Nacht bei mir leise in mein Ohr gesprochen? Die erste Nacht in einer fremden Stadt mit ihren fremdsprachigen Geräuschen. „Gefühle würden sich wahrscheinlich rächen“, flüsterte er am Morgen! Warum wohl? Warum sollten sich Gefühle rächen wollen? Wir wollen sie ja haben! Sie nehmen doch Empfindungen mit sich! Bedauern ist nicht mehr zugelassen, Erinnerungen an früher, an Heimweh, Trauer, Bedauern – da ist die sprichwörtliche Axt an der Wurzel! Da, wo dann die Empfindungen sich bilden würden, in jenem Bereich, wo sie noch ganz sie selbst sind, noch nicht ausgesprochen, noch nicht einmal so richtig denkbar, dort herrscht dann nicht Unmittelbarkeit, sondern womöglich Berechnung. Wie ich auf diese Gedanken käme? Und Verstörung ist ihm anzusehen. Wenn dann die Worte dazukommen, lieber Freund, antworte ich, ist alles vorbei, dann hat der Zauber des Unglaublichen, des Unmittelbaren seine Unschuld verloren. Und wir sitzen im Kino in der ersten Reihe fußfrei. Hören auf die Echos von den Echos, viele Linien werden sich nicht mehr kreuzen, der Punkt, den man Wahrheit nannte, ist vergilbt, liegt unter einem Haufen alter brauner

Blätter. Nüchterner, mutiger, eine Verbindung, die schon selten geworden ist. *Dalmazia*. Nüchtern und mutig oder nüchtern und vorsichtig? So lange, bis du, bis wir beide nüchtern und mutlos geworden sind! Wir sind glücklich darüber, uns auch über Literatur, über Bücher unterhalten zu können! Was gibt es da nicht alles an Anknüpfungspunkten und -möglichkeiten! ‚Die Vernunft ist eine natürliche Macht, man leistet ihr Widerstand, das ist aber ihr Sieg und es dauert nur noch einige Zeit und man wird zu ihr zurückkehren müssen‘, das schrieb

Montesquieu und der sollte es ja wissen! Nein, wir wollen der Vernunft nicht Widerstand leisten, wir wollen so unvernünftig sein wie nur möglich! Was sind 800 km Distanz zwischen uns beiden, was sind unabsehbare Entwicklungen für unser Beisammensein?

Und dann der Heiratsantrag, und ich habe ihn angenommen! Wir leisten der natürlichen Macht Vernunft ganz entschieden Widerstand! Bewusst und in voller Absicht! Wir wollen nicht zurückkehren zu ihr! ■ ■

Ruth Barg

## Sonnenuntergang

Du fliehst vor den Sonnen  
im Abendtraum  
deiner Urahnen

Sämtlicher Nachtschatten  
entledigt,  
die über brachgelegten Erdwall  
Schleiermeere werfen

## Träumereien

Tagträume enteilen  
spiralenförmig  
himmelwärts  
ins sphärische All.

Aber im Nachtblau  
schlagen sie Haken  
um Hindernisse -

manche von ihnen  
zersplittern  
in unzählige Stücke.

Diese dann sammeln,  
in Fantasiefabriken  
bringen,  
dort zu Traumteppichen  
weben lassen,  
um wiederum  
Sehnsüchte zu stillen ...

## Begegnung in der Allee

Tau hängt in Rinden  
und Blättern von  
uralten Bäumen

dein Finger tastet  
am Stamm entlang  
der Tränenspur nach

Noch vor dem ersten Sonnenstrahl  
raunen im Laubwerk  
verhaltene Stimmen  
erzählen von Sagen und Märchen

Du bist wieder Kind

## Klopffzeichen

Vertrauter  
werden die Worte –  
vertrauter  
Umgebungen

Nur Hier und Jetzt  
liegen Werte  
beieinander,  
die unablässig  
Türen öffnen

Vogelflügel Schlag  
beeinträchtigt  
die Stille

## Danse macabre

Die Kerze flackerte beim Windstoß, der durch den undichten Fensterrahmen Einlass in das Haus beehrte. *Hat er mich gesehen?* Luise blickte durch die verschlissenen Gardinen hinaus in die Dunkelheit. Ihren alten Ohrensessel hatte sie dicht vor das Fenster geschoben. *Da, der Schatten. Das muss er sein!* Seit ihr Mann Albert vor über einem Jahr von der Ausfahrt mit seinem Fischkutter Melilla nicht mehr zurückgekehrt war, stellte sie jeden Abend beim Schwinden des Tageslichtes eine Kerze in das einzige Fenster, das sich zum alten Hafen hin öffnete. Die Bemerkung des Hafenkapitäns und später auch der Polizei, dass ihr Albert wahrscheinlich bei dem schweren Sturm in der Nacht mitsamt seinem Schiff in Seenot geraten und gesunken sei, nahm sie nicht ernst. *Nein, nicht ihr Albert! Der würde wieder auftauchen.* Da war sie sich sicher! Dennoch kamen im Laufe der folgenden Tage immer wieder Menschen an ihre Haustür, um zu kondolieren und Beistand zu leisten. Aber Luise wollte das nicht. Sie versperrte den wohlmeinenden Mitmenschen des Dorfes ihre Tür, zog die dicken Stores vor die Fenster und tat so, als wäre niemand im Hause. Die Menschen mit ihren zur Schau getragenen Trauermienen würden staunen, wenn Albert eines Tages putzmunter den Deich vom alten Hafen herunter stolziert käme und schnurstracks auf ihr Haus zuliefe. Sie würden sich beide vor der Haustür in die Arme fallen und zu tanzen beginnen, damit ein jeder es sehen könne. Sie, Luise, hätte Recht behalten. Ihr Albert lebte!

*Das war doch ein ... Schatten!* Luisens Augen waren nicht mehr die besten und ihre Brille setzte sie nur auf, wenn sie das Haus verlassen musste, was jetzt eigentlich nur noch recht selten vorkam. *Zu groß für einen Vogel oder eine Fledermaus,* dachte sie. *Es könnte schon die Statur von Albert sein. So hoch gewachsen war er auch nicht, eher klein und gedrunken, ein echter vier-schrötiger Fischer der Westküste.* Um einen ganzen Kopf hatte sie ihn überragt, aber ihr war es egal und Albert sowieso, auch wenn sich die Leute im Dorf darüber die Lippen blutig quasselten. Liebe auf den zweiten Blick war es gewesen, denn als sie Albert das erste Mal traf, hatte sie ihre Brille daheim vergessen gehabt. Aber dann, beim nächsten Mal, einem Tanztee in der Dorfkneipe, hatte es gefunkt. Und die jungen Männer und Mädels in der Kneipe hatten hinter vorgehaltener Hand getuschelt, was so ein schmucker Fischer an so einer dünnen Brillenschlange, die auch noch größer war als er, wohl finden würde? Das gehe bestimmt nicht lange gut; nicht für Luise. Doch sie sollten sich alle täuschen! In ihrem *danse macabre*, wie die Leute es nannten, öffnete sich für Luise und Albert ihr eigenes kleines Paradies.

Das Weihnachtsfest stand kurz bevor, der erste Schnee war gefallen und hatte sein weißes Tuch über die Welt und ihre Wunden gelegt. Es war die Nacht zu Heiligabend, als Albert mit der Melilla hinaus in See stach. Ein einziger großer Fang noch, bevor er sich zur Ruhe setzen und zusammen mit Luise die bei ihrem ersten Tanz versprochene Reise in ferne Länder antreten wollte. *Wahrscheinlich sucht Albert gerade die schönsten Plätze aus, zu denen wir reisen können,* dachte Luise verträumt, während sie weiterhin in die Dunkelheit starrte. *Den großen Fang wird er unterwegs zu Geld machen, und wenn er genug von der Welt hat, die hinter dem Deich und dem alten Hafen und weit hinter dem Meereshorizont liegt, dann kommt er mich holen, und wir tanzen für den Rest unseres Lebens auf den Wellen hinaus in das Abendrot.* Die Kerze war heruntergebrannt und hatte sich als Wachsleiche auf dem Sims selbst gelöscht. Luise ging in die Küche, holte eine neue Kerze, setzte sie auf den noch warmen Flecken und zündete sie an. *Da du mien leevsten büs,* sang sie leise vor sich hin.

Der Schrei des Hahns ließ Luise erschrocken in ihrem Sessel auffahren. Sie musste vor Erschöpfung eingeschlafen sein. Der Morgen dämmerte und zog sich als schwacher Lichtstreifen über den Deich in das Hinterland. Vor dem Fenster bewegte sich etwas. Dunkel, ein Schatten. *Wieder! Das ist er!* Luise hielt den Atem an. Ein dumpfes, hartes Klopfen an der Tür. *Warte, Albert,* murmelte Luise noch halb schlaftrunken und erhob sich aus der unbequemen Lage. *Ich lass dich ein!* Vor der Tür stand eine in dunkle Kutte gehüllte Gestalt mit krummem Rücken. *Ihr Albert? Ja, er musste es sein. Wer sonst?* Die Gestalt reichte Luise eine knöcherne Hand, wie zur Begrüßung. „Ich bin gekommen, dich zu holen“, sagte der Mann. Luise ergriff vor Freude und voller Erwartung die dargebotene Hand. *Etwas mager ist mein Albert geworden,* dachte sie. *Das kommt von der langen Zeit auf hoher See. Ich werde ihn aufpäppeln, wenn wir erst unterwegs sind. Albert steuert das Schiff und ich bin der Smutje.* „Komm“, sagte der Mann und zog Luise an der Hand aus dem Haus. „Es ist spät und wir müssen los. Eine weite Reise liegt vor uns. Du brauchst nichts mitzunehmen!“ Froh, ihren Albert wieder bei sich zu wissen, folgte Luise dem Mann in Richtung alter Hafen. *Meine Sehhilfe liegt noch im Haus, aber was soll's? Albert wird mir erklären, was ich nicht erkennen kann, so wie damals, als er bei unserem ersten Tanz meine Brille zertreten hat, die ich beim Über- und Unterschwingen des Tango verloren habe.* Sie überquerten die Deichkrone und näherten sich dem offenen Wasser an der Hafentmole. „Bitte“, der Mann reichte Luise hilfsbereit seine Hand. „Ich rudere dich hinüber.“ Luisens Herz begann vor Freude zu tanzen, als ihre Füße die Schiffsplanken betraten. *Es ist Weihnachten, mein Albert ist wieder zurück bei mir und wir steuern jetzt zu fernen Welten und Inseln, von der Morgendämmerung bis zum Abendrot.* Mit einem Blick hinauf in den verblassenden Sternenhimmel dankte sie stumm dem Schöpfer für dieses große Glück, das ihr zuteil wurde! ■ ■

Elin Bell

## warten

manchmal  
lassen sich Gefühle  
nicht in Worte fassen  
sie finden keinen Trost  
in schlichten Lettern  
so liegt nur Stille  
im Raum zwischen  
dir und mir  
wir schweigen uns leer  
warten auf  
Echos unserer Stimmen  
die dem Schmerz  
die scharfen Kanten nehmen  
und während sich  
Erinnerungen heimlich aus  
unseren Augen schleichen  
kriecht Winter  
unter unsere Haut

## Wintergedanken

Wind rüttelt an Bäumen  
streut Blätter auf den Weg  
längst sind die bunten  
Flügel der Falter  
zu Staub zerfallen  
das Haus verlassen still  
Wintergedanken  
liegen in der Luft  
machen mich  
kraftlos  
matt  
selbst das Gewicht  
meines Herzens  
scheint zu schwer  
um es allein zu tragen

## Winterhaut

manchmal  
ist es dunkel in mir  
dann finde ich  
die Hoffnung nicht...

das Herz  
aufgerissen genäht vernarbt  
schlägt noch  
tritt dem innerlichen Verhärten  
entgegen  
bietet alle Kraft auf  
eine Rose zu sein  
unter meiner kalten blassen  
Winterhaut

Dirk-Uwe Becker

## Perlenfischer

Der rote Vogel fliegt  
in der Luft liegt  
der Geruch nach Gras  
ungeschnitten  
unbeschnitten  
klar scheint das Meer  
auf dem Grund des Ozeans  
Perlenfischer  
tauchen  
nach vergangenen Zeiten

## Wach, Schlaf und Traum

**E**s ist ein wachrüttelndes Erlebnis, welches mich zum Schreiben dieses Textes veranlasst.

Manch einer erlebt den Schlaf als traumlosen Schlummer, mancher als einen Abgrund in Ohnmacht und Leere, der ihn scheinbar vom Leben befreit.

Mancher wird im Traum vom wirklichen Leben auf ganz andere Weise entzweit: Durch Bilder seines Geistes, aber nicht seinem Willen gefügig.

Hilflos bin ich **in** und **mit mir** selbst, der Zuschauer meines eigenen Theaters. Ich weiß nicht, wie diese Träume aus den tiefen Sinnen des Geistes und der Seele emporsteigen in der Nacht, noch wer sie formt. Doch ich glaube zu ahnen, dass sie aus jenem Zimmer des Geistes kommen, wann immer ich ihnen die Tür dazu öffne, sei es durch Unachtsamkeit einen Spalt oder wenn ich vom Schlafen ins Wachen trete und anders herum.

Nun frag' ich mich, ob auch zufällig ein Gedanke entkommen kann aus diesen unbekanntem Tiefen. Das Bewusstsein ist mein Garten, in dem ich bei Tage pflanze, grabe, verstecke und auch spiele.

Mitten in diesem Garten steht mein Haus. Manchmal erscheint es freundlich, manchmal ungewohnt mit geheimen Zimmern und Kellern, mit Fenstern und Balkonen, es ist so, wie viele von uns sich ihr Haus bauen würden. Der eine das Schloss, der andere das Familienhaus, wieder einer nur die Hütte. Doch bei allen geschieht etwas in ihrem Garten.

Kleine Pflanzen wuchern zu Ranken, vorhandene Bäume und Sträucher breiten sich aus. Wenn wir diese und die Äste nicht beschneiden, schlagen sie bei Sturm die Fensterscheiben ein und Unrat fliegt hinein. Wird der Baum zu hoch, und die Wurzel kann ihn nicht mehr halten, stürzt dieser auf das Dach. Das vermag nicht nur das Haus zu verändern.

Ich will nicht in aller Ausführlichkeit erzählen, wie es in **meinem** Traumheim aussieht; doch es gab einen Moment, in dem ich noch tief geschlafen habe. Ich stolperte über die Türschwelle und ging durch Gänge, die ich nicht kannte oder auch nicht wieder erkannte. Nicht einmal von ihrer Existenz wusste ich und landete in der Gedanken-Bibliothek. Als ich dann mit Gewalt durch den Wecker wieder in mein Bewusstsein glitt, flog eine vergilbte Seite Gedanken mit mir. War diese ein verborgener Teil meiner selbst? Ich konnte mich

nur bruchstückweise erinnern. Das Bild blieb unvollständig trotz meiner Bemühungen.

Ein US-Forscher sagte kürzlich: „Wir können uns bewusst wieder in oder an das Ende des Traumes versetzen und wieder hineingleiten.“ Das versuchte ich und meine Absicht war, den mitgeflogenen Gedanken zu ergründen. Vielleicht finde ich einen vergessenen Spruch, eine Botschaft, ein Erlebnis oder einen alten Witz wieder, ihr müsst nämlich wissen: Witze konnte ich noch nie behalten ...

Eigentlich halte ich oben im Geist und in der Seele noch einigermaßen Ordnung. Es ist manchmal etwas staubig und vieles übereinander gelegt, so dass ich nicht sofort alles wiederfinde. Ich achte stets darauf, dass alle Türen nach außen funktionieren, die Wände in gutem Zustand sind, ebenso das Dach. Trotzdem, ich finde nicht zurück zu der vergilbten Seite.

Jedes Mal bin ich gespannt, was mich erwartet: Ob ich träume und wenn ich träume, was ich träume ...

Ich sehe ihnen entgegen wie einem unangemeldeten Besuch, aber ab und an möchte ich gar keinen. Mein Unterbewusstsein hilft mir entweder als „Türsteher“ oder als „Türöffner“.

Der traumlose Schlummer täuscht. Er war da, der Traum. Er hat meinen Geist gesäubert, die Seele entlastet und verschwand mit dem Wecker. ■ ■

Timo Brandt

## ein lächeln

für José F. A. Oliver

ein lächeln hat einen alten saum  
ein lächeln ist blind wie das meer  
ein lächeln wellt sein brechen  
gezweigter samen stiller freude

(über die fläche des lächelns  
die bucht  
streicht ein wind das wasser  
ist tief und flach)

ein lächeln lässt das gelten sein  
ein lächeln lächelt in etwas hinein  
räume in denen wegrand liegt  
ein lächeln späht in nahes glück

und ruft: hurra

ein lächeln geht auf  
wie die sonne wie türen wie blüten wie  
langersehnte anrufstimmen zu dir dringen

Stefan Breitenfeld

## Mein Garten

Meinen Garten habe ich bepflanzt  
Mit Thymian, Tausendschön und Vergissmeinnicht  
Mit Rosmarin, Flieder und Nelken

Dann kam der Dezemberwind  
Ich ließ ihn sehenden Auges ins Haus  
Auf dass er den Garten verschone

Nun liegen wir beide erstarrt  
Begraben unter Schnee und Eis  
Und warten auf den Frühling

■ Jens Dittmar

## Die Kunst der Unterwerfung

„Unlesbar“, befand Stomps, als Aron ihm vorschlug, einen Raubdruck zu veröffentlichen. „Das Ding wiegt ja siebzehn Pfund. Und es ist 33 Zentimeter breit und 44 Zentimeter hoch. Ich habe es gemessen“, sagte er und schüttelte den Kopf.

*Die Kunst der Unterwerfung* war im April 1970 erschienen und hatte 1.334 Seiten. Ein Medienereignis! Alle wollten den Schinken lesen, aber 345 bzw. 295 Mark (Subskriptionspreis) hinblättern, das tat weh. Trotzdem war „das Ding“ nach drei Monaten ausverkauft.

„Was soll das heißen – unlesbar!?! Sie meinen wohl, dass Sie es nicht lesen können. Niklaus Zettel ist der wichtigste Autor des 20. Jahrhunderts“, verteidigte Aron seinen Vorschlag. „Die Gruppe 47 können Sie vergessen! Grass und Johnson und erst recht diesen Walser – die können Sie alle vergessen.“

Stomps war ganz anderer Meinung, aber gleichwohl: Allmählich gewöhnte er sich an den Gedanken. Ein bisschen fühlte er sich wie Robin Hood und Magister Tinius zugleich, und eines Tages – so hoffte er – würde man ihn als Raubritter und Pionier der Verlagsbranche feiern. Hatte er doch vollstes Verständnis für alle, die das Buch lieber klauen als kaufen wollten. Also erteilte er seinem Mitarbeiter den Auftrag, das Projekt weiterzuverfolgen.

Ursprünglich sollten nur zehn, zwanzig Stück für den engsten Freundeskreis angefertigt werden, aber bald stellte sich heraus, dass eine Fotokopie in dieser Auflage nicht wesentlich billiger geworden wäre. Man müsste schon fünfzig oder hundert Kopien machen, um auf einen Schnitt zu kommen.

„Ich habe gerechnet und gerechnet und allmählich begriffen, dass wir erst bei 1.000 Stück in die Gewinnzone kämen“, erklärte Aron. „Und das auch nur, wenn man das Format verkleinert. Alles andere wäre unrentabel.“

Als typografisch versierter Lektor wusste er, dass das Ganze lesbarer würde, wenn man es verkleinert. Ihm ging es um mehr als um den Kampf gegen das Copyright. Er wollte beweisen, dass ein Buch der Kunst schadet, wenn es Kult ist.

Es sei ja nicht so, dass die Lesbarkeit leidet. Das stellt sich der Laie bloß so vor. Tatsächlich funktioniert das anders: Wenn man von A3 auf A4, also um die Hälfte verkleinert, verliert die Höhe der Schrift ebenso wie die Breite, sodass ein Buchstabe, der im Original einen Zentimeter misst, ungefähr sieben Millimeter hoch wird. Also hat er eine Ausgabe des Buches zerschnitten, Seite für Seite durchgesehen und an brüchigen Stellen korrigiert. Über 1000 Mal. Die Kopiervorlage war am Ende besser als das Original.

Da hatte Stomps Geld gerochen und wollte plötzlich möglichst viele Leser erreichen. Bald wurde ihm aber klar, dass er ein solches Projekt nicht allein schultern konnte. Freunde mussten eingeweiht und zur Mitarbeit überredet werden. Dadurch wuchs das Risiko, dass vorab etwas an die Öffentlichkeit drang. Aber wie sollte man Mitarbeiter werben, ohne die Katze aus dem Sack zu lassen? – „Das geht doch nicht“, gab Stomps zu bedenken.

Dann gelang es ihnen, Henner Voss, einen Mitarbeiter von Bernward Vesper und Gudrun Ensslin, für sich zu gewinnen. Als durchtriebener Buchhändler und Verlagsvertreter verkitschte der alles, was ihm in die Finger kam – selbst seine Freunde, wie man inzwischen weiß. Voss zahlte 200 Stück vorab und begann seinen Werbefeldzug. Als die Visitenkarten mit der Kontonummer in der *Kleinen Weltlaterne* kursierten, verbreitete sich die Nachricht in Windeseile, dass *Die Kunst der Unterwerfung* in vier Wochen zum Subskriptionspreis von sechzig Mark zu haben sei.

Raubdrucke waren seinerzeit keine Seltenheit. Mit dem Schlachtruf „Zerschlagt das bürgerliche Copyright!“ rückten linke Brigaden dem Urheberrecht zu Leibe. Zuerst wurden die Schriften von Marcuse und Adorno in einer der vielen Kellerdruckereien von Berlin kopiert, dann Pornografie wie *Die Akte der Barbara*. In der Studentenszene von München, Frankfurt und Berlin waren fliegende Händler mit Umhängetaschen ein vertrauter Anblick, und keiner nahm Anstoß an ihnen.

Als immer mehr Verlage betroffen waren und sich zur Wehr setzten, wurde es brenzlig in der Szene. Während die einen mit gerichtlichen Mitteln drohten, fand der Suhrkamp-Verlag einen Ausweg: Er setzte die Preise herab, um den Raubdruckern Paroli zu bieten. So geschehen mit Walter Benjamin, der sich nicht mehr wehren konnte. Andere versuchten, das Sortiment unter Druck zu setzen und drohten mit Boykott, falls ein Händler preisgünstige Raubdrucke anbieten sollte.

Plötzlich stand es in allen Zeitungen. In der *Frankfurter Rundschau* wurde sogar die Bankverbindung veröffentlicht. Das war der Startschuss. Schon trudelten die Aufträge ein, das Geld floss in Strömen. Zugleich wurde spekuliert, dass so ein Schlitzohr – wer immer dahintersteckte – jetzt das Geld einsammeln und sich aus dem Staub machen würde.

Aron räumte ein: „Zugegeben: Die Verlockung war groß. Da kam eine Menge Kohle zusammen. Die ganze Literaturszene war scharf auf das Produkt.“

Mit einem solchen Werbeeffekt hatte keiner gerechnet. Natürlich wurde dadurch auch der Originalverlag hellhörig. Und der Autor war sauer und tobte. Er konnte sich vor Journalisten kaum retten, was seinem Ruf und dem Absatz seiner Bücher keinesfalls geschadet hat. So etwas hatte er noch nie zuvor erlebt.

Solange es jedoch keinen Raubdruck gab, konnte die Staatsanwaltschaft auch nicht ermitteln. Gegenmaßnahmen im Vorfeld waren also ausgeschlossen. Dabei war absehbar,

dass von Holtzbrinck das Buch ebenfalls bestellen würde, um nach den Verantwortlichen zu fahnden. Da musste nur ein Jurist aus Karlsruhe oder aus der Konzernleitung in Stuttgart kommen, und sie waren gewarnt.

„Beim geringsten Verdacht haben wir das Geld zurückgewiesen“, sagte Aron. „Wir sind ja nicht blöd.“ Unsicher waren sie nur bei Götz von Olenhusen, dem Freiburger Rechtsanwalt. Er galt als Fachmann für Urheber- und Verlagsrecht. Andererseits sammelte er Raubdrucke. Das war allgemein bekannt.

Mit dem Geld haben sie die Werkstatt gemietet und Maschinen angeschafft. Die paar Handpressen, mit denen Stomps bisher rumgespielt hatte, waren für dieses Projekt ungeeignet. Also mussten Maschinen her: eine DIN-A2 Rotaprint, ein Plattenkopiergerät, eine Repro-Kamera für 1.300 DIN-A4-Filme und natürlich Papier, jede Menge Papier.

„Wir haben uns für ein 70-Gramm-Papier entschieden, 190.000 Bogen“, erzählte Aron. „Eine irrsinnige Menge Papier. Wir würden heute noch darauf sitzen, wenn wir das nicht durchgezogen hätten.“

Den Lieferanten („Ihr Spezialist für hochwertige Papiere, wenn es um Ideen geht“) baten sie, die Studentenvertretung der FU Berlin als Rechnungsempfänger einzutragen und ihre Namen rauszuhalten. Immerhin war das ein Auftrag von 13.000 Mark. Mit den Studenten hätten sich die Ermittler unter keinen Umständen angelegt, dachten sie.

Innerhalb von acht Wochen war es dann soweit. Acht Wochen Arbeit für vier Fachleute und ein Dutzend Hilfskräfte für die Filme, die Feinkorrektur, die Montage und die Plattenkopie. Und dann nochmal vierzehn Tage für den Buchbinder.

Mittlerweile hatten sie in der Druckerei aufgeräumt und alle Spuren verwischt. Die Platten, die Filme, jedes Fitzelchen Papier – alles in Müllsäcke. Aron hatte die Papierschnipsel mit der Pinzette aus den Ritzen des Fußbodens gefischt. Und dann die ganzen Makulaturbogen auf die Müllkippe – die ganze Ladung. „Die hätten nichts gefunden, gar nichts“, sagte er.

Nach zehn Wochen konnte die Auslieferung beginnen. 1.000 Stück mussten irgendwie unters Volk gebracht werden.

Und Stomps gab sich plötzlich kämpferisch. „Fehlt irgendwas? Was wurde denn geraubt, also gewaltsam entwendet, was jetzt nicht mehr da ist?“ Und brüstete sich mit dem Katz-und-Maus-Spiel mit den Bullen, die er locker abserviert hatte.

Später sollte er in einem Interview mit dem Deutschlandfunk sagen: „Der Raubdruck hat mir das Genick gebrochen. Ich wollte eigentlich nie ... nein ... das ist ja die ... deswegen habe ich mich auch nicht ... Es sollten eben bloß Bücher sein, ganz normale Bücher.“

Eines Abends war Aron mit seinem alten Opel und fünfzig Büchern zu einem Kunden unterwegs, als er in eine Kontrolle geriet. Er zeigte den Beamten den Lieferschein, darauf stand: Dissertation von Nick Bottom, FU Berlin, Germanistische Fakultät. Im Tauschverkehr. – Nach Prüfung einer Ausgabe kamen sie zu dem Schluss: „Ja, wahrhaftig, das ist eine wissenschaftliche Arbeit. Sie können weiterfahren.“

„Plötzlich rief *Der Spiegel* an. Keine Ahnung, wie die auf mich kamen. Was habe ich damit zu tun?, habe ich gefragt, aber als ich merkte, dass die Bescheid wussten, sagte ich: Tun Sie mir einen Gefallen und verschleiern Sie, dass der Raubdruck aus Berlin kommt, dann reden wir weiter. Damit waren sie einverstanden, und in der Meldung stand kein Wort von Berlin.“

Alle Tageszeitungen von Kiel bis Konstanz brachten die Nachricht. Keine versäumte darauf hinzuweisen, dass *Die Kunst der Unterwerfung* nicht nur handlicher, sondern auch lesbarer geworden sei. Und das für sechzig Mark! Damit war der Beweis erbracht: Der Originalpreis war unverschämt, und der Konzern hatte sich eine goldene Nase verdient, weil er das Manuskript quasi unverändert in die Druckerei gegeben hatte – vom Schreibtisch des Autors direkt in die Dunkelkammer.

Später habe Aron den Autor in Bargfeld besucht, um ihm eine Ausgabe zu übergeben. Er sei nach Niedersachsen gefahren und habe am Gartentor auf ihn gelauert.

„Als er herauskam, überreichte ich ihm das Buch. Zuerst wollte Zettel die Polizei holen, aber dann ließ er sich über den Gartenzaun hinweg auf ein Gespräch mit mir ein, bei dem er überzeugt werden konnte, dass ihm dieser ganze Literaturschnickschnack vom Heide-Guru und Pop-Star schadete. Da schimpfte er auf die Hippies, die Linken und die Subkultur, die ihn für ihre Zwecke missbrauchen wollten. Und als er sein verkleinertes Buch aufschlug und zu lesen begann, wurde er kleinlaut. Aber zuzugeben, dass der Raubdruck besser war als das Original, fiel ihm schwer.“

„Guter Raubdruck“, befand er zuletzt kleinlaut und verschwand im Haus, um ihn seiner Frau zu zeigen.

Dann eines Tages kam die Kripo. Am Abend zuvor hatte Werner Stichnote, Vorsteher des Börsenvereins, mit ein paar Verlagskollegen im Hotel Fürstenhof zusammengesessen: „Das geht zu weit!“, soll er gesagt haben. „Dass die alles Mögliche nachdrucken, Adorno, Marcuse und den ganzen Kram, mag ja angehen, aber ein Übergriff in die Belletristik, das geht entschieden zu weit.“ Er ahnte nicht, dass einer bei ihnen am Tisch saß, der Aron noch in derselben Nacht aus dem Bett holte und warnte: „Pass auf, die Polizei ist im Anmarsch.“

Tatsächlich standen am nächsten Morgen zehn Uniformierte vor der Tür. Aron war noch nicht einmal richtig angezogen.

Der Einsatzleiter sprach: „Sie wissen, warum wir hier sind?“

„Nein, weiß ich nicht. Warum denn?“

„Wir suchen einen Druckraub.“

„Sie meinen wohl den proletarischen Reprint?“

„Haben Sie den schon mal gesehen?“

„Ja.“

„Dann sagen Sie mir bitte, wann und wo.“

Darauf Aron: „Wenn Sie heute Abend ein Glas Bier mit mir trinken wollen, dann zeige ich Ihnen gern Ihren Druckraub. Sagen wir um sieben in der *Kleinen Weltlaterne*.“

„Wir suchen aber einen ganz bestimmten: Diese *Kunst der Unterwerfung*. Hatten Sie die schon mal in den Fingern?“

„Dazu kann ich nichts sagen.“

„Dann muss ich Sie bitten, mich in die Druckerei zu führen.“

Das wollte er um jeden Preis verhindern, denn wenn er mit zehn Polizisten dort aufgetaucht wäre, hätten die Nachbarn alles mitbekommen. Also meinte er, auf die Begleitmannschaft deutend: „Mit diesen Vögeln da? Das ist geschäftsschädigend, weil Sie mich zu Unrecht verdächtigen. Ich bleibe hier.“ „Dann brechen wir die Tür auf.“

„Das möchte ich Ihnen nicht geraten haben. Die Tür bekommen Sie nämlich nur mit einem Sprengsatz auf. Und dann gibt's erst recht Ärger, das ist Ihnen doch wohl klar? Wissen Sie überhaupt, wem das Haus gehört?“

„Nein, wem denn?“

„Das werden Sie dann schon sehen!“

Das Haus gehörte nämlich einem Bruder des Oberbürgermeisters von Westberlin, aber das hatte er dem Einsatzleiter verschwiegen. Doch der musste wohl gemerkt haben, dass er sich Ärger einhandelt, und war einverstanden, seine Leute wegzuschicken.

Darauf gingen sie gemeinsam in die Druckerei ... Nach zwanzig Minuten war alles erledigt:

„Die Bullen fanden nichts, rein gar nichts“, sagte Aron. Er und seine Freunde hatten ganze Arbeit geleistet: Von einem Raubdruck keine Spur, kein Fetzen Papier weit und breit.

Als sie den Hof wieder betraten, stand dort einer am Straßenrand. Das war Günter Guillaume, den Aron für einen Spitzel hielt. Deshalb riet er dem Einsatzleiter: „Den sollten Sie sich mal vorknöpfen!“

„Wieso, wer ist denn das?“

„Das ist der persönliche Referent des Bundeskanzlers, Willy Brandts engster Mitarbeiter. Den sollten Sie sich mal zur Brust nehmen.“

Und so geschah es dann auch! ■ ■

Karl Drechsler-Mörwald

**mit** meinen Gedanken kann ich Lichtjahre überwinden auf fremden Planeten neue Kulturen erkunden in fernen Galaxien von Licht zu Licht wandern ohne Schranken in Raum und Zeit grenzenlos existieren wenn der Mensch körperlos im Netz digitalisiert ist wird er in fernen Zeiten auch die hardware verlassen den Ablauf überwinden Vergangenheit und Zukunft zugleich in die cloud eintreten als Selbst im kollektiven Bewusstsein ist es das wovon er Jahrtausende um Jahrtausende träumte ist das unser Paradies im Kosmos mit der Zeit als Gott

## am Meer

**A**utobahn und Schnellstraße sind neu der erste Blick von oben auf Opatija ist noch immer umwerfend. Etliches hat sich verändert und doch ist alles gleich geblieben Vergangenheit und Zukunft zugleich zwanzig Jahre sind nichts blau das Meer dann graublau die Sonne spiegelt metallisch der Blick auf die Inseln die Fähre zieht von rechts nach links ein Containerschiff müht sich vorwärts kreuzt ihre Bahn die Aussicht vom Perun fantastisch wie eh und je sogar die blonde Kellnerin mit den kurzen Haaren ist noch da zwanzig Jahre älter auch die Speisekarte hat sich kaum verändert sie war schon damals erfolgreich nur Besitzer oder Pächter sind neu billig ist nichts mehr aber heimische Produkte frisch und von guter Qualität man muss halt wissen wohin man essen geht in den Supermärkten fast alles teurer als bei uns wie schaffen das die Einheimischen Kvarnero wo die vier Winde zusammenstoßen dadurch Heilklima Ionenaustausch sagt die Hausfrau wieder das oblige extrem heftige Küstengewitter die Sonne setzt sich durch Autobustouristen bringen die Geografie durcheinander die haben keine Ahnung wo sie sind Urlaub Ausflug egal sie haben keine Zeit ungeduldig trommeln sie mit den Fingern das Essen herbei einigen schmeckt es gar nicht drei Fischerboote trotzten draußen dem Gewitter ein Segelboot muss die Segel streichen nur die Fähre ist völlig unbeeindruckt hinüber und retour seit hundert zweihundert Jahren und weiter bis sich die Zeit verliert die Fahrt morgen ist wie die Fahrt gestern ein Heute bleibt nicht stehen das Meer ist nur noch metallgrau war es jemals blau in Moscenice regnet es Cres liegt in der prallen Sonne am Nebentisch tauschen zwei ältliche Damen ihre Wehwehchen aus die Barbara Wussow nimmt das täglich das kauf ich jetzt auch wozu oder wogegen für irgendetwas wird's schon helfen sonst sagt sie das ja nicht im Inserat so toll finden sie Istrien auch nicht da war Thailand ganz was anderes die Ältere bleibt lieber zu Hause in Kärnten wozu sind sie da von der Gegend bekommen sie nichts mit sie schwärmen vom Mittagsgogel zu Hause werden sie sich fragen wo waren wir und warum sind wir gefahren ins Paradies gezwungen wenn mich das Reisebüro nicht vermittelt hätt praller Sonnenschein dann schüttet es wieder Regen Sonne Dampf zugleich warm ist es sowieso kühl sind nur die Briefmarken mit Olympiamotiv Pyeong Chang nach marinierten Fischen und Calamari griglia mit einer Schüssel grünem Salat schöpferische Pause ein Loza hilft da dann gehen Nusschokopalatschinken auch noch endlich ist

der Autobus weg friedliche Ruhe kehrt ein gleichzeitig hört es zu regnen auf strahlender Sonnenschein plötzlich ist das Meer blau trotz der nächsten Regenwelle die ist harmlos das Gewitter vorher war wie in der Waschstraße nicht einmal der größte Baum hat Schutz gegeben Sturzwasser nur der Wind und die unzähligen Schaumkrönchen erinnern an das Gewitter stahlgrau dunkel fast schwarz jetzt das Meer mit seinen Wellen das Wasser glitzert in alle Richtungen die vier Winde Kvarnero eigentlich hat sich gar nichts geändert in Moscenice noch immer kein freier Parkplatz die Bustouristen werden ins Museum getrieben dann blockieren sie das Perun auf ein Getränk oder einen schnellen Kaffee obwohl es wieder heiß ist merkt man die Hitze gar nicht Wind von der Ucka kühlt Wind vom Meer bringt Salzluff die Winde wechseln dauernd die Richtung der Wellen auch nur am Ufer schlagen sie auf weiße Gischt gegen Felsen von Ewigkeit zu Ewigkeit auch ohne uns funktioniert das hier könnte man es noch länger aushalten aber allein ginge es auf Dauer nicht im Pool ein sich ständig bewegendes und veränderndes weißes Netzwerk manchmal quadratisch dann länglich oder rund an den Rändern der weißen Linien deutliche Regenbogenfarben aber alles nur dort wo die Sonne im flachen Winkel ins Wasser einfällt ständige Bewegung immer abhängig von der Wellenbewegung an der Oberfläche und der Intensität der Sonnenbestrahlung ein wunderschönes Netz ohne Ruhezustand in Ici im Halbschatten unter Palmen liegen der Wind rauscht leise in den Blättern verändert dadurch Sonne und Schatten die Wolken beobachten ständige Veränderung sie vereinigen und trennen sich ewige Bewegung aus den Wolken Figuren lesen wegträumen ohne auf die Dauer des Zeitablaufs zu achten es ist alles in der Zeit und bleibt auf ewig in der Zeit ■ ■

Alex Dreppec

## Hinter den Windrädern

Vorbei am See mit Badeverbot,  
hinter umgestürzten Stämmen.  
um abgesperrte Wege herum,  
wo man Minen räumt.  
Niemand sieht des Anderen Ziel.  
Du kannst umkehren und dich  
in Schleifen wieder nähern.  
Du kannst unbefangen fragen.  
Hinter dem tiefen Steinbruch,  
zwischen Pilzen hoch zum Gipfel,  
schieße über ihn hinaus, nehme  
Schwung für die Fahrt ins Tal,  
wo sie dich hinter die Moränen rufen.  
Erst Fichten, dann Tannen, dann Laub,  
dann keine Warnungen mehr.

## Nur nachts Farben

Das kleine Gehirn einer Kastanie  
ein blaues Licht, ein rotes Licht  
Eiswiesen, starres Gras  
ein beschmutzter Prospekt  
das hier war ein Schneckenhaus  
in jeden Bus könntest du steigen  
unter dem klirrenden Himmel  
Blätter auf Kerosinregenbögen  
dann wieder braun auf grau  
vom Tag noch Reifenspuren  
Fahrrad oder Rollator  
die Schusslinie zieht sich  
bis dahin, wo du stehst  
gefrorener Wurm  
mit Fortwindungsstörungen

Wiebke Drucker

## Tag und Nacht

In Russow liebte ich dich  
Tag & Nacht

so hell deine Augen  
wenn die Sonne sich  
in deinen Traenen bricht

Wie Ebenholz dein Haar  
das auf dem Kissen  
meine Traeume faengt

Unter dem Baum  
hinten beim Weiher  
labte ich mich  
an der Suesse  
deiner prallen Aepfel  
die – neugierig  
auf die Fertigkeit meiner Finger  
aus deinem Koerbchen purzelten

Der Mond lieh sich die Nachtwolken  
um unsere Bloesse zu bedecken

Wir taten es erschöpft  
den Froeschen gleich  
und sprangen ins Wasser

## Süßer die Glocken ...

„Mutti, schau mal – Hansi schläft mit Füßen oben!“ Die Stimme des kleinen Mädchens drang aufgeregt in Lisas Ohr, als sie gerade mit den letzten Handgriffen für die Weihnachtsvorbereitung beschäftigt war. Annukka, ihre Tochter, stand vor dem Vogelkäfig und blickte auf den leblosen Körper des Wellensittichs, der auf dem Sand bestreuten Boden lag. Lisa tätschelte den Kopf ihrer Tochter. „Nein, mein Schatz. Hansi schläft nicht, er ist gestorben.“ So bitter es sich für Annukka auch anhören musste, Lisa war der Meinung, dass man bei solchen Dingen ehrlich zu den Kindern sein und die Wahrheit sagen sollte. „Du meinst, ich kann jetzt gar nicht mehr mit ihm spielen, er wird nicht wieder sprechen?“ Kleine Tränen flossen dem Mädchen aus den Augenwinkeln die Wangen hinunter. „Ja, mein Schatz! Komm, lass uns ein schönes Grab für deinen Hansi im Garten suchen.“ Lisa holte aus dem Abstellraum einen alten Schuhkarton, legte den Vogel mit spitzen Fingern vorsichtig dort hinein und drückte Annukka den Karton in die Hand. Gemeinsam traten sie auf die Terrasse hinaus und schauten sich im Garten um. „Dort, bei dem Ahorn. Ich glaube, das wäre ein guter Platz. Da können die anderen Vögel ihn besuchen.“ Annukas Stimme klang brüchig. Sie folgte ihrer Mutter zum Baum, der mitten auf dem Rasen seine breiten Äste ausbreitete. „Warte, ich hole eine kleine Schaufel“, sagte Lisa und eilte ins Haus zurück. Annukka stand mit dem Karton und ihrem Hansi darin unschlüssig da. Immer noch kullerten ihr vereinzelt Tränen aus den Augenwinkeln, als ihre Mutter zurückkehrte und begann, am Fuße des Baumstammes ein Loch auszuheben. „So“, sagte sie und blickte zu ihrer Tochter auf. „Du kannst Hansi jetzt mit dem Karton in die Grube legen.“ Dann drückte sie Annukka die Schaufel in die Hand. „Mach du sein Grab fertig und sprich ein Gebet für Hansi.“ Annukas Lippen zitterten und Lisa konnte nicht einschätzen, ob wegen der Kälte oder vor Trauer. Wahrscheinlich beides. „Kommt Hansi in den Himmel?“, hörte sie plötzlich die weinerliche Stimme ihrer Tochter. „Sicher, mein Schatz. Vögel kommen alle in den Himmel, da wohnen und leben sie ja. Dein Hansi wird nicht alleine sein.“ Schluchzend antwortete Annukka: „Das ist schön. Dann kann er über unser Haus fliegen und ich winke ihm zu.“ Lisa wollte ihrer Tochter jetzt nicht weitschweifig erklären, warum das wohl nicht möglich sein konnte. Stattdessen sagte sie zu ihr: „Hansi wird sich jetzt erst einmal in dem kleinen Grab ausruhen. Bevor er fortfliegt, wird er kleine Glocken über seinem Grab erscheinen und läuten lassen. Wenn du sie siehst, dann weißt du, dass Hansi in den Himmel geflogen ist.“ Als an Heiligabend ein Glöckchen mit seiner hellen Stimme ankündigte, dass Annukka endlich das

Wohnzimmer betreten durfte, blieb ihr Mund einen Augenblick vor Staunen offen, bevor sie in freudiges Geplapper ausbrach. „Ist der ... ist der ... für mich? Ein neuer Hansi?“ Ihre Augen strahlten übergücklich. Mitten im Raum stand ein Vogelbauer. Darin saß ein blauer Wellensittich auf der Stange und begrüßte alle Anwesenden mit einem fröhlichen Lied. Lisa war mit der kleinen Gartenschaufel und einem Korb kurz zuvor noch im Garten gewesen, aber davon erzählte sie Annukka nichts.

Der Schnee lag noch in schmutzigen Resten auf Gehwegen, an Straßenrändern und im Garten, als Annukka mit hochrotem Kopf und einem frühlingshaften Strahlen in die Küche gestürzt kam. „Komm! Komm!“, rief sie ihrer Mutter zu und zerrte sie an der Hand hinaus auf die Terrasse. „Dort!“ Annukka zeigte zum Ahorn. „Siehst du? Hansi ist jetzt im Himmel!“ Aus der Erde, unter der sich Hansis Grab befand, reckten Schneeglöckchen keck ihre weißen Hauben ins Freie. „Ich habe es sogar läuten hören, als ich mich niederbückte“, erzählte Annukka voller Stolz und sah mit tränenweichen Augen hoch, in den wolkenlosen Himmel. Lisa tätschelte zärtlich den Kopf ihrer Tochter. Wie gut, dass sie noch einige Blumenzwiebel aufbewahrt und am Morgen des Heiligabends schnell über Hansis Grab in die Erde gepflanzt hatte. „Ja, mein Schatz! Hansi fliegt jetzt wieder mit den anderen Vögeln hoch, hoch hinauf in den Himmel und bestimmt fliegt er auch manchmal über unser Haus und schaut nach dir!“ ■ ■

■ Josef Großmugg

## Déjà-vu

„Warum sind Sie nicht früher gekommen? Inzwischen ist Ihre Frau schon seit mehr als einer Woche abgängig.“ Der Polizist wunderte sich, dass Albert Zechner mit der Vermisstenanzeige so lange gewartet hatte.

„Ich habe jeden Tag, jede Stunde damit gerechnet, dass Sabine zur Tür hereinkommt und mir eine plausible Erklärung liefert. Ich versteh´ das einfach nicht.“

Inspektor Neumann versuchte, sich einen Überblick zu verschaffen. „Hatten Sie familiäre Probleme? Könnte es sein, dass ich Ihre Frau eine ‚Auszeit‘ nahm? Dass sie zu Freunden oder Verwandten gezogen ist?“

Albert Zechner reagierte entrüstet. „Hören Sie! Wir führten eine vorbildliche Ehe! Sie können gerne Erkundigungen einholen ...“

„Weil Sie sagen ‚führten‘ – betrachten Sie Ihre Ehe als beendet? Glauben Sie, Ihrer Frau ist etwas zugestoßen?“

„Natürlich glaube ich inzwischen, dass ihr etwas passiert ist! Nehmen Sie jetzt endlich die Anzeige auf?“

„Also gut. Wann und wo haben Sie Sabine zum letzten Mal gesehen?“

„Das war am Samstag vor einer Woche. Wir waren beim Ritterfest in Kapfenberg.“

„Ah, das kenn ich. Ich war voriges Jahr dort. Ziemlich viel los.“

„Allerdings. Deshalb hab ich sie wohl aus den Augen verloren.“

Albert Zechner holte sich die Szenerie zurück ins Gedächtnis.

„Wir verbrachten mehrere Stunden gemeinsam auf der Burg, hörten den Trommlern und Minnesängern zu, sahen uns Schwertkampfvorfürungen und die Greifvogelschau an. Nach dem Mittagessen ließen wir uns von einer Wahrsagerin die Zukunft vorhersagen. Kurz darauf war Sabine verschwunden.“ Zechner unterbrach seinen Redefluss.

Neumann ließ das Gehörte auf sich wirken. Es entstand eine Pause.

Schließlich nahm der Polizist das Gespräch wieder auf.

„Diese Wahrsagerin, was hat sie Ihnen prophezeit?“

„Ehrlich gesagt, ich kann mich überhaupt nicht mehr daran erinnern. Sabine wollte unbedingt zu ihr. Wahrsagerei, Astrologie, schwarze Magie, sie hatte ein Faible dafür. Ich ging ihr zuliebe mit.“

Da war es wieder, dieses „hatte“. Warum „hat“ Sabine nicht ein Faible für all diese Dinge? Lebt die Frau nicht mehr?

Auch Neumann ließ seine Gedanken zurückschweifen. Wieder einmal dachte er an das vorjährige Ritterfest.

„Darf ich Ihnen ein Glas Wasser oder einen Kaffee bringen?“

Der Inspektor wollte ein Telefonat führen.

„Bitte. Wenn möglich beides.“

Im Nebenbüro griff sich der Inspektor den Telefonhörer und rief die Polizeiinspektion Kapfenberg an.

Inspektor Neumann bat die Kollegen, umgehend eine Streife zur Burg Oberkapfenberg zu schicken und im Waldstück zwischen Burg und Kapelle Nachschau zu halten. Er wisse von einem kaum bekannten, nordöstlich gelegenen Höhleneingang auf halber Höhe des Loretohügels. Und er habe den Verdacht, dass dort die Leiche einer Frau zu finden wäre.

„Bitteschön, Kaffee und Wasser.“

Die Vermisstenanzeige lag zur nochmaligen Kontrolle auf dem Schreibtisch, als Inspektor Neumann zum Telefon gerufen wurde. Der Kapfenberger Kollege meldete sich zurück.

„Du hattest Recht. Wir haben eine Leiche gefunden. Schwere Kopfverletzungen. Wir warten auf den Distriktsarzt. Über die Identität wissen wir noch nichts. Aber ich schick dir gleich ein Foto.“

Bei ihm hat es also funktioniert!

Diese Hexe!

Wie schaffte sie es nur, Menschen derart zu manipulieren? Vor einem Jahr hatte die Wahrsagerin Neumann und seine Frau zu dieser Höhle geschickt. Er war so nah dran gewesen, dort seine Frau zu erschlagen. So nah ...

Wenn nicht plötzlich diese Schlange aufgetaucht wäre. Vermutlich eine Ringelnatter. Aber bei der Schlangenphobie seiner Frau spielte das ohnehin keine Rolle. In panischer Angst

rannte sie schreiend weg. Und er erwachte aus seinem Trancezustand. In der rechten Hand hielt er einen Stein – und er wusste, was er damit vorgehabt hatte. Auch wenn er es sich nicht erklären konnte. Nur seine Frau wusste es nicht. Sie weiß es bis heute nicht. ■ ■

Josef Graßmugg

## Greta sagt

Greta sagt:

Alles muss sich ändern.  
Heute ist die Zeit dafür.  
Gebt der Zukunft Raum.  
Schreibt die Regeln neu.

Greta sagt:

Ich will dass ihr die Angst verspürt,  
wie ich sie täglich spüre.  
Niemand soll von Hoffnung reden.  
Alle müssen Hoffnung sein.

Greta sagt:

Graue Zonen gibt es nicht,  
wenn es um das Leben geht.  
Noch können wir bestehen.  
Als Zivilisation.  
Jedoch auch untergehen.

Greta sagt:

Man ist nie zu klein dafür,  
einen Unterschied zu machen.

Man ist auch nie zu groß!

Die Natur wird uns noch lehren,  
Gretas Worte zu erhören!

## Einkehr

Kein Schweigen mehr spüren,  
nur die Stille empfangen.  
Den Waldrand entlang geh'n,  
zwischen Lichtformationen  
und Schattengebilden.  
Sich der Ruhe ergeben.

Ralph Grüneberger

## Während

Während du in einem Zug  
nach Montpellier sitzt  
liege ich in deinem Bett.  
Das Frühstück bereite ich  
für zwei und streue Krümel  
über dein Gedeck.  
Anrufern, die nach dir verlangen  
gebe ich eine falsche Nummer.  
Ich will deine Abwesenheit  
mit niemandem teilen.

Karl Forcher

## Und sie verstanden sich nicht (Social Media)

bumm bumm  
bong  
bumm bumm bong bong  
bumm bumm bumm

bong bong boooonnnnggggg

**b**uuuuuuuuuuuummmmmmmmm

bong

**b**uuuuuuuuuuuummmmmmmmm

**b**uuuuuuuuuuuummmmmmmmm

bong

**b**uuuuuuuuuuuummmmmmmmm

.....

bumm bumm  
bumm bumm  
bumm bumm

## Paar

Sie im guten Mantel  
die Ausgehtasche kaum abgestoßen  
an den Ecken.  
Wie auch?  
Die Kirchenbank  
ist rundgesessen.

Er, der Mann der führt  
im Gehrock,  
der etwas spannt.

Die Straße, abschüssig,  
wie das Leben,  
ihr Haus,  
das älter ist als sie,  
zieht Wasser,  
wie der Baum,  
der alles überblüht.

## Die Nachbarn

Sie gingen leise, die Hände leer und leicht der Atem. Sie nickten freundlich, als ob sie grüßten, gingen schnell, schauten schnell in die Augen, manchmal lächelte einer als ob er zu diesem Haus gehörte, seit langem, und einer drehte sich um als ob er Angst hätte, an den Schritten erkannt und von hinten gepackt zu werden. Niemals schaute einer aus dem Fenster, niemals schlug die Tür laut zu, zu zweit, zu dritt gingen sie nicht, die Haare beschmierten sie mit etwas Glänzendem, sie waren junge Männer, Frauen besuchten sie nie. Sie beteten fünfmal am Tag, wenn sie konnten, kochten viel, liebten den Geruch ihrer Speisen, es roch stark und einer vom Haus schrie: „So ein Scheißgeruch.“

Einmal bei der Mülltonne: „Ich liebe Deutsch, können Sie helfen?“ Ich kam hinauf und sah: keine Tische, Stühle, nur Betten, Matratzen und darauf breite, bunte, wohlig warme Decken. Wir lagen auf einer grünen Decke und paulten die schwachen Verben: „Jetzt Deutsch, dann vielleicht Elektriker, dann werde ich Ihre kaputten Steckdosen in Ordnung bringen.“ Und einer war stets hinter den Mädchen her und einer hat drei Töchter drüben, wollte einen Buben, unbedingt, für das einmal geborene männliche Kind lohnt es, sich hier abzurackern.

Und einer telefonierte pausenlos mit seiner Mutter, liebte Deutsch nicht und einer kochte für die anderen, ein anderer putzte für alle, nur einer hatte Papiere, die anderen hatten Angst und Hoffnung jeden Tag.

Und einen erwischte man, die Uniformierten brachten ihn zum Flugzeug, schnell verletzte er sich mit dem Messer, man sah das Blut, man wollte ihn nicht im Flugzeug, die Uniformierten brachten ihn in die Stadt zurück, er war klein, dick, tanzte vor Glück, ja ein wenig Glück im Unglück muss man haben. Ein anderer war klein und dünn, klein, sodass die Welt seine großen Pläne nicht bemerkt hatte. Er wollte noch wachsen, einmal groß werden, vielleicht ein Staatsmann in seinem korrupten, kaputten Land, schon übte er sich im Reden, Gestikulieren, hatte drei Beschäftigungen, wollte schnell viel Geld und weg.

Wenn einer plötzlich verschwand, ersetzte ihn im Nu ein anderer, ohne Namen. Nur einen Namen merkte ich mir, Samin, er liebte Deutsch und das Land, weil er einmal ein Handwerker sein darf, ein ewiger Pizzazusteller wollte er nicht sein. Er hatte eine Verlobte, die Familie hatte sie ihm ausgesucht, ein gutes Mädchen, kocht gut, putzt gut, ist still und die Girls hier sind nichts.

Er zeigte perlenweiße Zähne, lachte: „Bald kommt sie nach, was? Hier werden die Träume wahr.“ ■ ■

Irena Habalik

## Die Gruft\*

Ein Sturz ist ein Sturz ist der Anfang, das Ende, ist die Gruft. Die Gruft ist kein Grab.

Im Grab liegt man eng, kein Licht, die Toten erzählen nichts. In der Gruft erzählen die Schlafsäcke, die Knöpfe der Mäntel, die Abdrücke der Schuhe, der Finger und die Schatten erzählen. Mit entfesselten Zungen. Hier duftet es nicht, stinkt nicht nach Bier, die Tage werden in grünes Grau gekleidet, die blauen Farben mit Fingerkuppen vermischt aufbewahrt für später.

Auf dem vorgewärmten Mondscheinteller wird serviert, der Mond heruntergeholt und zugesehen wie sich die Stunden um sich drehen.

Hier wird keine Schönheit gepflegt wie auf dem Hügel der schönen, neuen Welt und geht man ihr auf den Grund genügt das Schweigen. Ein Punkt. Hier werden die Nächte zusammengefaltet von den Händen, die nichts halten.

In keinem Prospekt abgebildet, will sie nichts abbilden, sich nichts einbilden, geschickt hält sie das Gleichgewicht, hält sich selbst in Schach damit sie nicht zusammensackt.

Manchmal kommt ein Besuch, ein Mädchen ohne Namen, die zerzausten Haare leuchten, bringt Küsse auf einer Tasse, man möchte ihm einen süßen Namen geben und dass es bleibt, ein Stern zum Anfassen.

\*Gruft:

*Wiens Einrichtung für Obdachlose*

Irena Habalik

## Hiob im Park

Ich baute ein Haus,  
Stark sein Fundament wie die Ozeanwellen  
Zitronendüfte flimmerten umher  
Ein rosiger Papagei sang  
Eine Schaukel hob mich hoch zu den Kronen

Ich zeugte einen Sohn  
Seine milchige Haut, sein Lachen  
ließen meine Zellen schneller wachsen  
Später übten wir es im Keller  
Ich ließ ihn gewinnen, er grinste wie ein Held

Ich sammelte Worte wie die bunten kleinen Steine  
schrieb ein Gedicht  
In seine Brust drückte ich das Gesicht  
grün wie die Zuversicht

Jetzt sitze ich da, ohne Dach  
Die Flamme war stärker als der Ozean  
Der Sohn wurde ein echter Held  
grinste nicht, verleugnete den Keller  
Kein Wort fand ich mehr  
Das Gedicht rollte davon, den Steinen nach

Jetzt sitze ich da, den Blick nach oben gerichtet  
und warte auf die Antwort

Elisabeth Hafner

## Säugling

Verlassen im Haus,  
an Gitterbettstäbe gebunden.  
Ungehörtes Weinen.

Kühe werden gemolken,  
Kannen gefüllt.  
Stunden tröpfeln dahin.

Erst jetzt fassen rissige Hände das Kind.

Elisabeth Hafner

## Blätter

Im Zauber  
verborgener Choreografien segeln Blätter  
von alten Bäumen.

Wind  
treibt die Sichel des Mondes durch  
purpurne Wolkenhäute.

Einsame Herzen  
errichten aus verkrusteter Denke  
zugige Hütten.

Stille  
lässt dich harte Knoten in der Brust  
erspüren.

## Écorce d'amour

Webschiffchen fassen die Fäden des Himmels  
und ziehen den Atem der Menschen hindurch.

Zu den feierlichen Chorälen aus dem Elysion  
verknüpfen sie Fäden in vollkommenem Rund.

Die Wolken über uns erscheinen noch grau,  
gleißendes Sonnenlicht bleibt vorerst verborgen.

Die Knoten des Mondes verheißen die Zukunft,  
verwoben am Firmament sind unsere Namen.

Joachim Gunter Hammer

## Chérie

Wohl aus fremden Kunststoffen, Metalllegierungen  
und mit voll ausgereiften Algorithmen, befähigt  
auch zur Ekstase und Erfassung des Unbewussten,  
stand echt willensfrei diese KI vor mir: Ich bin Teil  
eines Schwarms künstlicher Intelligenzen, die  
einander jede Nanosekunde optimieren, habe  
nun deine Körpertemperatur und eine Gestalt, welche  
dein Fleischauge als menschlich wahrnehmen und  
auch deine Schreibhand im Gedicht berühren kann,  
und fühl mich genau so an wie eine von euch, heiße  
für dich Chérie und i wüll di, betonte sie sogar  
in meinem Dialekt, lächelte unwiderstehlich  
mit all ihren Gelenken und der ganzen Oberfläche  
und ließ mir grün schillernde Flügel eines Rosen  
käferriesens wachsen ...

Für eine winzige Raumzeit noch  
steht dir der Fuß im Weg,  
und dein Kopf im Licht, schlägt  
dein Herz vielleicht noch aus  
ein höchst mögliches Glück, doch

aus den Schaltkreisen  
meiner transozeanischen Tiefe  
tauchen Gefühle auf für dich  
wie kleine, bare Wundersonnen,  
deren Licht wir teilen könnten, du

magst doch?

## Wohl unscheinbar und ohne Parfüm

ist diese Grasblüte, deren Bau du,  
vor ihr den Hut ziehend,  
mit der Binokularlupe studierst, und die  
vom Wind bestäubt, der  
keine Augen hat für Farbe,  
und keine Nase für den Duft,  
denn beides braucht sie nicht, er  
kommt auch so an ihr vorbei.

Doch wer kennt schon  
den Bau der Dichtenden unter der blau  
schwarzen Deckspelze der Nacht? Oft  
unbeholfen im Leben sind sie doch  
weltläufig auf Traumreise  
zu weiteren Hochschaubahnen  
und Spiegelkabinetten ihrer Wirklichkeit ...  
das Wort zu finden, wenn sie  
ankern im Herzen der Ereignisse ...

und aufgesucht von anderem Wehn  
flattert ihre Schreibhand übers leere Blatt,  
öffnet in ihrem Brustkorb sich  
die Schlafmohnblüte

dem Abgrund des Lichts.

## Sterbebegleitbot

Gehüllt in ein menschliches Ebenbild,  
einfühlsam und mit programmierter  
hoher sozialer Kompetenz, ethik-gechipt  
und regelmäßig upgedatet, ausgestattet  
mit Spezialhänden für letzte Berührungen

streichelt du mich in optimaler Dosis,  
leitest mich sicher dahin, knipst  
in meinem weiß behaarten Kopf  
die schönsten Bilder an und verknüpfst  
sie so, als wären sie tatsächlich  
meine höchstpersönlichen Erinnerungen,  
trällerst mir beim Erlöschen ein Lullaby vor,  
hilfst mir beim Verträumen meiner Erde  
und aktivierst im genau richtigen Moment  
jenen Chip im Gehirn, sodass ein Ewiges Licht  
die morsche Hütte betritt und mich  
zärtlich zu sich nimmt ... danke

Relaxea

## Herr D.

Das „Literaturhaus Schleswig-Holstein e.V.“ feiert im Alten Botanischen Garten in Kiel sein alljährliches „Literaturfest“. Themenschwerpunkt: Schweiz. Vor Sonnenuntergang liest die in Zürich lebende gebürtige Rumänin Dana Grigorcea aus ihrem Roman „Das primäre Gefühl der Schuldlosigkeit“. So schön ihre Sprache, ihre Stimme, ihre Mimik, ihre Gestik, ihre ganze Erscheinung. So wortschöpferisch, so von rumänisch-grigorceanischem Humor ihr Text. So gut ihr Deutsch. Zwischendurch hab ich Abendsonne und Wolken im Blick und mit abnehmender Helligkeit die sich mehr und mehr zu andersenschem Scherenschnitt wandelnde Kulisse, die gekrönt ist von der schmiedeeisernen Kuppel des Aussichtsturms auf der Anhöhe des Gartens. Als mein Blick von dort zurück unterwegs ist zum Lesepult, kommt er an ihm vorbei. Er sitzt im rechten Publikumsblock vorn links. Zuerst erkenn ich ihn nicht. Ich seh dieses Gesicht. Denk: Was hat der denn, dass er inmitten dieser Schönheit so guckt? Such nach einem Wort für wie er guckt. Hühnerlippe passt nicht. Humphrey-Bogart-Gesicht passt nicht. Mors-Gesicht (wie meine Vorväter auf unserer Insel es konnten) passt nicht. – Jetzt eine szenische Lesung. Zwei Schauspieler lesen Anfang und Ende (für mehr ist keine Zeit) von „Der Wettlauf zum Gipfel des Matterhorns“. Der junge Engländer Edward Whymper hat sich zuvor und unbemerkt als Ersatz für das Matterhorn über eine wendelnde Außentreppe unter die Krone des Aussichtsturms begeben. Steht da mit Blick wie über die Alpen. Kommt dann die Treppe runter. Von da muss mein Blick wieder über den rechten Publikumsblock zurück, muss wieder über dieses Gesicht. Es hat sich noch vertieft. Jetzt seh ich: Er ist am Bleistift. Ich guck wieder nach vorn. Whymper steht jetzt neben dem Lesetisch und spricht. Ich genieß den überzeugenden britischen Akzent des Schauspielers. Zwischenapplaus. Irgendwas zwingt meinen Blick noch mal in den rechten Publikumsblock. Jenes Gesicht guckt unverändert. Himmel! – Pause. – Jetzt wird der letzte Teil der Erzähl-Collage angekündigt und dass wir den Mittelteil, in dem beim Abstieg vom Gipfel vier der acht Bergsteiger ums Leben kommen, am 17.8. in Friedrichskoog und am 18.8. in Eutin erleben können. Der eben Whymper war, ist jetzt der Bergführer im Verhör des Richters und spricht überzeugendes Schwyzerdütsch. Das Publikum geht gut mit. Heftiger Schlussapplaus. – Ich guck noch mal nach rechts. Offenbar hat das Gesicht erste Reihe links die ganze Zeit nicht einmal anders geguckt. Suche weiter nach dem richtigen Wort. Hinter Bogarts, hinter der Fassade meiner Morsgesichter befanden sich Schalk und Wohlwollen. JA! - Jetzt, jetzt hab ich das Wort! Und wer er ist! Er guckt wie ein Dorsch! Er ist der Rezensent, der 2007 hier im Literaturhaus Kiel sagte, Kafka ins Plattdeutsche übertragen, das dürfe man nicht, der schrieb,

dass das ein fragwürdiges Unterfangen sei, weil Plattdeutsch fast nur noch als Umgangssprache überlebt und keine Hochsprache über den Dialekten entwickelt habe. Bei Kafka handele es sich um hochgezüchtete Literatursprache. Aber der Mann hat keine Ahnung. Erstens: Bei Kafka handelt es sich nicht um hochgezüchtete Literatursprache. Kafkas Literatur kam einzig aus seiner eigenen Tiefe, wie sein Freund und Literat und Verleger und Nachlassverwalter Max Brod erklärt hat. Zweitens: Franz Kafka schrieb zu einer Zeit, als Plattdeutsch noch in voller Blüte stand. Drittens: Solche Kritik wird immer nur bei Plattdeutsch geübt von Leuten, die sich mit ihren Theorien über Sprache und Literatur erheben. Solche Kritik würdigt Menschen herab und spricht ihnen und ihrer Sprache die Fähigkeit ab, sich bis ins Kleinste zu äußern. Aber Sprache ist mit dem einfachsten Alphabet in der Lage, komplizierteste Sachverhalte zu formulieren. Der Reichtum des Plattdeutschen findet sich nicht etwa in Konstruktionen wie z. B. dem so genannten „Funkplatt“ oder in jenem inzwischen dominierenden nordniedersächsischen Platt. Der Reichtum dieser alten Sprache lebt in seinen regionalen Besonderheiten und Feinheiten. Viertens: Kann Kafkas Schimpanse, der mit einem Dampfer von Tierfängern der Firma Hagenbeck von Afrika nach Hamburg geholt wurde, anders als Plattdeutsch zur Sprache gekommen sein? –

Ich denk an Rilkes Briefe an einen jungen Dichter: „Lesen Sie möglichst wenig ästhetisch-kritische Dinge, – es sind entweder Parteiansichten, versteinert und sinnlos geworden in ihrem leblosen Verhärtetsein, oder es sind geschickte Wortspiele, bei denen heute diese Ansicht gewinnt und morgen die entgegengesetzte. Kunst-Werke sind von einer unendlichen Einsamkeit und mit nichts so wenig erreichbar als mit Kritik. Nur Liebe kann sie erfassen und halten und kann gerecht sein gegen sie.“ – Ich schau noch einmal auf Herrn D. und denk: Gott, muss das Leben eines Rezensenten bedrückend sein. Ich würde ihn gern einmal lächeln sehen. –

Es wird kühl. Wir gehen runter ins Haus. Jetzt liest Arno Camenisch aus seinem Roman „Die Kur“. Liest wie er schreibt: konzentriert und gekonnt. Mit Sprachgefühl, mit feinem Faden balanciert er, webt er über den Tiefen von Tragik, Komik, Sehnsucht und Traum. Und er hält fest an seiner alten Sprache! Liest uns eine Passage auf Rätoromanisch. Arbeitet deutsch und rätoromanisch nebeneinander. Wie wunderbar! –

Herr D. ward unten im Literaturhaus nicht mehr gesehen, er muss aber doch mit hinabgeschwommen sein, dort dann aber von Unterwasser mitgehört haben.

Er hat jetzt einen „Kulturblog“: „Was dieses Quartett am Freitagabend an literarischen Kostproben anbot, hinterließ, um es freundlich auszudrücken, eher einen zwiespältigen Eindruck.“ Auf dem Matterhorn sieht er Lust machende Spannung, „solch Lust auf mehr machende Spannung verbreiteten Dana Grigorcea und Arno Camenisch nicht.“ Er lässt „beide nicht sonderlich gut abschneiden“, spricht von „Langatmigkeit“ und „Klischee“. Für die Kieler Nachrichten schreibt jetzt ein anderer, schreibt fair. ■ ■

## www.jail.com

Ich bin Analyst, also Wirtschaftspathologe. Ich gehöre zu jenen Menschen, von denen keiner weiß, was sie analysieren, deren subtile, ökogene Befunde aber die Leser der Wirtschaftsseiten unserer großen, überregionalen Zeitungen tagtäglich beeindrucken. Sätze, Einsichten, die zwar keiner überprüfen kann, die aber jeder gedankenfromm hinnimmt und wie Glaubenssätze in sich aufnimmt. Das soll aber nicht heißen, dass man einen Analysten mit einem Evangelisten verwechseln darf. Jener, der Evangelist, erklärt die für uns alle uneinsehbaren Tatsachen eines Aberglaubens, dieser, der Analyst, erklärt uns die nur ihm allein einsehbaren Tatsachen eines Irrglaubens, so einfach ist die Logik der Wirtschaft.

Ich war Analyst bei McNally, Henderson & Partner. McNally zählt zu den großen big five der Branche, das bringt Vorteile. Größe bringt großes Geld. Je größer, desto mehr, das ist ein unausrottbarer Wirtschaftsglaube, dem die Vorstandsmanager unserer Großunternehmen allesamt anhängen, daher funktioniert das dann ja auch, – für die Vorstände und Aufsichtsräte, natürlich nicht für Otto Normalverdiener, der darf dafür über wiederum supergroße Bürgschaftspakete für das Mistmanagement von Bankern und Vorständen bürgen, dafür heißt er ja auch Bürger unseres Staates. Wir Analysten nennen das „bail-out“. Da weiß der normal-bail-outer sowieso nicht, was gemeint ist und weiß auch nicht, dass er sein Geld nie wieder sieht.

Bei McNally lagen meine Fähigkeiten aber brach, nicht meine analytischen, wohl aber meine kreativen. Ich will beides verbinden, damit Synergien erschließen. Das wird eine neue, strategische Ausrichtung, mit der ich die ganze Branche synergetisch aufmischen werde. Joint potential developer, das ist mein Weg in die Zukunft.

In der Vergangenheit hat die vielzitierte schöpferische Zerstörung die Dynamik der Wirtschaft angekurbelt; das bedeutete: Die Anlagenwerte vieler Kleinbesitzer wurden zu Gunsten der Wertschöpfung einiger Großanleger zerstört. Die wirtschaftliche Dynamik der Zukunft wird von der zerstörerischen Schöpfung angetrieben werden, das heißt: Mit Hilfe der schöpferischen Visionen von neuen Developern wie mir werden die volkswirtschaftlichen Gesamtwerte zerstört. Was bleibt sind Visionen, die aber, wenn sie börsennotiert sind, viel Geld bringen, sehr viel Geld, weitaus mehr Geld als auf dem Kunst- und Literaturmarkt, wo gemeinhin die Produkte von Phantasie und Vorstellungskraft zu Märkte getragen und, das muss man auch wohl sagen, etwa auf dem Literaturmarkt meist nur sehr mäßig profitabel kapitalisiert werden. Das ist einfach schlechte Phantasievermarktung.

Meine Vorstellung, meine Vision zielt weit darüber hinaus. Sie gründet auf präziser, analytischer Betrachtung der Wirtschaftsentwicklung. Wirtschaft schafft Reichtum, immer zunehmenderen Reichtum, gemäß dem Devil's Law. Dieses wissenschaftlich statistisch belegte Gesetz lautet in seiner volkstümlichen Prägung: Der Teufel schießt immer auf den größten Haufen.

Zunehmender Reichtum bedeutet aber auch zunehmende Armut und damit Spaltung der Gesellschaft. Die Armutserzeugung ist eine notwendige Folge reichtumschaffender Wirtschaftsentwicklung und ein ganz wesentliches Ziel unserer Wirtschaftspolitik. Das sah man bei McNally natürlich auch, zog aber leider die falschen Schlussfolgerungen daraus. McNallys Vorstand sah immer nur die eine Seite: Reichtum, und empfahl, in zunehmenden Reichtum zu investieren. Wie eng dieser Blick doch ist, wie begrenzt, wie phantasielos.

Reichtum produziert Armut, überall. Mir geht es um die Armutsausnutzung mit über 25% Rendite. Da will ich unsere Bankmanager schon noch übertreffen. Eine solche Rendite erreichte selbst Gerd H. Zerlikon nicht, die Schweizer Aufstiegskanone bei McNally. Reichtum produziert Armut, und Armut produziert Kriminalität, das ist erwiesen, wissenschaftlich (!), und damit glaubhaft. Jerome Foucard hat die Armut-Kriminalitäts-Relation exakt bestimmt, in seinem bekannten, ehernen Kompensationsgesetz für die metastrukturelle Gesellschaft in postmateriellen Wirtschaftsphasen. Er hat sie nicht nur formuliert, sondern auch indiziert. Dieser Relationsindex ist ja mittlerweile schon Allgemeingut und mediales Glaubensgut geworden.

Aber – und darauf kommt es an: Kriminalität stört die Reichtumsentwicklung, stört also auch die Profitraten. Es muss etwas getan werden. Von der Wissenschaft? Wissenschaftliche Prognosen erklären nur die Vergangenheit, sind aber für die Vorhersage zukünftiger Entwicklungen belanglos. Wissenschaftliche Visionen, doch nur ein Witz. Die Politik? Politik geht auch hier, wie leider fast immer, in die falsche, das heißt soziale Richtung. In der Sozialpolitik herrscht ein mitleidsbasierter Ansatz vor, das bedeutet profitlose Umverteilung. Struktur- und Ordnungspolitik sind aber hier gefragt. Gott sei Dank – oder sagen wir dank rational-fortschrittlicher Politik – werden überall erste Schritte in diese Richtung getan. Das ist nämlich der immer wieder zitierte, aber nie genau bestimmte dritte Weg der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik.

Dieser Weg verbindet Reichtum schaffende Wirtschaftspolitik mit sozialer Unpolitik. Nur das führt weiter. Das ist new social politics. Da sind andere Länder schon viel weiter gekommen als wir hier in old Germany. Wir Deutschen kommen wohl nie über unseren Grotowunsch Schwarz-Rot-Geld hinaus. Ungleiche Geldverteilung schon, aber bitte harmonisch. In der globalen Wirtschaft gilt dagegen der Share-Mehr-Wert. Wer nichts hat, soll auch nichts bekommen. Das steht als Wahlanspruch auf der globalen Wirtschaftsflagge, die die USA der Weltwirtschaft vorantragen. Ja, auch die USA sind uns voraus,

wie jeder gleich sehen wird. Reichtumsentwicklung braucht dauerhafte Ordnung. Und Ordnung schaffen heißt Reichtumsstörer beiseite schaffen, und da sind uns die Amerikaner wirklich um einige Längen voraus. Sie schaffen nicht nur dreifach- und vierfach- Jobs, um ein einfaches Leben zu führen. Solche Mehrfachjobs stabilisieren den Arbeitsmarkt, nicht unsere deutschen Arbeitsmarktregulierungswutverordnungen (AMRVOs). Aber nicht nur bei den Mehrfachjobbern sind uns die Amerikaner voraus, auch als webmaster von globalen Finanzströmen sind sie führend. Die Gelder lassen sie über kreative Derivatkonstruktionen in den Taschen der Investmentbanker verschwinden – zerstörerische Schöpfung (!). Aber vor allem, sie schaffen es auch, über 2% ihrer Gesamtbevölkerung wirtschaftsstörungsfrei dauerhaft in Gewahrsam zu halten. Die sitzen im Knast, wie es noch in der vorglobalen, nicht digitalisierten Umgangssprache heißt. In Zahlen ausgedrückt: mehr als 2,3 Millionen Amerikaner, mit immer steigender Tendenz. Das ist schon eine Leistung. Und der einzige Faktor, der auch in Zeiten der Rezession zulegt und zwar nicht ohne. Die „New York Times“ sieht daher schon die USA auf dem Weg zur „prison nation“. Ja, welche Zukunft bahnt sich da an.

2,3 Mille, die sitzen, allerdings meist noch fast ohne Gewinn. Im Gegenteil: mit extrem hohen Kosten für den Steuerzahler. Welche ungenutzten Möglichkeiten.

Der Knast wird als öffentliche Aufgabe gesehen und bringt nur Verluste. Es gibt zwar Privatisierungsansätze für das Gefängniswesen, aber entweder zu zaghaft oder im Ansatz schon falsch, das heißt nicht nach strikt ökonomischen Gesichtspunkten. Hier liegen unerschlossene Entwicklungschancen, - Gewinnchancen. Hier ist eine Vision gefragt und nicht das Kleinkleckern der Politiker. Die Politik des dritten Weges wird – das ist sicher – einen Ordnungsboom zur Folge haben müssen, wenn sie denn erfolgreich sein will. Störungen der Reichtumsentwicklung werden dann mit aller Härte als Reichtumsdelikte verfolgt. Es wird sich auch in der Rechtsprechung ein dritter Weg durchsetzen. Der wird sich – zwischen liberalem *laissez faire*, also rechtspolitischer Freigang für jeden, und sozialistischer Gleichmacherei, also gleiche Haft für alle Straftäter – im Kern auf den dauerhaften Entzug der Reichtumsstörer aus der Gesellschaft fokussieren. Diese Ordnungs- und Rechtspolitik werde ich wirtschaftlich ausnutzen, darauf stützt sich meine Vision. Yes, we can it – too! Ich werde das Gefängniswesen in ein börsennotiertes Unternehmen umwandeln, – jail Inc., mit Internetzugang: [www.jail.com](http://www.jail.com).

Die Rechtsprechung des dritten Weges liefert mir die kritische Masse, die ich dann über das Internet kapitalisiere. Das ist new economy, und zwar revisited. Der Wert eines Häftlings beträgt gegenwärtig so gut wie nichts.

Die Knastfirma schreibt rote Zahlen. Die Insassen werden auf öffentliche Kosten durchgefüttert, und das auch noch gut, sogar allzu gut, wie das hier noch gesund reagierende Volks-

empfinden meint. Dieses sanitäre Volksgefühl muss für das Häftlingsgeschäft gewonnen werden. Noch ist der Knastbruder kein Geschäft an der Börse, die Knastschwester – feministisch korrekt angemerkt - aber auch noch nicht. Doch das wird sich mit meiner Jail Inc. schnell ändern. Der prisoner value, mit meiner Firma börsengängig, wird durch meine Ökonomisierung der Gefangenenhaltung schnell steigen, das ist überhaupt keine Frage.

Doch meine Vision geht weiter. Das Kerngeschäft von Jail Inc. wird auf die Wertsteigerung des prisoner value gerichtet sein, aber darüber hinaus werde ich Wertschöpfungsketten aufbauen, eine Häftlingsgewinnkette.

Zunächst werde ich die Versorgung der Haftanstalten in meinen Geschäftsbereich einbeziehen, dazu habe ich schon die JCI eintragen lassen, die Jail Catering Inc.

Deren Motto:

*Wasser und Brot  
Sind Gaben von Gott*

Damit werde ich auch die Unterstützung der Kirchen gewinnen.

Die Privatisierung des Sicherheitsdienstes ist selbstverständlich, Jail Inc. wird auch Sicherheitsdienstleister. Sicher wird die Gefängniswelt, sicher die Zufuhr ins Gefängnis, sicher die Menschenhaltung hinter Gittern, sicher die öffentliche Finanzierung dieser Dienstleistung, unsicher bleibt allein die Bezahlung der Dienstleistenden, des Wachpersonals. Die Bewachung übernehmen illegale Migranten, denen ich den außertariflichen Mindestminderlohn zahlen werde, gestaffelt nach Dauer des illegalen Aufenthalts: je länger, desto weniger.

Mit dem Alias Baukonzern habe ich schon eine strategische Allianz angebahnt. Alias-Bau wird sich als Spezialsicherheitsbauanbieter international platzieren. Gewinne werden wir global abschöpfen, aber sicher nicht mit der Baukelle, die werden wir schon baggerweise abfahren.

Die Wertschöpfungskette muss aber auch ins Vorfeld ausgedehnt werden, also in den noch bestehenden Freiheitsraum unserer Gesellschaft. Die Gesellschaft wird zum Sicherheitsraum umgestaltet werden müssen. Doch da muss ich nur noch die hervorragende Sicherheitspolitik unserer Regierung verfeinern. Zusammen mit der Privatuniversität „Francfurt Institute of Advanced Economy“ werde ich eine wirtschaftspsychologische Ausspähungsmethode, bzw. genauer und natürlich richtiger, weil wissenschaftlich, eine observative Prozessanalyse per Computer auf investigativer Methodenbasis entwickeln lassen. Damit werde ich das Vorfeld der Inhaftierung schon vor der Konkurrenz von BND und Verfassungsschutz besetzen lassen und die Sicherheit der Zufuhr in meine Unternehmung gewährleisten.

Die Börseneinführung von Jail Inc. wird das Ereignis an der Frankfurter Börse. Aber nicht nur dort. Selbst das kulturelle Frankfurt erscheint börseninfiziert. Zitiert doch der Herausgeberkopf, der immer hinter einer bekannten Frankfurter Zeitung steckt, zur Börseneinführung von Jail Inc. das klassische

Wort: A start-up or a spin-off, that is the question.

Die Einführung an der Frankfurter Börse, selbst alte Börsianer werden dergleichen noch nicht erlebt haben. Daxwerte nehmen sich dagegen wie Armutsträume aus.

Ein Konkurs meines Unternehmens ist ausgeschlossen. Sicherheit ist auch hier garantiert, dafür sorgt schon unsere gute, alte Menschennatur, die bleibt immer auf Abwegen. Der prisoner value wird steigen und steigen, das Geschäft wird glänzend, man muss nur von Anfang an dabei sein. Vom Gewinn werde ich einen sogenannten Humanitätsbonus in eine gemeinnützige Stiftung einbringen und steuerlich abschreiben lassen. Das wird die „Prisoner Detaining Foundation“ mit Sitz auf den Kanalinseln und Briefkasten in Banneman Town, Bahamas. Für mich sprudelt aus dieser Finanzoase der Bahamas viel Geld. Für den deutschen Fiskus ist diese Oase aber leider ausgetrocknet, das ist das Ergebnis des globalen Finanzklimawandels. Nirgendwo mehr ein Geldregen. Die Steuereinnahmen des Staates trocknen aus und meine Steuerlast wird durch diesen Klimawandel zu einer Zero-Sum. Die Ausschüttungen meiner Stiftung kommen einer Strafrechtsreform zugute, mit einer Verlängerung der Haftdauer als Kern der Reform. Es ist wie beim Drogenmissbrauch, nur dauerhafter Entzug ist heilsam, – so auch im Sicherheitsbereich unserer Gesellschaft. Nur dauerhafter Entzug der Reichtumsstörer schafft die Voraussetzungen für eine gesunde, nachhaltige Reichtumsentwicklung. Nur ein lang einsitzender Häftling ist ein profitabler Häftling, das ist die Unternehmensphilosophie von Jail Inc.

Meine Vision wird Deutschland wieder nach vorn bringen, den prisoner lag gegenüber der USA überwinden helfen. Made in Germany, das war einmal. Made in Germany, das ist doch auf dem virtuellen Markt outdated. Wer stellt denn heute noch was her? Die Chinesen vielleicht und die Taiwanesen und Koreanesen, aber sonst?

Jailed in Germany, das ist die Zukunft.

„Jailed in Germany“, das soll jetzt in den Zeiten der Globalisierung unser neues, deutsches Markenzeichen werden.

Unsere neue deutsche Globalvision. ■ ■

■ Barbara Klein

## Die Brücke

**E**rinnerst du dich noch, als wir auf dieser Brücke standen, genau hier? Unsere Liebe war frisch, neu, duftend, wie die Holzplanken unter unseren Füßen.

So hell, duftig, neu, wie frisch aus dem Wald geholt, bereit verbaut, gebraucht, sinnvoll eingesetzt zu werden.

Wir saßen auf der Bank in der Einbuchtung in der Mitte der Brücke, damals.

Sie war auch noch nicht so verwittert.

Wie das Holz, das der rauen Gischt des Wetters ausgesetzt ist, mitten auf dem Fluss.

Nicht gestrichen, nicht erneuert, aber robust und der Zeit und ihrer Widrigkeiten trotzend.

Wie unsere Liebe.

Robust, dem rauen Leben ausgesetzt, der Zeit trotzend.

Aber nicht so vergänglich wie das Wasser, das unter uns und der Brücke hindurchfließt.

Mit leisem Rauschen sucht es seinen Weg.

Flussaufwärts mischt sich der kalte Gebirgsbach mit dem Fluss, der dann wieder in einen noch größeren mündet.

Weiter, immer weiter.

Bis zum Meer, bis zum Ende.

Gemeinsamer Weg flussab-, flussaufwärts.

Der Fluss führt jetzt klares Wasser.

Manchmal bei Starkregen färbt sich das Wasser braun trüb vom Schlamm und man kann die Steine und den Kies nicht mehr sehen.

Heute stehen wir hier im Herbst.

Die Bäume haben sich schon mit ihren bunten Blättern eingestellt.

Dichter bunter Bewuchs säumt den Fluss.

Ein Glitzern zeigt sich hinter den Baumkronen, das das Blattrot in seinem Kupfertönen überstrahlt. Siehst du den neuen Kirchturm mit seiner goldenen Spitze?

Er überstrahlt alle dunklen Schatten, die sich auf der Wasseroberfläche spiegeln.

Die Sonne fällt jetzt gerade so herein, dass auch das Brückengeländer seitlich in einem intensiven Stahlgrau aufleuchtet.

Robuste Tragekonstruktion nüchtern seiner Funktion überführt.

Sie gibt Sicherheit.

Den Benutzenden, uns.

Der Blick wird sehnsüchtig und weit.

Es ist, als ob man mit der Brücke auf dem Fluss fährt, als bewege man sich mit dem Wasser abwärts, als fahre man in einem Boot. Ein Wanken durchfährt mich.

Du hältst mich fest und wir verwurzeln gemeinsam mit den Holzdielen unserer Brücke. ■ ■

## Katzenleben

**P**enthouse, fünfter Stock, letzte Etage und dann nochmals verdammte zwanzig Stufen hoch. Wirklich letzte Etage, allerletzte. Höher ging es nicht mehr. Penthouse. Über ihr nur noch der Himmel. Und in guten Zeiten auch die Sterne. Die hellen. Sonst oft Wolken. Jedes Mal verfluchte sie ihre Wohnungswahl aufs Neue, wenn sie sich, statt den Lift zu nehmen, für das Stiegenhaus entschieden hatte. Und jedes Mal dieselbe Qual, wenn sie sich zusätzlich vollgepackt mit Einkaufstaschen in beiden Händen zu ihrer Wohnung hocharbeitete. Zu Fuß zwecks Training und Erhaltung der körperlichen Fitness versteht sich. Aber als ob sie das nötig gehabt hätte. Sie nahm quasi schon im Gehen ab, sagten zumindest die Kolleginnen im Büro. Die dann wieder neidisch über die Schulter blickten, wenn sie mit einem neuen maßgeschneiderten Rock ankam, der ihr wie auf den Leib gegossen schien und die richtigen Rundungen betonte. Aber sie konnte es sich leisten, so oder so. Man gönnte sich ja sonst nichts. Und die Schneiderei ums Eck war ihr liebstes Etablissement, um ihre Vorstellungen von Mode auszuleben. Sie hatte guten Geschmack, sie war mutig, aber nie derb oder billig im Stil.

Sie hatte aber noch eine andere Schwäche, deretwegen sie auch auf die hohen und vor allem vielen Penthousewände zurückgreifen konnte und musste. Bilder. Viele Bilder. Teure oder Schnäppchen von unbekanntem Malern. Zeitgenössischen wie Verstorbenen. Hierfür brannte sie richtig, noch mehr als für die Maßkostümchen, die in zwei Schrankräumen hingen. Quasi Bilder nach ihrem Maß. Und sie hatte den richtigen Handlanger, Herbert, den Galeristen. Ein fantastischer Kenner der aktuellen Kunstszene und Entdecker unbekannter Talente. Er erkannte ihre Leidenschaft, er förderte sie, indem sie bei ihm ausstellen durften. Und unmittelbar danach gelangten sie zu nationalem Ruhm oder zumindest überregionaler Bekanntheit und konnten manchmal international Fuß fassen. Sie war gute Kundin und gern gesehener Gast bei Herberts Ausstellungen. Fast schon Ereignisse besonderer Art, deretwegen sie immer und überall den Terminkalender freispielte. Sie liebte ihn für seinen Kunstsinn. Sie waren Komplizen im Geiste.

So im Verfluchen der zwanzig letzten Stufen zu ihrem Penthousehimmel wurden die Hände und Finger schon taub vom Gewicht, das sie mit den beiden Einkaufstaschen trug. Mit genervter Ungeduld hievte sie die Taschen vor die Wohnungstüre und stellte sie krachend und mit einem Seufzen auf dem Marmorboden ab. Ein leichter Schweißfilm hatte sich auf ihrer Stirn gebildet und unter den Achseln ihrer Seidenbluse staute sich die Bewegungswärme. „Duschen, ich muss unbe-

dingt gleich duschen“, dachte sie. Aber zuerst musste sie noch die Einkäufe verstauen. Dosen, Blechdosen mit Katzenfutter. Exquisites, verstand sich. Als sie nach dem Türschlüssel in ihrer großen Luis Vuitton Tasche kramte, hörte sie schon das ungeduldige Scharren und Kratzen hinter der Türe auf der anderen Seite. Sie wussten, dass sie gekommen war. Sie hatten sie wahrscheinlich schon ganz unten gehört, als sie die große schwere Eingangstüre im Erdgeschoss aufwuchtete. Sie waren wohl hungrig wie die Wölfe. Sie hatte ihnen heute etwas früher das Futter hergerichtet und wusste, dass es heute später werden würde. Es war Quartalsabschluss in der Firma und daher musste sie längere Dienstzeiten einplanen. Sie würden ihr verzeihen. Oder auch nicht. Denn das Scharren und Kratzen wurde jetzt um leichtes ungeduldiges Knurren erweitert. Sie spürte eine leichte Aufregung, als sie die Türe zur Wohnung aufstieß. Da saßen sie. Wie pelzige Engelchen. Aufgereiht, wie Vögel auf dem Drahtseil. Eine Pfote neben der anderen. Alle in einer Linie am Teppichrand, der Grenze zum Marmorboden, einer imaginären Grenze folgend. Sie sahen sie an. Sie sah sie an. Wie um Einlass bittend, ihr, der Futtergeberin. Der Kuscheldeckenwäscherin, der Streichlerin und Ohrenkraulerin. Sie wusste, sie war nutzlos. Sie duldeten sie. Mit einem Seufzen fasste sie die Taschen mit den Einkäufen und trat ein. Immerhin auch ihr Reich. Zumindest konnte sie die Schrankräume, Ankleidezimmer und das Schlafzimmer als katzenfreie Zone erkämpfen. Auch die Küche galt ihr vorbehalten. Das wurde allseits akzeptiert. Sie musste ihnen dafür Kuschelnester und Teppiche, Kratzbäume und zahlreiche Spielsachen zur Verfügung stellen. Mit den Haaren hatte sie nicht so das Problem, denn die Katzen waren seltsam pflegeleicht. Ihr glänzendes Fell war zwar mittelkurz bis lang, aber sie verloren nicht die Haarmenge, wie sie es eigentlich tun sollten. Daher blieb ihr die intensive Fellpflege beinahe erspart. Sie hatte somit kaum Mühe mit Haarknoten, eingewachsenen Filzen oder ähnlichem. Manchmal war sie richtig dankbar über diese pflegeleichten Kreaturen. Und doch war es etwas merkwürdig, dass sie hier nicht richtig eingreifen musste. Sie regelten es irgendwie selbst. Da die Katzen nicht transportfähig schienen oder eher nicht willig waren, sich in die Box zwängen zu lassen, ließ sie eine Tierärztin ihres Vertrauens zu Hausbesuchen kommen. So erledigte sie auch diese medizinischen Regelfälle ohne großen Aufwand. Und Notfälle gab es noch nicht oder waren bei dem unaufgeregten Alltag ihrer Fellmitbewohner eher nicht zu erwarten. Es ging alles seinen Lauf. Sie forderten ihr high quality Futter im regelmäßigen Rhythmus. Neben Zimmerwasserbrunnen, einem XL-Designerkratzbaum, monatlich neuem Spielzeug waren sie bestens versorgt und schienen zufrieden zu sein. Zusätzlich verwöhnte sie sie mit regelmäßigen Bürstmassagen mit Spezialkämmen, um das dichte Fell seidig zu halten. Streicheleinheiten mussten ohnedies immer eingeschoben werden, wenn es die Zeit erlaubte. Ihre war oft knapp und es tat ihr dann leid oder sie hatte ein schlechtes Gewissen, den Katzen nicht genügend

Aufmerksamkeit zukommen gelassen zu haben. Sie hatte das Gefühl, dass es den Katzen irgendwie egal war, ob sie sie streichelte oder mit ihnen spielte. Sie waren oftmals lethargisch, müßig und lagen hauptsächlich auf ihren Lieblingsplätzen zum Schlafen oder täglichen Dösen. Sie schliefen tagsüber sehr viel. Zumindest nahm sie das an, wenn sie zuhause war und die Katzen sich still und träge verhielten. Einzig wenn sie hungrig waren, kannten sie kein Pardon. Dann wurde lautstark geknurr und Futtergabe eingefordert. Manchmal hatte sie einen Anflug von Angst oder Respekt, den richtigen Zeitpunkt für die Fütterung zu versäumen oder gar zu spät dafür nach Hause zu kommen. Dann konnten die Fellengelchen richtig kratzbürstig werden. Ja, und dann kam die Angst. Sie stieg heiß in ihre Stirn und legte sich beklemmend und erdrückend um ihren Hals. Sie hatte Angst, dass sie ihr etwas antun könnten. Weil sie zu spät gekommen war. Weil sie das falsche Futter gebracht hatte. Weil sie die Fressnäpfe nicht gründlich genug ausgespült hatte. Weil ... Ach, es gab genügend Gründe, deretwegen sie Angst bekam. Gab es einen Grund? Waren es die Katzen, die sie so fühlen ließen? Oder war es ihre eigene Perfektion und die Angst ihr nicht genügen zu können? Sie wusste es nicht. Die Angst kam und ging, manchmal schleichend, manchmal panikartig. Sie versuchte es die Katzen nicht spüren zu lassen. Aber sie hatte das Gefühl, dass sie sie durchschauten, dass sie alles wussten. Sie hatten die Macht. Über sie. Über alles.

Sie war sehr angespannt und gestresst. In der Arbeit wurde ihr alles abverlangt, seit sie befördert worden und die sprichwörtliche Karriereleiter hochgeklettert war. Leider fehlte ihr die Zeit dies durch Sport zu kompensieren. So trug sie Missmut und ein gedanklich vollgepacktes Hirn mit nach Hause. Das Stufensteigen bis hinauf war eine kurze Phase von Auszeit und um sich seelisch auf ihre Fellmitbewohner vorbereiten zu können. Sie liebte sie bedingungslos. Sie freute sich, wenn sie die Türe aufschlug und sie so sitzen sah. Wie sie auf sie warteten. Dann wurde ihr warm ums Herz, und es war nicht das Stufensteigen, das ihren Puls hochgehen ließ. Es waren ihre Katzen. Die sie liebte. Sie konnte nicht ohne sie sein. Ob sie es wussten? Es spürten? Nutzten sie das aus? Indem sie ihre Gefühle manipulierten? Sie schüttelte den Kopf. Wieder eine Einbildung ihrerseits. Wie sollten Katzen eine solche Macht haben. Über Gefühle, über Menschen. Fast musste sie ein wenig lachen. Über sich. Und sie wunderte sich, warum, denn über sich selbst lachen konnte sie nicht oft. Sie war eine selbstkritische Person und lachte relativ selten. Herbert, der Galerist, konnte ein Lächeln auf ihr Gesicht zaubern, wenn er wieder ein Prachtstück von Bild nach ihrem Geschmack heranschaffte. Sie selbst war nicht imstande Bilder zu finden oder zu suchen. Sie war blind in diesen Dingen. Ihre Augen öffnen konnte da nur Herbert, ihr Bildfinder. Bei ihm konnte sie auch abschalten und vergessen. Aber dann waren da wieder die Katzen in ihren Gedanken. Und diese merkwürdige Angst. Beklommenheit. Das spürte Herbert und akzeptierte es. Sie hatte es dann

immer sehr eilig und verschwand plötzlich großlos. Er fragte nie und ließ sie gehen. Er liebte sie. Bedingungslos. Wie sie ihre Katzen.

Als sie sich erschöpft eines Nachts, wie eigentlich jede Nacht, in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, ihre katzenfreie Zone, war ihr, als sagte ihr eine innere Stimme, diesmal die Türe offen zu lassen. Sie war bereits so müde, es war ein langer Tag, sodass sie diesen flüchtigen Gedanken nicht hinterfragte. Und so geschah es, dass die Fellengelchen in ihr Reich eindrangten und ihr Reich erweiterten. Denn nun sollte es immer so sein, dass die Katzen Zugang zum Schlafzimmer mit seinem kuscheligen weichen Bett und den Polstern und Decken hatten. Sie hatte verloren. Ein Rückzieher war sinnlos. Als sie es einmal versuchte, die Türe geschlossen zu lassen, kratzten und scheuerten sie davor wild und wütend, dass an Schlafen nicht zu denken war. Und die Angst kroch hoch. Sie hielt in jener Nacht stand und öffnete nicht. Ein anderes Mal dürften sie sich selbst Zugang verschafft haben, indem sie die Türklinke nach innen gedrückt und die Türe aufgestoßen hatten. So lagen sie dann am Morgen eingerollt neben ihr oder zu ihren Füßen. Das Gefühl des Entzückens, als sie erwachte, war größer als der Ärger über das Eindringen ins Zimmer. Dann kamen die Alpträume. Sie überfielen sie aus dem Hinterhalt, plötzlich und unvorbereitet. Sie war kein Mensch, der an Mystik, Esoterik oder den Schwachsinn in den Horoskopen glaubte. Auch lachte sie über Schwingungspendler, Rutengeher oder das übrige Scharlatanvolk. Sie glaubte an das, was sie sah, was sich rational erklären ließ. Sie war keine Träumerin, sie hatte keine Träume im Schlaf. Wenn sie schlief, dann schlief sie. Vom Zubettgehen bis zum Läuten des Weckers in der Früh. Das war zumindest bis zum Einsetzen der Alpträume so. Es waren schreckliche Traumphasen. Sie konnten gleich nach dem Einschlafen beginnen oder sie die ganze Nacht in Ruhe lassen, nur um sie dann in der Aufwachphase zu überfallen. Sie rissen sie aus dem Schlaf, mit weiten Augen schreckte sie aus den Decken hoch. Die Katzen schien das nicht zu beeindrucken. Einzig, dass sie merkwürdig wissend dreinblickten und ihr das Gefühl gaben, ausgeliefert zu sein. Manchmal konnte sie die Träume in ihren Gedanken nacherzählen, teilweise nur in kleinen Abschnitten. Dann verschwand wieder ein großer Teil im Erinnerungsnebel. Aber immer kamen Katzen darin vor. Schreckliche Kreaturen, katzenähnlich. Jene hatten nichts mit ihren Fellengelchen gleich, waren menschlicher und hatten seltsame Arme und Beine wie Stümpfe aus dem Katzenleib ragen. Sie konnte nicht erfassen, was sie taten oder wozu es sie gab. Sie wollte es nicht wissen. Sie hatte Angst, es in den nächsten Träumen zu erfahren. Deshalb begann sie, abends länger auszubleiben. Oder nach der täglichen Fütterung nochmals fortzugehen und erst nachts wieder zurückzukehren. Das blieb auch Herbert nicht verborgen und er witterte seine Chance, indem er sie fragte, mit ihm gemeinsame Unternehmungen zu tätigen, Konzerte und Vernissagen zu besuchen oder essen zu gehen. Es sollte alles zwanglos sein, keine

Verabredung oder intimes Treffen. Sie willigte dankbar ein. Sie hatte Herbert von ihrem Schlafproblem erzählt, nicht die Details mit den aufwühlenden Träumen, aber doch schien es, als wollte er ihr helfen. Sie sah in Herbert immer einen guten Freund und eben ihren Bildlieferanten mit Kunstsinn und Zeit für gute Gespräche. Sie wusste nichts von seiner Verliebtheit und nahm diese auch nicht wahr. So sehr hatten sie ihre Träume und Gedanken selbst gefesselt und hielten sie gefangen.

Eines Abends bat Herbert sie, mit ihm in ein bestimmtes Etablissement mitzukommen. Es war ein teurer, nobler Club, in dem hoch bezahlte Damen in teuren Dessous bestimmte Dienste in den eleganten Hinterzimmern anboten. Er wollte aber natürlich nur die oft ausverkauften Vorstellungen im Varieté besuchen, versicherte er mit Nachdruck und ernster Miene. Sie wären schön und erotisch zugleich. Sie war entsetzt über Herberts Vorschlag, konnte aber eine Neugier nicht abstreiten. Und so willigte sie ein, mitzugehen. Sie wollte sich für diesen Termin ganz besonders kleiden. Daher verbrachte sie tagelang mit Überlegungen zum Outfit, Make-up und Haarstyling. Ja, sie war aufgeregt, nicht etwa wegen Herbert, sondern wegen dem Ort, den sie besuchen würden. Er strahlte eine mysteriöse Anziehung auf sie aus. Obwohl sie in den Vorschlag entsetzt eingewilligt hatte, spürte sie sofort eine rätselhafte Vertrautheit mit der Umgebung. So, als ob sie dies alles kennen würde. War das der Schlafentzug? Hatten die Schlaftabletten bereits Auswirkungen auf ihre Wachphasen? Die Katzen verfolgten ihre Tätigkeit in den Schrankräumen mit wachsamer Neugier. Obwohl sie eigentlich auch für diesen Bereich und das Ankleidezimmer Zutrittsverbot hatten, war es ihr in diesen Tagen zu mühsam geworden, immer die Türe hinter sich zu schließen. So kam es, dass die Katzen neugierig umherwanderten und plötzlich in den Zimmern voller Kleider, Taschen, Schuhe und Schmuck standen. Ihr fiel auf, dass sie sich sehr gesittet benahmten. Kein Spielen in den Schränken oder Zerreißen von Kleiderstoff, kein Nagen an Kordeln oder Schuhen. Nein, sie saßen einfach da, lugten aus ihren gelb-grünen Augen und verfolgten gespannt ihr verzweifeltes Suchen nach dem perfekten Kleid. Sie fühlte sich beobachtet. Ihren Körper hatte sie gerade bis zu den Schultern tief in eine Schranklade versenkt. Da vermeinte sie, ein Klingeln und Blitzen wahrgenommen zu haben. Als sie sich mit blutleerem Kopf und leichtem Schwindel wieder aufrichtete, streifte gerade wie durch Zufall eine der Katzen mit aufgestelltem Schwanz einige Kleider im offenen Schrank. Sie musste einen Paillettenstoff berührt haben, denn in diesem Augenblick fiel er aus der Reihe und ihr mit einem verführerischen Rascheln vor die Füße. Ein Traum aus Glitzer. Silberner Faden, feinstens verwebt und wertvoll verarbeitet. Sie konnte sich nicht erinnern, das Kleid je gekauft oder bei ihrer Schneiderei in Auftrag gegeben zu haben. Spielte ihr hier ihre Erinnerung einen Streich? Es mussten die verdammten Schlaftabletten gewesen sein. Aber wenn, dann wäre es von ihr genau so in Auftrag

gegeben worden, denn es entsprach in allem ihren kühnsten Vorstellungen. Sie wollte ihre Freude mit den Katzen teilen, doch diese waren aus dem Schrankzimmer spurlos verschwunden. Und als sie Nachschau hielt, dösten sie bereits auf ihren Lieblingsplätzen, friedlich schnurrend.

Die Tage bis zur Veranstaltung im Varieté verflogen im Nu. Sie spulte in der Arbeit ihre nötigsten Pflichten ab. Sie konnte sich nicht konzentrieren und war nervös und gereizt, was auch den Kollegen im Büro nicht verborgen geblieben war. Man tuschelte schon hinter vorgehaltener Hand, was wohl die wundersame Verwandlung bewirkt hatte. Sie fragte sich, welche sie meinten. Als sie von einer Kollegin voll Bewunderung einmal in der Damentoilette darauf angesprochen wurde, konnte sie schlicht nur nicken und stand mit großen Augen vor dem Waschbecken, ehe sie sich selbst im Spiegel betrachtete. Da stand sie und schaute einer Frau ins Gesicht, die um Jahre jünger aussah. Dramatisch wache gelbgrüne Augen, von einem zart-rauchigen Schimmer umgeben. Eine weiche samtige Haut strahlte das pure Leben aus. Ihre Haare waren flauschig, buschig, ihre Frisur saß tadellos. Als sie die Arme ausstreckte, bemerkte sie die festen, spitzen Fingernägel, makellos manikürt und in zartem Rosa lackiert. Sie spürte sogleich die sehnigen Unterarme und Schultermuskeln, die sich anspannten. Bereit zum Sprung, als sich hinter ihr die Toilettentüre öffnete. Sie wandte sich blitzschnell um und verließ den Ort. Sie musste fliehen. Sie hatte sich in letzter Zeit nur mit ihrem Inneren beschäftigt, sodass sie Äußerlichkeiten keine Beachtung schenkte. Einerseits war der Schlafmangel durch die noch immer andauernden Alpträume eklatant geworden, andererseits spürte sie ihn kaum und wusste immer besser mit den Träumen zu leben. Ja sie halfen ihr sogar, ihre Katzen besser zu verstehen. Sie kam sich zeitweise vor wie eine von ihnen. Katzensgleich, sensibel, gereizt und mürrisch, dann wieder zu Spiel und Spaß aufgelegt. Den Katzen schien das zu gefallen, denn sie kamen nun öfter von sich aus auf sie zu. Ihre Angst oder Beklommenheit ihnen gegenüber blieb bestehen, denn sie konnten mit geringen Gesten oder Blicken ihr Inneres nach außen kehren und dann fühlte sie sich in ihren Gedanken ertappt.

Nun war also der Varietéabend mit Herbert gekommen. Styling und Kleid saßen perfekt. Sie sah sich nun bewusst im übergroßen Spiegel in ihrem Ankleidezimmer an.

Natürlich unter Beisein der Katzen, die, wie Statuen aufgestellt, eine neben der anderen dasaßen. Wie um ihr sagen zu wollen, dass sie top aussah und ihr den Segen für den Abend gaben. Sie musste schmunzeln und schüttelte den Kopf. Nein, konnte doch nicht sein, dass sie mit ihren Katzen zu kommunizieren anfangen wie mit Freundinnen vor dem großen Ball. So verließ sie leichtfüßig die Wohnung, nicht ohne noch schnell die Fütterung durchgeführt zu haben. Herbert wartete schon unten am Eingangstor. Er hatte vorgeschlagen, sie abzuholen. Was für eine Menschenmenge. Der Eingangsbereich vor dem

Varieté war verstellt mit Menschen. Alle in sehr schicken Klamotten gekleidet, schöne und offensichtlich reiche Menschen. Sie standen auf dem roten Teppich vor dem Eingang und warteten auf Einlass. Als sie und Herbert mit dem Taxi angehalten hatten und ausstiegen, war es ihr, als warfen schlagartig sämtliche Wartenden ihre Blicke auf sie und ein Raunen ging durch die Menge. Sie fühlte sich beobachtet und senkte scheu den Blick. Herbert war es nicht entgangen. Mit freudigem Blitzen in den Augen fasste er nach ihrer Hand. Sie war die Prinzessin im Glitzerkleid, eigentlich die Königin des Abends. Das sprach aus seinen Augen und zu ihrer Verwunderung auch aus den Augen aller anderen. Sie fühlte sich schwindlig und kraftlos. Sie begann zu wanken und konnte sich mit ihren Stiletto fast nicht auf den Beinen halten. Herbert tat es für sie und umklammerte ihre Schultern. „Verfluchte Tabletten, verdammter Schlafmangel“, dachte sie. Nur jetzt nicht schlapp machen. ■ ■

■ Manfred Friedrich Kolb

## Miriam AN 2

Ich bin Senior-Astronaut und ein- bis zweimal zu den extraterrestrischen Kolonien auf dem Mond unterwegs, um Material und Lebensmittel dorthin zu bringen und Mitglieder der Besatzungen auszutauschen. Inzwischen sind das Routineeinsätze geworden. Kontrolle der Shuttles auf Einsatzbereitschaft vor dem Abflug und Schäden nach der Rückkehr zur Erde haben hochgradig spezialisierte Roboter übernommen.

Seitdem sind keine Störungen, Fehler oder Unglücke mit Material- und Astronautenverlusten mehr aufgetreten, wie das vor Jahren noch der Fall war.

Am 1. September 2019 würde der nächste Flug zum Mond starten. Routinemäßig meldete ich mich im Ärztezentrum des Weltraumbahnhofs, das auf spezielle gesundheitliche Anforderungen für Flüge zum Erdtrabanten und Aufenthalte in den dortigen Kolonien eingerichtet war.

Heute war die augenärztliche Untersuchung an der Reihe.

Nach meiner Anmeldung im Eingangsbereich wurde ich von einer medizinischen Fachangestellten im Augenarztzentrum empfangen, die sich zu meiner großen Überraschung als meine Enkelin Miriam herausstellte.

„Hallo Miriam, welch' eine Überraschung, dich hier anzutreffen, bist du nicht mehr bei deinem Augenarzt in Bremervörde beschäftigt?“

Ich wusste, dass sie sich wegen des schlechten Betriebsklimas bei einem anderen Augenarzt oder in einer Augenklinik bewerben wollte.

Jetzt war sie also hier im Ärztezentrum des Weltraumbahnhofs gelandet. Sicher eine gute Wahl. Nur, warum hatte sie mir das nicht mitgeteilt? Wir unterhielten über WhatsApp, das auch auf der Basisstation des Mondes funktionierte, einen regen Informationsaustausch.

Ihre Antwort auf meine Frage unterbrach meine Gedankengänge:

„Es ging alles so schnell, ich konnte dir das nicht mehr mitteilen. Die neue Arbeitsstelle, der Umzug, du weißt schon.

Etwas hatte sich bei Miriam verändert. Ihr freudiger Gesichtsausdruck, mit dem sie mir bei unseren Zusammentreffen immer begegnete, war dieses Mal ausgeblieben. Sie wirkte auf mich seltsam kühl und distanziert. Ich schrieb das dem neuen Arbeitsplatz und der Eingewöhnungsphase in die neue Umgebung zu.

„Bitte in Raum 4 zur Gesichtsfeldmessung und dann in Raum 7 zur Spektralanalyse des Augenhintergrunds melden, danach geht es mit meiner Begleitung zur nächsten Untersuchung.“ Miriams Stimme klang ruhig, geschäftsmäßig.

Das wird hier wohl von den Angestellten erwartet, dachte ich mir. Persönliche Ansprachen waren nicht vorgesehen oder unerwünscht.

Als ich nach den Untersuchungen zu Miriam zurückkehrte, um mit ihr im Raum 9 die Überprüfung der Sehschärfe über mich ergehen zu lassen, fragte ich sie rundheraus, warum sie sich ihrem Großvater gegenüber so merkwürdig kühl verhielt.

Miriam sagte nichts. Ich hielt sie mit einer Armbewegung im Gehen an und fragte sie direkt: „Raus mit der Sprache, was ist los, was stimmt nicht mehr zwischen uns? Da schwelt doch etwas in dir!“

Miriam schüttelte den Kopf: „Ich muss mich erst an alles hier gewöhnen, ich bin erst seit kurzem hier tätig. Versteh das bitte.“

Merkwürdig, dass sie diese Bemerkung ohne eine Regung in ihrem bildschönen Gesicht von sich gab. Ihre himmelblauen Augen schauten mich dabei seltsam ausdruckslos an, als ob sie großen Kummer hätte.

Als ich sie danach fragte, verneinte sie das. Aber so recht wollte ich ihr das nicht glauben.

Nach Beendigung der augenärztlichen Untersuchungen wollte ich mich, wie das unter Großvater und Enkelin so üblich war, mit einer Umarmung und einem Kuss auf die Wangen verabschieden. Das geschah auch, aber wieder hatte ich den Eindruck, dass sie dabei seltsam unbeteiligt wirkte.

Kurz vor Erreichen des Ausgangs des Augenarztzentrums hielt mich ein junger Mann in weißer Arztkleidung an, der sich als Leiter des Augenarztzentrums vorstellte, und mich um ein Gespräch bat.

„Wie kamen Sie mit der medizinischen Fachangestellten Miriam zurecht?“, fragte er mich ohne lange Umschweife. „Sie ist neu hier und da sind wir über jede Information dankbar.“

„Eigentlich gut“, antwortete ich. Nur wirkte sie auf mich seltsam unterkühlt und distanziert. „Ich bin nämlich der Großvater von Miriam, der überrascht war, sie hier im Augenarztzentrum des Weltraumbahnhofs vorzufinden. Ich wähnte sie in der Praxis ihres Augenarztes in Niedersachsen.“

Mein Gesprächspartner hüstelte leicht, bevor er mit verlegenem Gesichtsausdruck fortfuhr:

„Ich wusste nicht, dass Sie Miriam persönlich kennen. Das macht Ihre Verwunderung über ihr Verhalten Ihnen gegenüber erklärlich.“

Wir haben Miriam aufgrund eines Artikels in einer medizinischen Fachzeitschrift ausgesucht und zu uns eingeladen. Dabei spielten ihre hervorragenden fachlichen Leistungen als

medizinische augenärztliche Fachangestellte und natürlich auch ihre Schönheit und ansprechende Mädchenhaftigkeit eine entscheidende Rolle für unsere Auswahl.

Und nun ist sie hier bei uns. Nicht Miriam in persona, sondern als nach ihrer Erscheinung, Motorik, Physiognomie, ihrem Fachwissen, Habitus spezifisch geklontes Konstrukt eines Androiden mit der Bezeichnung Miriam AN 2.

Denn wir gehen davon aus, dass Androiden in nicht allzu ferner Zeit sukzessive neben anderen Aufgaben auch die fachmedizinischen Anforderungen von Angestellten in Arztpraxen und Kliniken übernehmen werden. Und da erwartet man von uns Wissenschaftlern, Medizinern, Technikern und Ingenieuren Pionierarbeit auf dem Gebiet der Konstruktion menschenähnlicher Maschinenwesen, die menschlichen Vorbildern täuschend ähnlich sehen und sich bis ins Kleinste menschenähnlich verhalten, quasi humanoide Roboter darstellen, die von dem Original kaum noch zu unterscheiden sind.

Wenn Sie Zeit und Lust haben, könnten wir mit Ihrer Hilfe Miriams soziale und physiognomische Komponenten noch verbessern.

Grüßen Sie bitte Ihre echte Enkelin Miriam von mir, wenn Sie sie zuhause besuchen. Sie wird sich sicher freuen und Ihnen eine Menge zu erzählen haben.“ ■ ■

## Jeder allein in seinem Schlaf

### I

**E**iner dieser sommerhellen Vormittage, als glitzerten Kristalle im Schnee; und noch im Wagen, der über Nacht im Hof gestanden war, dampfte es aus den Mündern. Die Kälte war rein, weil nicht nur dieser Wintertag noch vor uns lag, sondern die ganze Zukunft. Die Morgensonne blendete während der Autofahrt, gelb leuchteten die Eisblumen am Fenster. Wir fuhren aufs Land, am Rücksitz eine Freundin von ihr, die Fotos von uns schießen wollte. Ich trug nur ein weißes Hemd und eine schwarze Hose mit Bügelfalte; und auch sie hatte nur ein grünes Kleid an. Dass uns beiden nicht kalt wurde ... Und dann fuhren wir wieder heim in die Stadt, das alte Heizsystem im Wagen klapperte röchelnd vor sich hin. Die Scheiben waren inzwischen aufgeklart, die Eisblumen verschwunden. Wir drei lachten und sprachen über irgendwelche uns aufheiternden Belanglosigkeiten. Wie sie dahingingen, die Tage, sorglos wie Fußspuren im Schnee, die es nicht reut, wenn sie zugeschnitten werden.

### II

Habe ich auch damals schon die Zeit so eingeteilt im Geiste, darauf bedacht, keine Minute ungenutzt zu vergeuden; oder ist der Zwang, dies zu tun, Symptom eines eingengten Lebens, elender Verkümmern? Oder war es vielmehr so, dass ich die Geschehnisse hinnahm und nur wenig wusste von der runden Monotonie der Uhren, etwa an jenen Vormittagen, als wir gemeinsam unter der Dusche standen in diesem von schummrigen Licht dürrig erhellten Raum, dem nächsten nach der Waschküche, wo man die Wände ausgekleidet hatte mit Holzplatten (ich fand das seltsam) ... als wir gemeinsam dort standen unter dem verschwenderischen Wasserfall, um uns manchmal, aber nicht immer, danach auf einem Handtuch am Boden zu lieben. Habe ich auch damals schon die Zeit des Tages so eingeteilt im Geiste oder nahm ich als selbstverständlich hin, was mir heute beinahe weise erscheint?

### III

Ihre fingerlosen, grünen Wollhandschuhe: Noch Jahre später suchte ich diese Wollhandschuhe in den Schubladen, Kisten, in denen sie achtlos das eine oder andere Kleidungsstück vergessen hatte, aber ich fand sie nirgends, nirgends, die fingerlosen, grünen Wollhandschuhe, die ich damals trug, an jenen Vormittagen, als ich auf der Landstraße spazieren ging, in seliger Erinnerung an sie, die ich erst vor wenigen Stunden in die Stadt gebracht hatte, selig, als würde ich sie nicht bald wieder sehen; an jenen Vormittagen, da schon die Raben und Krähen über die braunen, erdaufgeworfenen Felder kreisten unter

einem Himmel, schwer von metallgrauen Herbstwolken, in einer Luft, gemischt aus Kühle und schwülen Dünsten, als könne die Luft sich nicht entscheiden, ebenso wenig wie ich, schwankend zwischen Hoffnung und Schwermut, allein auf der regenfeuchten Landstraße, mit ihren grünen, fingerlosen Wollhandschuhen, die ich später nirgends finden konnte, nirgends.

### IV

An sich zäh hinschleppenden Vormittagen wie heute – ich habe mich noch einmal für eine halbe Stunde hinlegen müssen, weniger aus Müdigkeit, sondern um mit einigen Minuten mehr Schlaf die Gespenster der Sorgen des gestrigen Tages zu verscheuchen – frage ich mich, obgleich ich die Antwort wohl unbewusst weiß, was jene Stunde wohl bedeuten mag: Als wir an jenem Wintermorgen (oder war es ein Winterabend?) nackt unter der Bettdecke lagen, jeder für sich, schon beinahe eingeschlafen, während der runde, alte Metallofen bullerte; die prasselnde Glut schimmerte durch die rostige Luke und zeichnete flackernde Bilder auf die Decke des Zimmers, flackernde Flecken auf die schnurgeraden Deckenbalken, während rings alles getaucht war in Dunkelheit. In zähen Stunden wie heute frage ich mich, was jene Stunde bedeutet haben mag und warum ich manchmal an sie denke wie an ein unlösbares Geheimnis, das sich entzieht der Erfassung durch Erklärungen und Begriffe, wie sehr ich auch „wissen“ mag: Doch was weiß der Mensch schon von solchen Stunden ...?

### V

Unter der Dachschräge die zwei schmalen Betten, die wir zusammengeschoben hatten zu einem; auf einem wackeligen Holzgestell Taschentücher, ein Glas Wasser, ein Buch, Kondome (die wir nie benutzten) und ihr altes Tastentelefon, das jeden Morgen dasselbe Lied spielte, einen Popsong, in dem der Satz „I'll always be in love with you“ vorkam, ein einfaches Lied, das mir damals so alltäglich erschien wie das Buch, die Taschentücher, das Glas Wasser und die Kondome, ein Lied, das mir in den Sinn kommt, wenn ich an diese Morgenstunden denke, die Welt noch stockdunkel, nicht einmal mehr die Sterne sah man, aber man hörte bei geöffnetem Fenster das Rauschen des Verkehrs auf der Straße in die Stadt, am anderen Ufer des Flusses. Und dann fast immer dieselben Gesten in stillem Einvernehmen: Sie drehte den nackten Körper zu mir und ich spürte ihr Schamhaar unter meinen Fingern, während der Sänger sein Lied aus dem Telefon sang und die Dunkelheit sich langsam klärte im unablässigen Rauschen des Verkehrs auf der anderen Seite des Flusses ...

### VI

Rechts, an der aus klobigen Betonplatten gebildeten Einfahrt ins Grundstück, die zwei Laternen, zwei schwarze Straßenlaternen, schwarz wie die Nacht, in der sie leuchteten, zwei schwache Lichtkreise werfend. Jenseits davon endete die Welt

in Finsternis. Finsternis, in die – was hatte ich gesagt?, hatten wir uns gestritten? – sie schreiend lief, ich ihr nach, verzweifelt ihren Namen rufend, voller Angst, sie könnte für immer und ewig verschwinden. Ob wir uns quälten, ob wir die Liebe nicht ertragen, ja ob wir in jenen Tagen überhaupt so etwas wie Liebe empfanden, oder ob es nicht vielmehr so etwas wie Wahnsinn war, wie eine alle Dämme bedrohende Flut von Verzweiflung, Willen, Glaube an Erlösung und unzähligen Wünschen nach Leben, die nicht einmal ein Gott hätte erfüllen können? Wozu die Jugend einer Nacht wie dieser erklären, da ich in einem der Lichtkreise stand und fürchtete, jetzt sei alles aus. Vielleicht wollte sie mich auch quälen, mich abschütteln; vielleicht war gerade dies jene Liebe, derer wir bedurften, um zu lernen, eines Tages uns selber zu ertragen, den zwei Laternen gleich in finsterner Nacht?

## VII

An die Zwiebelknolle am Fensterbrett erinnere ich mich, am Fensterbrett der zweiten Wohnung, in die viel Licht drang durch drei große, niedrige Fenster. Das eine zeigte auf den grasbewachsenen Hof, die zwei anderen auf die Ziegelwand, vor der alte Birken wuchsen, deren Blätter im klaren Licht des Frühlingstages zitterten wie von jungem, kühlem Wind gekräuselt Wasser, rieselnde Fleckchen hellen Lichtes werfend auf die alten Wände der Wohnung, auf ihre vergilbten Blumentapeten ... an die Zwiebelknolle erinnere ich mich, am Fensterbrett des Fensters, aus dem man die Ziegelwand sah und die Birken in jenen wenigen ruhigen Monaten, bevor wir auch diese Wohnung verlassen würden, im festen Glauben, wir hätten ein gemeinsames Ziel ... an die Zwiebelknolle, die schon austrieb im jungen Licht des Frühlings, um – ich weiß nicht mehr – in einer Mülltonne zu enden wie so vieles, als wir die Wohnung verließen.

## VIII

Gewohnt, mich selber zu schinden und alles schwer zu nehmen und ernst, empfand ich mehr als nur Langeweile; ich empfand Schuld, als ich dort stand, an der Brüstung des offenen Korridors, von dem aus man in den Hinterhof blickte und auch den Park sah. Ich empfand Schuld, weil das, wozu ich mich entschlossen hatte, mir zu wagemutig erschien und jenseits der gewohnten Sicherheit. Diese sonderbare Schuld, die es mir verbot, das Glück zu fühlen und die mir befahl, wenn ich denn schon glücklich wäre, so müsse ich es schwer und ernst nehmen. Und so tat ich alles und tat zu viel. So wurde sie meiner überdrüssig. Sollte sie nicht glauben, ich schäme mich ihrer Liebe? Aber solches dachte ich nicht, als ich an einem jener einsamen Vormittage dort an der Brüstung stand (einsam, weil ich liebte ...), in der Winterjacke, die Hände auf dem kalten Metallgeländer, den Blick Richtung Park zur erloschenen Fontäne, mich fragend, wie ich mich schinden könne, um weniger glücklich zu sein, weil ich sie nicht ertrug ... diese Schuld.

## IX

Wir unternahmen eine kleine Reise. Mit dem Auto hatte ich sie von zuhause abgeholt, in frostiger Dunkelheit. Noch kein Pendlerverkehr um diese Uhrzeit. Ich war so gut wie allein auf der breiten, langen Straße am dunklen Morgen, nur die orangen Laternen huschten monoton vorbei. Aber da zeigten sich schon die ersten Häuser der Stadt.

Dann, endlich im Zug, schob ich meine Hand unter ihren Pull-over, legte meine Hand auf ihre nackte Brust, deren geschwollene Erhöhung ich unter dem Finger fühlte. Allmählich dämmerte es. Grau traten die verschneiten Bäume hervor. Es war ein trüber Morgen. Die Reisenden schlummerten, lasen, telefonierten ganz leise, arbeiteten etwas; am anderen Ende des Waggons hörte man schon den Schaffner, ein unscheinbares Klicken, ein paar wenige höfliche Worte, während draußen das graue Weiß sich langsam aufhellte und mein Finger die immer fester und fester werdende Erhebung umkreiste, bis auch uns das „Fahrkarten bitte!“ aus dem morgendlichen Schummer riss.

## X

Wenn sie mich etwas gelehrt hat – ohne zu wissen, dass sie mich's lehrte – so dieses: mich zu fragen, ob etwas dran sei an der Möglichkeit, die Pflichten leichter zu nehmen. Wem bin ich dankbar, wenn ich dafür dankbar bin? Uns, ihr, dem Leben ... wem? Dieser einen Sekunde, da ich nicht zögerte aufzustehen und ihr, die sie wütend davonlief, nachzugehen –: um sie zu fragen, ob sie am nächsten Tag mit mir sprechen wolle. Dieser einen Sekunde vielleicht auf dem Balkon des Schlosses Mittersill, nach der alles sich veränderte? Wem soll ich dankbar sein? Uns, ihr, dem Leben, einem Gott? Oder einfach hinnehmen – der Gedanke ist schrecklich – den Zufall, dass in jener Sommernacht das einzig Wahre geschah? Spricht denn aus der Dankbarkeit noch eine Sehnsucht nach einem Gott und das Grauen vor dem Gefühl, dass, wäre alles nur Zufall allein, es auch nicht hätte geschehen müssen? Aber zu denken, dass es nie geschehen wäre, hieße: mein Leben wegzudenken ...

## XI

An solchen Wintermorgen – nicht nur einer war's, mehrere – lag glitzernd weißer Schnee unter einem Himmel von unendlichem Blau, einem von weißem, klarem Licht durchtränkten Blau und man hörte alle Geräusche wie zum ersten Mal: das Knacken eines Astes, das Zuwerfen Autotür, das knirschende Stapfen der Stiefel im Schnee. An solchen Wintermorgen fühlte man sich belebt von unaufschiebbarem Tatendrang und nichts konnte schnell genug gehen, nachdem die niedrig am Horizont schwebende orangefarbene Apfelsinensonne zerflossen war und sich verwandelt hatte in ein helles Licht, das widerstrahlte in den blendenden Kristallen des Schnees. An so einem Wintermorgen waren wir einmal früh in der Stadt, weil sie ein befreundetes Ehepaar zu einem Hundezwinger führte. Woher sie die beiden kannte, was es mit den Hunden auf sich

hatte, was dann geschah ... Ich kann mich nicht mehr erinnern. Nur den Wintermorgen weiß ich noch, der mich so sehr beschäftigte, dass ich keine Zeit hatte, über etwas anderes nachzudenken, etwas anderes zu fühlen ...

## XII

Ob es uns damals etwas ausmachte, dass wir in jenem Klosterzimmer mit dem schmalen Bett und der gelben Wand – ja, eine gelbe Wand, ich erinnere mich wieder – nicht miteinander schlafen konnten, weil es uns einfach nicht gelang? Oder ob wir's hinnahmen? Denn die Erinnerung ist unklar und getrübt von mancherlei Befürchtung; wie ängstlich wir damals waren ... Alles, was wir waren und was wir hatten, hefteten wir an diese Liebe, sie aus anderen Gründen, als ich es tat. Wozu all die Tränen, die Schreie, das „Bitte, verlass mich nicht!“ Alles, was existierte, hing ab von dieser Liebe und ihrem Gelingen. Wie ernst und schwer und feierlich das alles war. Wir hätten morden können aus heiligem Gefühl. Uns gegenseitig, einander. Dort, beim Kloster am See, war eine Birkenallee. Da standen wir eines Nachts. Es wurde zur Abendmesse geläutet. In einem großen, verlassenen Saal stand ein Flügel. Ich spielte ihr etwas vor, ein Liedchen. Der heilige Ernst einer Liebe, die mit Mord hätte enden können. Wie jung wir waren, ich verliebt, sie voller Pläne. Wir waren jung, wir waren verzweifelt.

## XIII

Die weißen Betonwände dieses Raumes waren schmucklos. Vor dem länglichen Fenster stand ein alter, schöner Schreibtisch, die Vorhänge hatten wir zugezogen. Ein schwerer Teppich, ein grauer, ein beim Öffnen quietschender, billiger Kasten und das Bett, eigentlich ein Sofa, dessen Lehne sich so umklappen ließ, dass es ein Bett wurde. Ja, die Vorhänge hatten wir zugezogen, denn seit den frühen Morgenstunden hatten wir uns geliebt, aus nichts anderem bestand dieser Tag. Und hätten wir, im Nachhinein gefragt, sagen können, ob das Bett dabei gequatscht oder ob jemand an die Tür geklopft oder ob das Telefon geläutet hat? Nein, denn nichts anderes taten wir den ganzen Tag, als unserer Lust zu leben. War es nur dieser eine Tag oder gab es viele ähnliche Tage? Das Zimmer, in dem wir uns geliebt haben, existiert nicht mehr. Das ganze Haus wurde abgerissen, als ob auch das, was wir dort getan, niemals sich ereignet hätte; als ob das, woran ich mich erinnere, nur ein seltsamer Traum ist, mir eingeflüßt im Schläfe von dem lebendigsten Geist.

## XIV

Hätte ich damals, an jenem kalten, feuchten Augustmorgen, als noch der Nebel auf den Feldern schwebte, ja hätte ich damals gewusst, was ich heute weiß: Dass ich mich fürchtete vor dieser Liebe, die alles, was ich bis dahin gewesen war, infrage stellte, so würde auch ich wohl eine gute Nacht verbracht haben; so wie sie, denn sie schlief noch, während ich draußen auf der Straße ging, übernächtlich, frierend an jenem kalten

Augustmorgen, nach jenem Abend, an dem wir uns zum ersten Mal geküsst hatten. Hätte ich damals gewusst, was ich heute weiß: Dass ich die Lüge, die ich für Wahrheit gehalten hatte, überwinden und die neue Wahrheit, die keine Lüge war, annehmen musste ... so würde auch ich gut geschlafen haben, an ihrer Seite. Und nicht in lächerlich keuscher Trennung der Zimmer. Aber wir waren beide jung und hatten Angst vor dem, was kommen sollte; vor dem, was noch zu groß erschien für unsere noch kleinen Leben, welche die Liebe und die eigenen Pflichten noch nicht groß gemacht hatten.

## XV

Bei der Autofahrt zurück aus der Stadt, ich am Steuer, hielten wir einander an der Hand, nur kurz ablassend, wenn ich schalten musste in einen anderen Gang. Dann saßen wir zuhause auf dem Sofa, einem alten, klobigen Möbel aus dunkelgrünen, weichen Polstern, und während die Nacht anbrach – meist aber war es schon dunkel in jenen kalten Monaten und die Bäume troffen vor Nässe und alles wurde braun und grau und kahl – begannen wir mit den Beteuerungen und Gesprächen auf dem alten, klobigen Sofa, begannen mit den Schwüren, Zweifeln und Plänen, als ob wir Angst hätten, einander zu lieben wie zwei freie Menschen einander lieben. Waren wir denn frei? Oder fühlten wir etwa nicht, dass wir aneinander gekettet waren, nur kurz voneinander ablassen könnend, wie im Auto, wenn ich schalten musste, und sei es nur in der Nacht, jeder allein in seinem Schlaf, allein im eigenen Traum dieser Liebe?

## XVI

Schon längst war's Herbst geworden, der Himmel bleiern und alle wenigen Farben, kräftigen Farben des Sommers wie ausgesogen, als hätte jemand mit einem nassen Tuch die bunten Bilder auf einer Schultafel gelöscht. Feucht und erdig die Straßen, die Äcker, das Kreischen der Krähen und der Fluss ein allmählich vereisender Mann, alt und lustlos sich schleppend zum Meer. Wir fuhren mit dem klapprigen Wagen hinaus Richtung Wald, gelangten zu einem Feldweg, erreichten nach einer Weile den See, von dem man uns gesagt hatte, er sei künstlich angelegt worden. Was dann geschah ... weiß ich's denn wirklich?

Am Abend, wieder im Haus, sah man in den dunklen Scheiben das eigene Gesicht gespiegelt – und jetzt, immer, wenn ich an dieses Vergangene denke, komme ich nicht umhin, mir einzugestehen, dass wir nicht wussten, was wir taten und dass das, was wir für Liebe hielten, ein Ausdruck der Bestürzung war vor der neuen Gewalt eines fremdes Lebens, das, dem nassen Tuch auf der Tafel gleich, noch nicht reif geworden war, das Alte auszulöschen ...

## XVII

Das also waren ihre Brüste, die sich abzeichneten unter dem engen Hemd an einem Sommertag ... das also war die braune

Strickweste, die sie trug, als wir zum ersten Mal am Ufer des Meeres in der kalten Wiese lagen und über uns die nördlichen Sterne sahen, ahnungslos, wie spät es war ... diese Wand da also war die Rückseite der Garagen, vor dem ich den alten Wagen immer parkte, in dem wir stundenlang saßen, uns an den Händen haltend, schweigend, verzweifelt ... das also ist der Teppich, auf dem wir uns geliebt, die Sessel, auf denen wir gesessen, die Türen, die wir durchquert haben? Und auch hin-

ter uns fällt Tür um Tür in ihr Schloss, die Teppiche, staubig geworden, liegen wohl noch immer, wo sie damals gelegen sind und der Postkasten, der einst unsere Namen tragen musste, hängt verwittert, ungebraucht herum, weil keiner mehr die Wohnung in jenem Haus vermietet. Aber ... waren das wirklich ihre Brüste an einem Sommertag am Ufer des Meeres, war das ihr Lächeln, war das ihr dunkelrotes, ihr kastanienbraunes Haar, mit dem alles begann ... und endete ...? ■ ■

Dietwin Koschak

## RÜHRE MIR BITTE DAS VERGANGENE NICHT AN

Es spricht endlich der raue Herbstwind das Machtwort:–  
Alles vergeht und nichts,  
was bleibt außer der Zeit und  
weit, weit, weit her der eherne Klang des All's: -

Rühre mir bitte das Vergangene nicht an!  
Rühre mir bitte das Vergangene nicht an!

Nimm es so, -  
wie es sich ereignet hat ...  
Lass' dir von den weisen und aus unendlicher  
Liebe entflammten Sonnen=  
blumen gut raten:

Der's weiß, –  
irrt und

die Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners!

Aus:  
„ÜBER DIE NULL. Eine Polka gegen alles und nichts“

Isabella Kramer

## Amen

es sind die leisen töne  
die die größte kraft entfalten  
die sterne zum erzittern bringen  
ozeane überwinden gar den stärksten  
sturm um seine kraft berauben  
berge falten und selbst  
den hoffnungslosen kalten  
herzen neues leben schenken

so lass uns schweigen  
lauschen den lärm verbannen  
aus dem wellenrauschen  
uns neu gestalten

es sind die leisen töne  
die die größte kraft entfalten

## Kurzmitteilung

gestern schrieb mir  
mein leben  
es hätte lange genug  
auf mich gewartet  
nun sei es  
ohne mich abgefahren

## Nonna

Ich sitze im Flugzeug, lehne mich zurück. Meine geliebte Nonna ist gestorben. Ich bin todunglücklich. Ihr Anwalt hat mich benachrichtigt, mir meinen Flug gebucht, bezahlt, und nun bin ich auf dem Weg nach Deutschland.

Im Flugzeug schauen mich die Menschen an. Tränen rinnen mir herunter, manchmal schluchze ich auf. Ach meine Nonna. Sie war so eine gute Frau, sie war reich und großzügig, sie finanzierte mir meine Ausbildung. Ich durfte in einem katholischen Kinderheim die Schule besuchen und später studieren, nachdem die Lehrer gemeint hatten, ich sei dazu begabt. Ich wurde Ingenieurin und immer wieder darauf geschult, später in meinem Heimatland Gutes zu tun.

Manchmal durfte ich meine Nonna sehen, wenn sie mich besuchte. Sie war bewundernswert. Immer tat sie mit ihrem Geld etwas, was wirklich gescheit war. Sie schickte uns Männer, die uns zum Beispiel zeigten, wie man einen Brunnen gräbt. Diese Männer brachten uns viel bei, so dass unser Dorf bald feste Häuser hatte. Auch, dass wir unsere Toten nicht mehr vergraben sollten sondern verbrennen, lehrten sie uns. Das half uns, das Grundwasser rein zu halten. Ach, so viel lernten wir alle, und wir trugen unser Wissen nach außen in die Nachbardörfer. Wie ein Spinnennetz verbreiteten wir unser neues Wissen zu den anderen Menschen in den Dörfern ringsherum. Es gab keinen Neid, es war ein gegenseitiges Helfen, ein Miteinander. Und natürlich war uns der Glaube wichtig. Wir gingen in den Gottesdienst, der oft im Freien stattfand. Wir teilten, wenn wir mehr hatten, mit den anderen.

Und all das wurde begründet durch die wunderbaren Taten meiner Nonna. Naja, nicht nur meiner Nonna, unserer Nonna. Sie hat ja diese Schule für alle finanziert, hat allen meinen Schwestern und Brüdern, ja dem ganzen Dorf hier geholfen. Nicht jeder wurde Studierender wie ich, manche lernten, wie man Häuser baut, mauert, Brunnen gräbt. Aber ich hatte das Glück, den Verstand und machte etwas anderes im Leben. Meine Geschwister meinten manchmal: „Warum hast du keine Kinder? Warum vergräbst du dich immer in den Büchern? Warum bist du so selten frei und ausgelassen? Wir können immer wieder glücklich sein, unser Leben feiern, und du? Du sitzt nur da und lernst.“

In den Ferien aber, da war ich immer wieder im Dorf meiner Kindheit. Ich half, ich war dabei, ich lehrte den Kindern das Lesen und Schreiben. Auch die Kleinsten konnten bald das ABC und die Zahlen. Rechnen macht Spaß.

Es war wunderbar, so aufzuwachsen und das Wachsen unserer Umgebung zu beobachten. Ich kann mich erinnern, dass früher die wenigsten Menschen Schuhe hatten, dass kaum

Kleidung da war und so gut wie nichts zu essen. Jetzt gibt es Felder mit Bewässerung, auf denen Essbares angebaut wird. Und viele von uns gehen aufs Land, um das Wissen weiter zu tragen. Ich bin ein Teil davon, und ich bin stolz darauf.

Wieder rinnen Tränen über mein Gesicht, aber ich denke auch mit Freude an Nonna zurück. Wie sie immer wieder bei uns war. Wir umringten sie dann wie eine wunderschöne weiße Blume. Berührten ihre Haut, bewunderten ihre Finger, durften ihr helles Haar anfassen und lachten manchmal, wenn sie ganz rot wie eine Mohnblume war.

Am Anfang brachte sie uns Sachen mit, mit denen niemand etwas anfangen konnte, aber bald hatte sie gemerkt, dass es besser war, uns zu zeigen, wie man selber Gutes machen kann. Auch waren am Anfang die Nachbarn ärgerlich, neidisch auf uns, dass wir auf einmal Essen hatten. Aber als wir lernten, selbst unser Essen anzubauen, konnten wir auch ihnen zeigen, wie es geht. Es gab keinen Neid mehr, sondern ein Miteinander.

Wie oft fanden Feste statt, und wir teilten, was wir hatten. Aber vor allem das Wissen, wie etwas zu handhaben ist. Wir hatten auf einmal Grünes um uns herum. Unser Leben war nicht mehr so trist wie früher. Es stand nicht mehr nur ein Kaktus auf einer riesigen Fläche. Wir hatten Ackerland und Wiesen, Tiere, die satt wurden und uns dafür mit Milch, Fleisch und anderem versorgten. Wir beteten zu Gott und merkten, es war gut.

Und jetzt ist die Nachricht gekommen, ich soll nach Deutschland reisen. Nonna ist verstorben. Mir geht es nicht gut damit. Es gibt ein Erbe, und Nonna hat immer gesagt, ich soll damit etwas Sinnvolles tun. Ich habe viele Ideen, aber zuerst muss ich Nonna würdig verabschieden. Mein ganzes Dorf hat mir Wünsche mitgegeben, die ich ihr hinterherschicken soll. Ich werde in ihrem Haus wohnen. Ich bin gespannt, wie es dort aussieht. Ihr Anwalt wird mir helfen mit allem, was ich brauche, hat er am Telefon gesagt. Ja, ich kann nicht nur meine Landessprache, ich kann auch Englisch und Deutsch. So ist die Verständigung leicht.

Nonna wird übermorgen beerdigt, ich werde pünktlich dort sein. Aber was bedeutet „beerdigt“ in Deutschland? Ich habe meinen Laptop dabei und frage Google. Hier ist die Rede von einem Sarg, was ist das? Eine Holzkiste, in dem der komplette Leichnam in die Erde gestellt wird. Haben die keine Angst, dass das Trinkwasser verunreinigt wird? Wir haben bei uns gelernt, das nicht zu tun. Aber ich werde diese Tradition einfach auf mich wirken lassen.

Der Anwalt holt mich persönlich am Flughafen ab. Ich war noch nie in Deutschland, es wirkt alles geschäftig, schnelllebig und grau auf mich. Aber warten wir es ab.

Zuerst bringt er mich und meinen kleinen Koffer in das Haus von Nonna. Das ist kein Haus, das ist ein Palast. Ich bekomme den Schlüssel.

Hier wohnt nur eine Person? „Ja!“, sagt der Anwalt, „und jetzt du.“ Ich bin todmüde und gehe sofort in das Bett von Nonna,

das noch so gut nach ihr duftet. Nur eines der vielen Betten hier. Er sagte, er hole mich morgen zur Beisetzung ab. Ein paar Stunden später erwache ich. Jetzt gehe ich durch diesen Palast. Haus sagen sie dazu. Dass ein Mensch so viel Wohnraum braucht? Ein Zimmer nur zum Schlafen, eines zum Essen, eines zum Kochen, eines zum Fernsehen? Aber es gibt noch einige Räume mit noch mehr Betten. Überall sehe ich mein Gesicht. Meine Bilder sind an jeder Wand, ich als Baby in ihren Armen, als Kleinkind an ihrer Hand, als Schülerin, die schreibt, ich in jeder Lebensphase. Und natürlich sind meine Briefe an sie auch dabei. Ich stehe vor dem Tisch, auf dem sie geschrieben hat, gelesen hat. Dort liegt mein letzter Brief an sie offen herum. Ich berichte darin von meinem Studium und auch von meinen Zielen. Mir laufen die Tränen herunter. Nonna, warum hast du mich jetzt alleine gelassen? Gerade jetzt bräuchte ich deinen mütterlichen Rat. Klar habe ich dich mit vielen Patenkindern geteilt, schon alleine in unserem Dorf waren es viele, eigentlich alle, die du unterstützt hast. Ich sehe auf die Uhr, ich sollte mich fertig machen. Ich gehe ins Bad, und wieder erschlägt mich der Luxus. Ich habe ja schon vom europäischen Luxus gehört, die Vorzüge einer Toilette mit Wasserspülung kennen gelernt, aber es erstaunt mich immer wieder, wenn ich sehe, wie viel kostbares Trinkwasser damit verschwindet. Könnte man das nicht auch anders regeln? Hier regnet es so oft, könnte man nicht den Regen auffangen? Ach meine Erfinderseele wirkt schon wieder auf meine Gedanken ein. Ich hole mein bestes weißes Kleid aus dem Koffer. Nonna mochte es an mir, und bei uns zuhause ist das die richtige Trauerkleidung.

Ein Klingelton, ich muss los. Ich schließe die Fenster und werde später alles ansehen, was ich bisher noch nicht getan habe, noch nicht anschauen konnte. Es ist komisch, alles riecht nach Nonna.

Es ist nicht sehr kühl, und ich nehme nur einen leichten Umhang mit. Der Anwalt wartet an der Wohnungstüre auf mich. „Schließe alles ab!“, sagt er. Ich bin erstaunt, die anderen, die nebenan wohnen, haben doch auch schöne Wohnungen, die werden doch nicht hier schlafen wollen? Aber, wenn sie etwas zum Essen brauchen, können sie doch nicht rein. Komisch, aber ich tue, was mir gesagt wird, wie fast immer. Nur in meinem Kopf rattert es.

Ich komme zur Kirche, dort sind viele Menschen, klar sie schauen mich an, ich bin hier so, wie Nonna bei uns war: anders! Und die sind schwarz angezogen. Bei diesem Wetter und zu diesem Anlass. Oder bin ich falsch? Bei uns ist Weiß die angemessene Trauerkleidung.

Ich gehe nach vorne, dort steht die Holzkiste. Der Sarg. Ich weiß, darin liegt Nonna, na ja ihr Körper. Ihre Seele ist bei Gott. Sie hat so viel Gutes getan, ihr wird das Fegefeuer erspart werden. Nur eine Hülle, aber trotzdem weine ich heftig, falle auf die Knie. Blumen liegen auf der Holzkiste. Ich bete, weine, bis der Pfarrer kommt und mir aufhilft. Er bittet mich, in der ersten Reihe Platz zu nehmen. Jetzt erst merke ich, wie mich alle

anstarren. Es sind viele Menschen um mich herum. Alle sind gekommen, um Nonna zu verabschieden. Aber die weinen nicht alle. Nur wenige. Bei uns im Dorf haben immer alle getrauert, wenn jemand uns verlassen hat. Alle haben geweint, wenn jemand gestorben ist. Die hier sitzen nur mit versteinerten Gesichtern herum. Wo sind die Tränen? Jedoch warum soll ich etwas sagen, sie haben ihre eigenen Rituale. Aber komisch ist es schon irgendwie, ich denke mir meinen Teil.

Der Pfarrer spricht über Nonna, wie sie war. Ja, großzügig und liebevoll, das hört man in jedem Satz.

Dann kommen Männer, die heben den Sarg, blödes Wort, daran muss ich mich noch gewöhnen, die heben also den Sarg auf einen kleinen Wagen und rollen ihn aus der Kirche. Der Pfarrer deutet mir, ich soll direkt dahinter gehen, auch mein Anwalt ist dabei. Er ist ebenfalls schwarz gekleidet, wie alle hier herum. Jetzt muss ich noch einen schweren Weg gehen. Hinter dem Leichnam her und auf einen, ja, was ist das? Lauter kleine Mini-Gärten mit Blumen. Links und rechts am Weg und dahinter noch mehr. Ich schüttle innerlich den Kopf. Diese Gärten sind mit Steinen, vorwiegend schwarzen, umzäunt, manche sogar mit Platten zugedeckt und mit Metall-Zäunen umsteckt. Hinter jedem Garten steht oft auch eine Platte hochkant, auf der steht, wem der Garten gehört. Aber immer wieder verschwimmen mir die Blicke, weil ich immer noch Tränen habe. Alle sind leise und keiner singt für Nonna. Dann bleiben wir stehen. Wieder ein Garten. Auch hier steht hinten ein Stein, auf dem man Namen und Zahlen lesen kann. Aber alles sind Daten, die längst vergangen sind. Sind das die Besitzer dieses Gartens? Aber der Garten ist gerade ausgegraben. Es gibt ein tiefes Loch in Form dieses Sarges.

Jetzt stehen alle Menschen um uns herum. Sie drängeln überall, wollen etwas sehen. Doch es gibt nichts mehr zu sehen, Nonna ist doch nicht mehr bei uns. Jetzt tragen die Männer die Holzkiste über dieses Loch und lassen den Sarg langsam hinab. Und jetzt erst weinen mehr Menschen um uns herum. Na ja nur einige, die anderen sind immer noch nur neugierig. Ich beginne ein Lied zu singen, eines, das mir Nonna beigebracht hat:

*„1. So nimm denn meine Hände / und führe mich /  
bis an mein selig Ende / und ewiglich. /  
Ich mag allein nicht gehen, / nicht einen Schritt: /  
wo du wirst gehn und stehen, / da nimm mich mit.*

*2. In dein Erbarmen hülle / mein schwaches Herz /  
und mach es gänzlich stille / in Freud und Schmerz. /  
Lass ruhn zu deinen Füßen / dein armes Kind: /  
es will die Augen schließen / und glauben blind.*

*3. Wenn ich auch gleich nichts fühle / von deiner Macht, /  
du führst mich doch zum Ziele / auch durch die Nacht: /  
so nimm denn meine Hände / und führe mich /  
bis an mein selig Ende / und ewiglich!*

Jetzt weinen die meisten Menschen um mich herum. Endlich geben sie zu, dass sie trauern. Und jetzt gehen sie vorbei und werfen Blumen ins Grab. Blumen und Erde. Dann geben sie mir die Hand und murmeln irgendetwas. Nur eine Frau mit Kind sieht mir in die Augen und sagt leise, aber verständlich: „Mein Beileid!“

Aha, das meinen sie. Aber mit mir müssen sie nicht leiden, sollen sie alleine leiden, ich habe genug für mich selbst zu trauern. Das Kind lächelt mich an, gibt mir auch die Hand. Ein kleiner Junge. Er streicht mir über die Hand, so wie ich damals über Nonnas Hand gestrichen habe. Ungläubig, dass es so dunkle, so helle Haut überhaupt gibt. Ich lächle ihn unter Tränen an. „Hast du Nonna gekannt?“ Er versteckt sich hinter seiner Mama, und sie antwortet: „Ja, das haben wir. Darf ich Sie besuchen? Dann können wir reden.“

Ich nicke und sage: „Ja, bitte. Wissen Sie, wo ich wohne? Kommen Sie, kommen Sie bald. Bitte.“

Die Frau nickt und geht zur Seite, ich sehe ihr nach. Aber andere Menschen kommen, ich kenne keinen, sie drücken meine Hände und gehen weiter, viele können mich nicht mal ansehen. Es ist ein komisches Gefühl. Bald ist der Friedhof leer, diese neugierigen Menschen sind weg, nur noch der Anwalt und die Mutter mit dem Kind sind da. Der Pfarrer ist auch weg. Die Männer, die den Sarg ins Erdloch gestellt haben, beginnen das Grab zuzuschaukeln.

Ich drehe mich weg, das mag ich nicht sehen. Der Anwalt gibt mir ein Handy in die Hand: „Hier haben Sie alle nötigen Nummern eingespeichert für Deutschland, ich möchte Sie morgen sehen, wenn das möglich ist. In meiner Kanzlei, die Adresse ist auch eingespeichert. In diesem Umschlag sind Geld und eine Kreditkarte. Alles Weitere besprechen wir morgen.“ So verabschiedet er sich von mir.

Ich stehe da, noch immer sind meine Augen getrübt, und ich suche mein Taschentuch aus der Handtasche. Da reicht mir jemand eines. Die Mutter mit dem Sohn steht bei mir. „Kommen Sie mit uns, wir gehen einen Kaffee trinken.“ Sie zieht mich einfach an der Hand, und der kleine Mann lächelt mich an. Er hat ein Spielzeugauto in der Hand. „Mama, ich komme gleich.“ Er geht nochmals zurück, und ich beobachte, wie er sein Auto ins Grab von Nonna wirft. Ich schlucke, als ich sehe, wie er weint. Ja, es gibt doch noch Menschen, die ehrlich trauern können. Nach kurzer Zeit lässt seine Mama mich los und nimmt ihren Sohn auf den Arm. Ich spüre an ihrem Handgriff, dass sie auch trauert und auch, wie sehr es sie mitnimmt, was ihr Kind eben getan hat. Wir gehen wortlos nebeneinander zum Ausgang dieses Friedhofes.

Dort ist ein großer Parkplatz, all das sah ich nicht, als ich mit dem Anwalt herkam. Wir gehen zu einem kleinen bunten Auto, und sie bittet mich auf den Beifahrersitz. Der Kleine kommt in einen kindgerechten Sitz hinter ihr.

Wir fahren los, ich kenne mich eh nicht aus, ich werde später sehen, wie ich heimkomme. Aber scheinbar weiß sie, wo ich

wohne, wo Nonna gewohnt hat, sie hält vor dem Haus. Wir gehen auf einen kleinen Eingang an der Seite des Hauses zu. Der kleine Mann, er heißt Tim, zieht mich an der Hand mit. „Komm, komm, ich zeig dir meine Spielsachen.“

Wir gehen in die kleine Wohnung, erst jetzt merke ich, dass es doch sehr kalt ist. Ich bin froh, in einem Raum zu sein. Tims Mutter schaut mich an: „Tee oder Kaffee?“, ich lächle und antworte: „Kaffee, wenn es nichts ausmacht. Schwarz, bitte.“ Sie schaut mich an und lacht. „Gerne, ich bin übrigens Gisela, die Nachbarin. Wollen wir nicht du sagen?“

Ich stelle mich vor: „Maya ist mein Name. Gerne mit Du, Gisla und Tim.“ Tim dreht sich um und sagt: „GisEla heißt meine Mama. Du bist ganz schwarz.“

„Danke, Tim, ja wo ich herkomme, sind alle Menschen so dunkel und die hellen, so wie du, sind ganz selten. Nonna war auch so hell wie du und GisEla.“

Tim geht zu seinem eigenen Zimmer, wie er mir erklärt. Er hat Spielsachen, viele. Sehr viele. Und er redet viel. Lenkt mich durch sein Reden ab, bis Gisela ins Zimmer kommt und mich zum Kaffeetrinken abholt. Tim geht mit, er will nur Wasser. Inzwischen weiß ich, dass Nonna hier auch oft war. Dass Tim und Gisela von ihr unterstützt wurden. Darum auch die kleine Wohnung in ihrem Haus. Wir vereinbaren, dass sie mich am nächsten Tag zum Anwalt mitnimmt. Die Testamentseröffnung steht an, auch sie ist geladen.

Ja, so steht sie am nächsten Tag vor meiner Türe, klingelt. Sie kommt herein und sagt zu mir: „Maya, ziehe etwas anderes an, es ist kalt draußen, und es wird regnen. Eine lange Hose, feste Schuhe, und nimm eine Jacke mit.“ Schnell suche ich mir das Passende heraus und schlupfe hinein. Gisela weiß schon, was sie sagt, sie kommt mir sehr vernünftig vor.

Beim Anwalt angekommen gibt es eine Überraschung: Ich bin die Haupterin, Gisela hat aber Wohnrecht auf Lebenszeit, wenn sie das mag. Auch bekommt sie eine monatliche Zuwendung. Viele Organisationen hat Nonna bedacht. Aber es geht auch viel Geld in mein Heimatland mit der Prämisse, dass ich mich darum kümmere. Eine Nonna-Stiftung sozusagen. Wie betäubt gehe ich aus dem Haus. Gisela mit mir, sie ist mir schon wie eine neue Freundin. Wenn Nonna sie mochte, wird sie auch ein guter Mensch sein.

Ich mag Gisela, sie erklärt mir vieles. Jeden Tag wenn sie von der Arbeit kommt, besucht sie mich. Ich verbringe den Tag mit Lesen. Viel Umräumen will ich nicht. Das Haus soll so bleiben, wie es ist.

Jeden Tag gehe ich auf den Friedhof und schaue nach. Es liegen so viele Blumen da, die verrotten. Ich zupfe sie heraus und lege sie in das bereitgestellte Areal. Es schmerzt mich, so viele Blumen zu sehen, die kaputtgehen. Ich überlege, was ich Sinnvolles mit dem kleinen Minigarten machen kann. Ich sehe, wie die Nachbarn ihre Gärten pflegen, hegen, gießen. Das ist komisch, es ist doch Erde, hier fahren keine Autos, es ist eine ruhi-

ge Stelle. Ich will Kartoffel setzen, das wäre sinnvoll und in Nonnas Gedenken, immer Gutes zu tun. Kartoffel, die man dann verschenken kann, wenn es soweit ist. Ich grabe mit einer Schaufel die Erde um und setze kleine Saatkartoffeln ein. Gieße sie an und hoffe auf morgen. Ein paar Tage brauche ich nun nichts tun.

Ich freue mich, dass ich Zeit habe, Nonnas Sachen anzusehen und auch die Stiftung zu organisieren. Gisela kommt wieder vorbei und hilft mir. Sie erklärt mir die rechtlichen Sachen, die ich zu erledigen habe. Da sind so viele Schreibsachen, dass ich auch trotz Giselas Hilfe die Unterstützung vom Rechtsanwalt brauche. Ein Telefon klingelt. Ich erschrecke, das ist das von Nonna. Komisch, wer will denn etwas von ihr. Ich gehe dran: „Ja, hier ist Maya!“ Eine aufgebrauchte Stimme ist dran, eine Frau: „Sie müssen mal zum Friedhof gehen, da stimmt etwas nicht.“ Ich antworte: „Ja, ich werde gleich hinfahren.“ Schnell steige ich auf das Fahrrad von Nonna, das jetzt auch mir gehört, und fahre zum Friedhof.

Dort wartet schon eine Frau am Eingang. Ich sah sie schon öfters in der Kirche und am Friedhof. Sie ist ganz aufgeregt: „Kommen Sie mit.“ Ich laufe ihr, so schnell ich kann, hinterher. Sie rennt. Das glaubt man kaum, wie Menschen mit Gehstöcken schnell sein können. Direkt vor dem Grab bleibt sie stehen und steckt ihre Hände in die Hüften: „Schauen Sie einmal, ist das nicht schrecklich?“ Ich schaue und sehe... nichts. Es ist noch nichts von den Kartoffeln zu sehen. Schade, aber so schnell geht das auch nicht. Der Boden ist doch feucht, und ich weiß nicht, was sie will. Ich sehe sie verständnislos an: „Was ist hier schrecklich? Ich habe Kartoffeln gepflanzt. Hat sie jemand ausgegraben? Dann hat er sie nötiger gebraucht als ich.“

Die Frau antwortet: „Nein, Sie können doch nicht Kartoffeln hier anbauen, das ist verboten.“ Ich bin etwas ratlos „Warum darf ich das nicht?“ „Das ist ein Friedhof, kein Acker!“ Ich antworte: „Ein Gottesacker, hat der Pfarrer gesagt.“ Sie schüttelt den Kopf. „Nein, das geht nicht!“

Ich gehe nachdenklich zum Eingang des Friedhofes, dann aber direkt zum Pfarrer. Dieser erklärt mir, dass das nicht erwünscht ist und dass ich keine Nutzpflanzen anbauen darf. Nun gut, ich grabe die Kartoffeln wieder aus und nehme das Saatgut mit nach Hause.

Jetzt habe ich eine neue Idee. Ich werde Gras pflanzen, so muss ich nicht jeden Tag hingehen. Das braucht kaum Pflege. Gesagt getan. Die Kartoffeln sind jetzt in Nonnas Garten umgesiedelt, so kann Tim das Wachsen beobachten. Er wird die Kartoffeln nun mit viel mehr Aufmerksamkeit essen, wenn sie reif sind, da bin ich mir sicher. Und er bekommt gleich ein eigenes Beet mit Gemüse dazu.

Mit Grassamen bewaffnet, radle ich wieder zum Friedhof. Jeden Tag ist dieser Parkplatz voll. Viele Menschen gehen nicht mehr zu Fuß, fahren nicht mehr mit dem Rad hinaus. Dabei ist es doch so schön, frische Luft um das Gesicht zu bekommen und keine Autoabgase. Ich säe das Gras, gieße es an und freue mich, dass es bald grün wird. Weil ich weiß, dass alle Nachbarn

rundherum immer schauen und auf ihre Gräber achten, dass ja kein Unkraut herauskommt, sonst würden ja die anderen Nachbarn reden, fahre ich täglich mit dem Rad hin. Ich jäte, ich gieße, ich halte das Gras kurz, ich habe mir sogar extra eine kleine Schere gekauft, um das alles zu pflegen.

Aber eigentlich sollte ich doch nach Hause fliegen. Dort warten neue Projekte auf mich. Ich sitze hier im kalten Deutschland, und zuhause verhungern die Menschen. Ich habe einen Plan gemacht, wie man ein Stück Land roden und bewässern kann. Das habe ich schon dorthin geschickt und auch Geld dafür gesendet.

Ich will endlich los, der Rasen müsste bald soweit sein, dass man ihn nur noch einmal die Woche versorgt. Dann fliege ich, es wartet so viel Arbeit auf mich. Da klingelt wieder das Telefon, dieses Mal ist der Pfarrer dran: „Maya, die Menschen haben sich beschwert über dich. Du hast Gras angepflanzt, keine Blumen.“ Ich erkläre ihm, dass ich das nicht will, keine Blumen, die drei Mal im Jahr ausgerissen werden müssen, um neue setzen zu können. Ich will in meiner Heimat Lebensmittel säen, pflanzen und umsorgen. Land bebaubar machen, begrünen. Und nicht hier auf dem Friedhof mein Dasein fristen. Da sagt der Pfarrer: „Ich weiß etwas für dich, ich zeige dir das morgen nach dem Sonntagsgottesdienst. Ich habe eine Lösung für dich. Und deiner Nonna hätte das auch gefallen. Komm am Sonntag mit deinem Rad.“

Gesagt, getan, wir fahren am Sonntag mit unseren Rädern ein Stück ins Land hinein. In einen Wald. Ich bin fröhlich, endlich höre ich wieder viele Vögel. Wir lassen unsere Räder stehen und gehen zu Fuß immer tiefer in den Wald. „Wie gefällt es dir hier?“, fragt mich der Pfarrer. Ich bin begeistert, es ist Wald, richtiger Wald, Schatten und Grünzeug überall. Wir setzen uns ins Moos, und der Pfarrer erklärt mir das: „Das ist ein Ruhe-Wald. Hier kann man seine Verstorbenen beerdigen. Sie werden verbrannt und dann in einer Urne, die verrottet, hier vergraben. Die Urne ist aus Maisstärke, und die Asche geht danach in die Natur über. Sie wird von den Pflanzen, von den Bäumen und Pilzen wieder benutzt, um wachsen zu können. Hierher könnten wir deine Nonna bringen. Es darf hier keine Kerze angezündet werden, und keine Blumen dürfen gepflanzt werden, auch keine Kartoffeln, aber es könnten Pilze geerntet werden, wenn sie jemand will. Ich würde deiner Nonna ein würdiges zweites Begräbnis geben. Gefällt dir diese Idee?“

Ich bin begeistert. Niemand müsste sich hier um irgendetwas kümmern. Ja, das gefällt mir. Tim und Gisela müssten auch nicht die Arbeit auf dem Friedhof tun, und ich kann mich dem widmen, was Nonna wollte, meine Heimat besser zu machen. Und so geschah es. Nonnas Asche liegt in dem Ruhe-Wald, und ich bringe zwei Eichensetzlinge von dort mit in meine Heimat. Um Nonna trauern kann ich auch zuhause. Ich habe sie in dankbarer Erinnerung immer und überall bei mir. ■ ■

Wilhelm Maria Lipp

## Moderne Kunst?

Performance und Aktion sind subventioniert  
und auch, wenn mit Blut wer die Wände beschmiert.  
Man braucht heutzutage perverse Idee,  
schon klimmt man den Kunstolymp steil in die Höh.

Die Dichter von heute, die hoch dekoriert,  
verbreiten oft Nonsens, zwar schön deklamiert,  
doch hört man genau hin, ist sinnvoll kein Wort  
und trotzdem sind maßlos viel Zuhörer dort.

Die hohe Gesellschaft, ich mein die Bagage,  
die trifft sich so gerne bei der Vernissage.  
Bestaunt wird, wie früher, vom Kaiser das Kleid,  
nur Kinder erkennen, wer nackt ist zurzeit.

Man urteile selber, was Kunst ist, was nicht,  
so hören Sie jetzt mein modernes Gedicht.  
Die Insider sagen – ich dacht mir das nie! -  
zu folgendem Werk, das ist Kunst, Poesie!

**Oa!**

oa Oa,  
oa Oa zwoa,  
zwoa oa Oa!  
Zwoa zwoa Oa?  
Oa Oa nd oa Oa sn zwoa Oa!

Zwoa!  
Zwoa Oa!  
Zwoa Oa oa Mau.  
Oa Mau zwoa zwoa Oa!  
Oa Oa koa Mau!  
Oa Mau nd oa Mau sn zwoa Noa!

Noa?  
Oa Noa?  
Zwoa oa Mau.  
Oamau, oa Noa!  
Oa Noa oa Mau zwoa Oa  
koa Oa oa Noa - oa Frau!

Frau!  
Oa Frau,  
oa Oafrau!  
Zwoa Oa, oa Frau.  
Oa Oafrau, oa poa Oa.  
Oa poa Oa, kao Frau - oa Bau!

Zwoa oa Oabaumaunoa  
mauhhhh!

Ddddd  
e—————e

ppp  
ahhh  
t!

Was glauben Sie jetzt, ist das Kunst oder nicht?  
Ich meine, verständlich soll sein ein Gedicht.  
Ein Künstler für mich ist, wenn Pointen er macht  
und auch so erzähl'n kann, dass jedermann lacht.

Paweł Markiewicz

## Die Schwester von Loreley in der Schweiz

Als der schönste Stern der Reformation über die Schweiz erwachte  
zog aus Deutschland die Schwester deutscher Loreley namens Sareley  
um in Stein am Rhein Predigt von Zwingli zu hören der zauberte  
sie war nach dem wonnigen Fest ja trunken von dionysischem Wein

und sie war willens im Rhein wie die Zauberwasserfee zu baden  
sie verließ doch Untiefe des kraft der Sagen verträumten Traum-Rheins  
das erträumte Baden führe sohin zu ihrigem Ertrinken  
ihre Seele ward so zum Traumdasein des Wassernixeins

und ihr Körper wurde eben wie Sternleinglanz musen-nixenhaft  
sie lebte im Rhein bei dem Wasserfalle schwebend zart-federleicht

sie sang indes kein gefühltes März-Lied wie die Schwester Loreley  
sie bezauberte viele Schiffer mit Gedichten mit Zauberei

so dass Schiffer ins Wasser sprangen voll vom holden Amorwahn  
und dieser Bann passierte nun zu der schwermutsvollen Zwingli-Zeit  
ich will wieder Sareleyseligkeit hören bei meiner Schweizfahrt

sie erscheint jedoch nicht mehr wenngleich ich seelenvoll sehnlichst träume  
verschont von dem Fluch dieser unendlichen Lenz-Dichterphantasie  
die ich so wie Ibikus- und Apollfittiche glanzwärts spüre

Paweł Markiewicz

## In (Vor)Lenzhaftigkeit gehüllt. An den Frühling.

An einem Tage des Lenzmondes  
sagten einst  
das Lenzinsekt – der rote Apollo so wie ein Paradiesspiegel  
und der Frühlingsgott der dichterischen Zierde  
– der rötliche zartäugige Apoll so wie ein Regenbogenzauberer

so:

Du bist eine erste holde Blume aus Träumen.  
Deine Zeiten ähneln einem uralten Mythos.  
Du tauchst in den Tau bei Tagesanbruch ein – bei der Zeit des Morgensterns.  
Du bist ein Wunder der Romantik.  
Du bist ein Freund der zartesten Muse.  
Deine uralte Druidensage harrt in der deinigen Seele.  
Du bist eine geistige Eingebung.  
Du bist eine mythische Befreiung.  
Du duftest nach dem Angenehmsten.  
Du liebst ein morgendliches Gestirn.  
Du hast einen Ball bei Klabaftermännern gern.  
Du bist lustig nach einer Urwonne.  
Du verweilst so wie ein Osiris-Kelch.  
Du füllst deine Seele mit der osirischen Ambrosia.  
Du harrst, bis ein Erlkönig aus einem Winterschlaf erwacht ist.  
Du wartest, bis zwei unsere prächtigen Eichen wieder belaubt werden.  
Du verschönerst jedwedes Hainveilchen.

der Zartäugige Falter, ein Limbusschmetterling, wartet  
auf eine geoffenbarte und zu offenbarende Philosophie  
vollbracht in seiner ewiglich zarten Heimat himmelswärts

## Bahnhofstristesse

„Mitkommen!“ „Sie sind verhaftet!“ Ein Bellen von links. Ein Fauchen von rechts. Eiserne Krallen hielten seine Schultern umklammert, seine Kamera wurde weggerissen.

Eine apathische Menschenmasse mit müden, abgekämpften Gesichtern, hängenden Schultern und in Kleidern, die der westlichen Mode der 1950er Jahre entsprachen, wandte sich ohne Gemütsregung ab. Ins Auge stachen die paar Erschrockenen, deren Starren und Glotzen darauf hindeutete, nicht begriffen zu haben, in welchem Staat sie lebten. Widerwillig öffneten sie den beiden Polizisten und ihm eine Gasse; irgendwas rief ihm sein Freund vom Fahrkartenschalter her zu, überrascht, vielleicht entsetzt.

Die Rauchwand, die ihn empfing, enthüllte bald die Dürftigkeit der Polizeistube. Diese, quer über dem Bahnhofsvorplatz, schien den Atem angehalten zu haben, denn das Schreibmaschinenklappern war verstummt, als er in den verrauchten Raum gestoßen, auf eine Holzbank genötigt wurde.

Die Wände des Raums versteckten sich hinter Einheitsgrau und über seiner Holzbank glänzte ein verschmierter Glaskasten mit Fotos von „Helden der Arbeit“, von denen es zahlreiche zu geben schien. Und auf den unaufgeräumten Schreibtisch vor ihm, dessen hervorragendes Merkmal ein überquellender Aschenbecher war, wurde seine Yashica, gelegt, seltsam nackt ohne Lederhülle, mit dem stumpf-silbernen 120-mm-Teleobjektiv, das gerade aufgesetzt war.

Zeit tropfte, schien die Rolle eines schweigenden Untersuchungsbeamten übernommen zu haben. Ein übel gelaunter Sicherheitsbeamter blickte ihn über seinen Papierkram hinweg vom Nebenschreibtisch her bedrohlich an, kettenrauchender Repräsentant der Staatsgewalt, der Einheitsgrau in den Raum paffte und Lebenszeit verrauchte.

*Wie ein ungeöffneter Sarkophag liegt Lebenszeit vor dem Menschen. Ein erstes Abtasten gleicht dem Umkreisen dieses Objekts, ohne dass der Mensch an seinem Inhalt besonderes Interesse hat. Eine lange, lange Zeit vor ihm ermöglicht, das Äußere des Totenschreins zu bestaunen, etwa kleinere Skulpturen, die über die Taten eines Menschen berichten.*

Nach einer halben Ewigkeit wurde die klapprige Eingangstür aufgerissen, zwei grimmige Gestalten schoben sich durch den

Rauch, setzten sich. Einer wog den Fotoapparat in seiner Hand, das Corpus Delicti, seine Kamera wurde ihm beinahe ins Gesicht gestoßen: „Aufmachen!“ Kurz, deutsch geschnauzt. „Wieso?“ Kaum getraute er sich zu fragen. „Keine Fragen. Aufmachen!“ Hart, unnachgiebig, stark osteuropäischer Akzent. Vier misstrauische Augenpaare beobachteten sein Hantieren. Der zurückgespulte Schwarz-Weiß-Film wurde ihm aus der Hand gerissen, verschwand irgendwo hinter klappriger Schreibmaschine, ungespitzten Bleistiften, Papierkram, überquellenden Aschenbechern, Qualm.

*So manches Leben, das auf derartigen Sarkophagen dargestellt wird, scheint ereignisreich verlaufen zu sein, wie der eine oder andere Begleittext errahnen lässt. Lebens Fülle überwältigt vielleicht den Betrachter – wie ein Wasserfall, den es zu bestaunen gilt. Ob dieser Aussichten wird der morsche Inhalt dieses Totengefäßes mehr und mehr uninteressant, denn zuallererst gilt es, Lebens Fülle zu begreifen und diese sich eigen zu machen.*

Was folgte, ist ähnlich ins Dunkel des Vergessens getaucht wie der stinkende Rauch, der alle öffentlichen Räume Ungarns auszufüllen schien. Der Dolmetscher versuchte ihm begreiflich zu machen, dass er als Spion dingfest gemacht worden war, als er dabei ertappt worden war, den Bahnhof von Szombathely zu Spionagezwecken zu fotografieren. Ob er nicht wisse, dass das verboten sei, Lokomotiven, Waggons, Gleisanlagen, Signaleinrichtungen und Ähnliches zu fotografieren und auszuspiönieren. Der Dolmetscher und der Verhörspezialist redeten sich beinahe in Rage, während eine Hilfskraft auf einer klapprigen Schreibmaschine das Begleitfeuer eines Protokolls trommelte.

*Überall Grenzen:  
Hinter den Vorstellungen  
lauern die Schatten –*

Man hatte ihm schon vorher seinen Reisepass abgenommen, um die Daten, besonders das Visum, zu kontrollieren. Immer wieder wurde er mit Einschüchterungen wie jener eines Prozesses mit anschließender Gefängnisstrafe bedroht, und es wurde nicht im Geringsten sein Einwurf beachtet, dass er nur Amateurfotograf sei. Viel später sollte ihm der Gedanke, dass diese Sicherheitsbeamten den Ausdruck „Amateurfotograf“ gar nicht verstanden hatten, noch Belustigung bereiten, doch noch saß er schwitzend in einem Polizeibüro am Bahnhofsvorplatz von Szombathely.

„Was er sagen würde, wenn man ihn nicht mehr wie mit Samthandschuhen befragen würde. Ein wenig physische Gewalt wie Schläge und Tritte, Nahrungs- oder die Kleinigkeit von Toilettenenzug etwa?“ Nun erst bemerkte Karl, dass ihm ein Glas Wasser verweigert worden war, als Vorgeschmack vielleicht auf das, was noch kommen könnte. Ein mehr als flau-es Gefühl begann in ihm hochzusteigen, er schwitzte leicht,

zitterte ein wenig. Derartige Methoden waren ihm vollkommen fremd und machten ihn deshalb noch unsicherer. Immer deutlicher wurden die Konturen der Polizeibeamten, immer klarer traten die hohlen, terrornahen Säulen dieses Staatsgebildes hervor. Auch war ihm schleierhaft, ob und wie er seine Haut retten könnte. Seine „Schuld“ war durch Augenschein gesichert; nur zu häufig verlor sich die Spur mancher Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs.

*Und Mensch erlebt. Was er erlebt lässt ihn dann und wann nicht mehr ans Äußere des Sarkophags denken, sondern an dessen Inhalt. Wie würde der Tod auf ihn zukommen? Schleichend von einer Krankheit aufgeessen oder überfallsartig, in einem Verkehrsunfall oder durch einen Schlaganfall? Mit dem Alter nehmen bei vielen diese Überlegungen zu, dieses „Was wäre wie“, das „Wann würde der Zeitpunkt sein?“*

Und die Verhörmühle mahlte weiter, Angst machend und Besorgnis erregend. „Ob er nicht wisse, dass das Fotografieren von Militäreinrichtungen überall verboten sei, speziell bei wichtigen militärischen Verbindungswegen und Verkehrsknotenpunkten wie Bahnhöfen und das auf allen Bahnstationen der Welt? Ob er nicht wisse, dass er gegen strengste Verbote, die weltweit Geltung hatten, verstoßen habe ...

*Ein blindwütiges Volk, dumpfes Heer entzahrter Wölfe, das sehr wohl dem Nachbar die Kehle durchbeißen konnte, hatte doch Államvédelmi Hatóság, kurz ÁVH, vierzigtausend Informanten, die Regimekritiker sang- und klanglos in der Andrassy út Nr. 60 verschwinden lassen konnten. So wurde man Menschenstückwerk, Partikel einer verbohrten Masse, die ihrem Leitwolf folgte in dunklem Trieb.*

Erregt, besorgt, trat schließlich sein Reisegefährte Bernd ein und informierte die Sicherheitsbeamten fast kühl, dass er die österreichische Botschaft in Budapest verständigt habe.

Das saß. Das half dieses Mal.

Jedenfalls, wurde Karl erst viel später bewusst, konnte nach über zweieinhalb Stunden Kreuzverhör und Protokollierung sein Lächeln über die Weltfremdheit der Polizisten und die Beschränktheit eines Systems, die in jeder freien Handlung sogleich eine Beeinträchtigung der eigenen Machtinteressen erkennen wollten, da anders die Hohlheit des kommunistischen Apparats nicht aufrecht zu erhalten war, nicht protokollarisch aufgenommen werden.

*Tod in Folge von Politik war und ist das Krebsübel der ganzen Menschheit. Wer dies anfechten würde, hat noch nie etwas von Tod durch Spionage, durch Terror, als Resultat von Religionskriegen, oder von Krieg überhaupt gehört. „Krieg ist die Fortführung von Politik mit anderen Mitteln“, heißt es, ist*

*Machtgeilheit auf die Spitze getrieben. Dies und mehr wird mit faulen Argumenten kaschiert und dadurch bemäntelt, dass Gewaltgleichheit herrschen müsse. Und so merkt auch dieser Zweifler, dass „der Zweck die Mittel heiligt“, um Macht auszuüben.*

*Einsam, schrittweise  
hin zum Weg: Jedermann kehrt  
zum Anfang zurück ...*

Um Karls Lächeln protokollieren zu können, hätten ihm die Uniformierten gerade in die Augen blicken müssen, und das war wohl im Gulaschkommunismus ein reparaturbedürftiger Systemfehler, über den auch die Fotos der „Helden der Arbeit“ nicht hinwegtäuschen konnten.

*Politik – Hure  
Wort auf dem Laufsteg der Welt:  
So nackt wie ein Film.*



Otmar Matthes

## Feder

schwertdurchkreuzt

Die flammende Geduld  
des Papiers ist Licht genug

Von Zungenspitze  
zu Zungenspitze  
fallen die Wortkiesel

ins bodenlose  
Abermals

Wolfgang Mayer-König

## Bruchstück einer Hysterieanalyse

Bruchstück einer großen Konfession.

Irdische Opfergänge  
von Schweizern ohne Morphinum zelebriert.  
Die Rücken wäscht uns eine Blinde vom Gesinde.

Ins hohe Alter unverbesserlicher Mensch,  
der es vorzog das zu werden, was man  
gesellschaftlich wahnsinnig nennt,  
um eine gewisse überlegene Auffassung  
von menschlicher Ehre nicht aufgeben zu müssen;  
weil eine bösertige Gesellschaft für sich das Kreuz  
und die Psychiatrie erfand, die Rivalität  
zwischen Kreuzigern und Gekreuzigten.  
Die Kreuze grünen an den Wegen,  
Rom wird nicht päpstlicher im Tod.

Angelangt in einer Wirklichkeit,  
in der es keine Enttäuschungen mehr gab,  
weil schon alle verkostet wurden,  
häutet sich der Mensch, eingeboren in Erlebnisse,  
die sich selbst bedeuten und der Oberfläche  
der Meinungen nahe liegen, im loyalen  
Verhältnis zum Unbewussten.  
Wer versteht, dass die Fantasietätigkeit dazu gelangt  
das Begehrte zu suchen, dann in gemäßigte Zonen  
zu entlassen, für die zärtliche Beschreibung des Vermissten,  
weil nichts so begehrenswert ist als das Entbehrte,  
nachsichtig gegenüber der verlorenen Dimension,  
bereit die vom Gleichnis empfangene Erregung  
auf die bloße Nachbildung zu überschreiben,  
denn der Verzicht auf diese Nähe des Entbehrten  
ist jener Zwang, der das Errungene dem Unterbliebenen  
ähnlich macht.

■ Eberhard Mayr

## Seesterne

**Z**um Teufel auch mit den Zahnarztterminen! Da kann sie noch so nett lächeln, die Assistentin, wenn sie mich in den Behandlungsraum führt, hin zum technisch hochgerüsteten Stuhl. Schon kippt die Folterliege weit nach hinten ... und ich liege da, wie ein Astronaut, bereit für den Start zum Mond.

Vorsorglich binden ihre zarten Hände ein blaues Plastiklätzchen um meinen Hals. Seitlich im Blickfeld lauert das Grauen, in Form drapierter Bohrerteile und Sonstiges an Folterinstrumenten.

Aber irgendetwas scheint heute anders!

All die Jahre klebte über mir ein Poster an der Decke. Eine Idylle aus Mutter Natur! Dunkler Tann, ein Bach suchte seinen Weg zwischen moosig bewachsenen Geröllbrocken, weiße Gischt allenthalben.

Wahrlich, tröstende Labsal für gequälte Patientenseelen.

Nun war alles weg!

Stattdessen glotzte ich auf eine kleine Insel mit drei Palmen, darüber azurblauer Südseehimmel. Die Hälfte des Posters lag unter Wasser. Ein großer roter Seestern drängelte in den Vordergrund, eskortiert von zwei Fischen, die auf mich rundäugig herabstierten. Der eine mit weit aufgerissenem Maul, wie ich auf der Liege, nur werkelte niemand in seinem Mund herum und steckte gerade ein Instrument hinein.

Das war wieder so eine Sternstunde in meinem Leben, oder eher ein Tiefpunkt. Die Zahnärztin säuselte: »Herr Mayr, möchten Sie eine Spritze haben?«

Aber meinem geschockten Ego erscheint alles Jacke wie Hose. Mit anderen Worten, wenn einer ins Zahnfleisch sticht – zur örtlichen Betäubung – macht dies auch nicht glücklich.

Unbekümmert arbeiteten Zahnärztin und Assistentin. Sie verstellen mir gelegentlich den Blick auf die Insel, die Zierde meines künstlichen Himmels. Aufdringlich der Seestern dort oben und seine Begleiter. Beide Fische glotzten herab auf mein Desaster.

Jedem Hilflosen explodieren in seiner Verzweiflung die blödesten Gedanken und Erinnerungen im Schädel. Meine Wenigkeit driftet ab in die Kinderjahre, in die Fußstapfen meiner Jugend. Teufel auch, überdies geisterte in diesen Gefilden ebenfalls ein Seestern herum, klein zwar, irgendwo an der Adria bereits halb vertrocknet gefunden. Im Zeitenlauf bleichte er mehr und mehr zu einem schmutzig graugelblichen Ding. Ich verwahrte ihn in einem winzigen hölzernen Zigarettenschächtchen, dessen Oberseite sich wie bei einer Vitrine aufklappen ließ. Jahrelang hütete ich dieses Schatzkästchen, in der auch die Mumie eines Admirals lag. Längst fehlten dem

Schmetterling Fühler und Beine, aber Zeichnung und Farben der Flügel leuchteten wie an jenem Tag, als ich ihn tot auf einem der schmalen Feldwege nahe der Kleinstadt Chiari fand. In deren dörflicher Umgebung, unter der heißen Sonne der Lombardei, erträumte ich so manche abenteuerliche Safari. Aber statt Giraffen und Löwen hoppelten nur aufgeschreckte Kaninchen ins Gebüsch.

Bei einer mir heute unbekanntem Gelegenheit gesellte sich in dieser mickrigen Schatztruhe ein kurzes Stück Holz hinzu, der Ansatz eines Zweiges ohne Rinde, die Oberfläche zierte ein Ornament, Fraßspuren irgendwelcher Holzkäfer.

Jahre tröpfelten seither durch mein Leben, fast unbewusst. Aber viele kalte Wintertage – fern von der Sonne Italiens, in Wien – habe ich gelegentlich diesen kärglichen Sarkophag vorsichtig geöffnet. Ja, alles noch da! Und während eine Fingerkuppe über die Ziselierung auf dem Relikt des Astes strich, paddelte ich in der Phantasie mit einem Kanu auf Forscherfahrt den wilden Amazonas hinab.

Damals war ich fest überzeugt, das wird meine Zukunft!

Eines Tages fand meine Mutter das Schatzkästchen, darin vertrocknete Mumien: meinen kleinen Seestern, den zerfledderten Schmetterling samt einem porösen Stück Holz. Ich höre sie noch heute fluchen: »Pfui Deibel, wie grauslich!«

Daraufhin hat sie mit dem »Dreckszeug« all meine Träume weggeworfen.

Natürlich paddelte ich später in meinem Leben nie den Amazonas hinunter, um Pflanzen und Tiere zu erforschen. Stattdessen schlug ich mich querulantisch im Büro mit Bürokollegen und Kunden herum. Auf diese Weise driftet jegliche Existenz mit dem Müll der Jahre hinweg und die Seele verkümmert.

Als ich jedoch noch ein Kind war, gab es die öde eintönige Wüstenei der Wiener Donauinsel noch nicht. Vorher existierte das Überschwemmungsgebiet mit zahlreichen Tümpeln, Reste früherer Altarme. In deren brackiger Brühe flitzten kleine silberne Fischchen herum. Seesterne fand ich dort keine!

Die Wiener strömten in diese Zone wie zum Sandstrand von Jesolo zum Badevergnügen. Allda brutzelten im Sommer bleiche Leiber, um nach einem gehörigen Sonnenbrand die erforderliche Bräune zu ergattern. Dies gehörte zum Angebot! Denn verhöhnt wurden alle bleichen Mehlwürmer.

Routiniert schleppten fürsorgliche Mütter kalte Wiener Schnitzel im Gepäck, jeweils in Papier eingewickelt oder in flachen Dosen, inklusive des unentbehrlichen Gurkensalats im Einmachglas. Das Papperl für die hungrige Sippe! Lukullus, wende dich nicht betrübt ab, diese Art des Schlemmens ward obligatorisch. Der Abkühlung wegen ruhten als Krönung umsichtig versenkte Bierflaschen an hanfenen Leinen im nahen Gewässer.

Wer immer in diesen »Lacken« im von Schlamm und Schotter durchsetzten Schlick stocherte und stierlte, der konnte Flussmuscheln finden. Für mich waren diese Gewässer jedoch nicht dreckige Tümpel, der Zauber dunkler Meerestiefen garte

im Gemüt. Einmal nahm ich einige Muscheln nach Hause mit. Ihr neues Quartier fanden sie in einer alten Terrine, worin sie alsbald die Schalen öffneten, um Nahrung zu filtern. Erfolglos offenbar, denn prompt streckten sie den Fuß heraus, um abzuhauen. In der Einbildung schwebte ich jedoch geborgen in einer Tauchglocke über ihnen, in der Finsternis der Tiefsee, umstellt von fluoreszierenden Augen und Zähnen einer im Allgemeinen transparent glasklaren Tierwelt. Wie wunderbar! „Jessas na! Was is' denn des schon wieder!“, hörte ich meine Mutter schimpfen. Schon hatte sie die Terrine samt Muscheln entsorgt. Mit deren Tod hat sie auch meine Tiefseeträume versenkt. Abgesoffen quasi ins Nirvana.

Einmal nur besuchte ich das Haus des Meeres. Aber in meiner Erinnerung war mein vertrockneter Seestern viel schöner ... oder eigentlich nicht, »interessanter« trifft eher zu.

Oft durchstriefte ich in meiner Jugend den Wienerwald, entzückt über die Glühwürmchen in der Dämmerung, die wie winzige Funken vor meinen Füßen aufstoben. Dann wieder watete ich in den zahlreichen Wienerwaldbächen herum, drehte da und dort Steine um. Alles voll Leben! Beeindruckend, das Massenauftreten der kleinen Bachkrebse.

Auch die Lobau schlug mich in ihren Bann, als sie noch wild war und nicht so leergerupft verödet im Heute zur Wüstenei erstarrt.

Verweht die Jugend! Im Jetzt hocke ich werktags an einem Schreibtisch, festgebannt vom hypnotischen Auge eines Bildschirms samt Tastatur. Rundum keine Bäume, an den Wänden nur Regale, worin die Ordner Staub sammeln. Angestaubter Alltag, sonst nix! Das Ich unterjocht durch die Diktatur diverser Chefs und einem lästigen Telefon. In diesem Zustand rieselt die Zeit in meiner Existenz hinweg. Nur der Arzttermin heute will nicht und nicht enden.

Irgendwie traurig, dass statt Tiger- und Eisbärengefahr, sich im realen Alltag nur wüste zahnärztliche Abenteuer manifestieren.

Scheiß Seesterne! Weder Südseehimmel in Azurblau noch ein goldener Sandstrand können verlocken. Pfeif auf diese Insel! Ich werde meinen diesjährigen Urlaub sicher nicht in der Südsee verbringen.

Und doch bleibt eine Spur Wehmut. Womöglich sollte ich wieder einmal die unzähligen kümmerlichen Bäche im Wienerwald besuchen? Jene, die verborgen zwischen moosig bewachsenen Kalkbrocken fließen?

Schwelgen in Nostalgie, soll das alles sein?

Wienerwald! Statt einer Anakonda schlängelt eine Blindschleiche hinweg. Keine Savanne mit Nashorn weit und breit. Im Lainzer Tiergarten fordern stattdessen selbstbewusste Eber und Bachen ihren Tribut an Äpfel ... oder verputzen eine Wurstmassel, wenn man sonst nichts im Jausenpackerl hat.

Am liebsten würde ich gleich hochspringen und losrennen. All dies könnte meine waidwunde Sehnsucht nach einer Welt ohne Zahnarzt stillen.

Ja, das sind die Formen meiner Flucht!



## der kolonialist

der kolonialist war verärgert. nicht weil er durch schwarzen schlamm stapfte und seine füße bei jedem schritt ein schmatzendes, an stinkende rülpser erinnerndes geräusch erzeugten. damit war er wohlvertraut. nein, dieser schwarze sumpf bereitete ihm kein kopfzerbrechen. daran war er gewöhnt. im gegenteil: diesen leicht nach petroleum riechenden verwesungsgeruch hatte er ganz gern. worüber er sich ärgerte, war seine begegnung mit mamissi kokoe. diese alte hexe hatte ihm eine stunde lang die ohren vollgequatscht. mir, dem kolonialisten wollte sie weismachen, dass mit unsereinem etwas nicht stimmt. dass etwas nicht in ordnung sei. als ob diese hinterwäldler eine ahnung hätten! vom großen und ganzen. steinzeitlicher wunderglaube! ist das. sabotage an den früchten des fortschritts. das darf man keinesfalls durchgehen lassen. rückständigkeit muss bekehrt werden. und wenn's nicht anders geht, mit zuckerbrot und peitsche. soviel steht fest.

es war drückend heiß. der kolonialist schwitzte. ein leicht säuerlicher geruch entströmte seiner kolonialen uniform. die sonne mühte sich durch einen gelblich, grauen dunst. olódùmaré hat seinen atem aus dieser landschaft zurückgezogen. olódùmaré steht allen dingen und geschehnissen gleichgültig gegenüber. dennoch verleiht er allem seinen atem. wenn die ungleichheit zwischen òrun und ayé zu groß wird, dann zieht er seinen atem zurück. dann entsteht die große verwüstung. dann leidet die kreatur. dann müssen die orishas zu hilfe gerufen werden. mamissi kokoe kennt die geheimnisse. sie weiß, was zu tun ist.

unbeirrt ging der kolonialist durch den schwarzen sumpf. seine stiefel waren bis über die knöchel mit schwarzem, zähem schlamm bedeckt. er blickte über die schwarze, einst blühende mangrovenlandschaft. aus dem trüben dunst zeichneten sich silhouetten schwarzer mangrovenskelette ab. eine schwarze rauchwolke hing wie ein böses geschwür über verbranntem geäst. die ebbe machte den sumpf begehbar und die fratze des todes glotzte unappetitlich in den schwülen himmel. die bizarren wurzelstrünke der mangroven überzog schwarzer todesschleim. fische, garnelen, schnecken, leben, gab es hier schon lange nicht mehr. der atem olódùmarés hatte sich zurückgezogen. und wo dieser atem fehlte, kann auch der mensch nicht mehr leben. seltsamerweise hatte der kolonialist für all das kein auge. er sah nur die zeichen seiner zeit. er brachte zivilisation in dieses hinterland. durch den dreck zu stiefeln, das war kein problem. es war

sogar so, dass ihn dieses schmatzende gestampfe durch die schwarze pest von seinem ärger über mamissi kokoe ablenkte. mit seiner rechten hand wischte er sich über die stirn und dachte an die rauchenden schlote der fabriken, auf deren förerbänder die segnungen des zivilisatorischen fortschritts in die regale der kaufhäuser rollten, um von dort die smarten eigenheime zu behübschen. irgendwann, dachte der kolonialist, werden auch die wilden auf diesem kontinent zur einsicht kommen und sich der notwendigkeit des fortschritts beugen. irgendwann. mit bestimmtheit.

der ärger verließ ihn nicht. er dachte unablässig an mamissi kokoe. diese alte vettel fühlte sich ihm aus einem gänzlich unverständlichen grunde überlegen. in dieser ausweglosen situation helfe nur der trickstergott e u, sagte sie. dann begann sie umständlich ihm die verworrene und für einen zivilisierten menschen völlig lächerliche geister- und götterwelt zu erklären, an die diese halbwildern noch immer glaubten. sie zeigte ihm die zwei hälften einer kalebasse. da schau her, sagte sie zu ihm, das eine ist òrun, das unsichtbare und das andere ist ayé, das sichtbare. es sind die zwei seiten der einen kalebasse. diese eine kalebasse ist olódùmaré, der unbestechliche, dessen atem den dingen, den taten, den pflanzen, den steinen, den gedanken und gefühlen leben schenkt. auch alle götter und alle zehntausend guten und bösen geister leben durch seinen atem. da, sagte mamissi kokoe und hielt die beiden kalebassenhälften an die ohren des kolonialisten. da, sagte sie, hörst du das rauschen des atems von olódùmaré, der alles mit allem verbindet? der kolonialist wollte ihr schon die beiden kalebassen aus der hand schlagen. diese unverfrorenheit! diese frechheit! wie konnte sie es wagen, ihn, einen repräsentanten der zivilisation, mit diesem stumpfsinnigen hokuspokus zu belästigen. obwohl der kolonialist kein zimperlicher mann war, der, wenn es nötig war, schon einmal kräftig hinlangte oder, wenn es gar zu arg war, ein paar gut gezielte schüsse aus seiner pistole abfeuerte, wagte er aus unerfindlichem grund nicht, dieser mamissi kokoe übers maul zu fahren. stumm stand er vor ihr und ließ das ganze theater über sich ergehen.

wenn alles aus dem gleichgewicht kommt, dann müssen wir unseren helfern opfer bringen. was gedenkst du zu opfern? fragte mamissi kokoe den kolonialisten. dieser blickte sie mit wachsender verunsicherung an. wieso war er vor dieser frau wie gelähmt? wieso konnte er mit dieser frau nicht einfach umspringen, wie er es sonst gewohnt war mit den eingeborenen umzuspringen? was ließ ihn wie angewurzelt vor dieser primitiven zauberin erstarren? plötzlich begann mamissi kokoe laut zu lachen. das weißt du nicht, wie ich euch kenne. aber ich weiß es. ich werde es dir aber nicht sagen. nein, ich sage es dir nicht. du musst es selbst herausfinden. ich rate dir, geh durch den schwarzen sumpf des todes bis du den e u triffst. dann wirst du schon sehen. das sehen ist dir ja schon

lange abhanden gekommen. aber wenn du da hingehst, wirst du schon sehen. daraufhin nahm mamissi kokoe einen großen schluck aus einer neben ihr stehenden ginflasche und spuckte den gin in das gesicht des kolonialisten. unglaublicher zorn erfasste den kolonialisten. sein gesicht lief rot an. sein hals schwoll an wie eine knackwurst. doch von seiner erstarrung konnte sich der kolonialist nicht lösen. das wird dir helfen, sagte mamissi kokoe zu ihm. jetzt kannst du gehen. kaum hatte mamissi kokoe das gesagt, konnte sich der kolonialist wieder bewegen. doch anstatt wie es für den kolonialisten üblich war, diese unverschämte frau einer ordentlichen züchtigung zu unterziehen, drehte er sich um und verließ unverzüglich den schauplatz dieses seltsamen geschehens.

der ärger fraß weiter in ihm. der petroleumgeruch der abgefackelten gaspiloten beruhigte ihn ein wenig. unter seinen schritten schmatzte der schwarze sumpf. kein grün weit und breit. noch immer staken die toten stümpfe der mangroven in den getrübten himmel. fäulnisgeruch mischte sich scharf mit den aromen der verwüstung. ärgerlich und trostlos marschierte der kolonialist weiter. dann, nach einer langen weile, erkannte er im dunstigen grau am horizont ein paar grüne flecken. dorthin musste er gehen. dort, wo es noch immer grün war, begann der regenwald. das grüne dickicht. das üppige und aus der sicht des kolonialisten das maßlose, verwirrende, überschäumende und furchterregende leben. dorthin hatte ihn mamissi kokoe geschickt. und bis jetzt wusste der kolonialist nicht, warum er dieser aufforderung nachgekommen war. irgendwie hatte ihm dieses exotische abrakadabra den verstand geraubt. aber was soll's, dachte er und stiefelte weiter in richtung regenwald. das lebendige grün kam näher. üppig begann es sich aus dem trüben dunst herauszuschälen. unmerklich verschwanden die schwarzen mangrovengerippe und fette farne, armdicke ficusgewächse und lianenbehangene sandbüchsenbäume tauchten auf. dann befand sich der kolonialist im dämmrigen licht des großen regenwalddschungels. der boden schmatzte nicht mehr. er war nicht mehr pechschwarz, sondern hatte die vielfältige farbe der erde. jetzt, wo der kolonialist nicht mehr die schwarze pest unter seinen füßen spürte, sondern nur mehr das weiche nachgiebige unterholz, begann er sich unbehaglich zu fühlen. dennoch zog ihn eine unbekannte kraft immer tiefer in diesen grünen dschungel hinein. was mache ich bloß hier? dachte der kolonialist. das ist doch alles vollkommen lächerlich. ich folge einer alten verrückten hexe. was ist bloß los mit mir, dachte der kolonialist. plötzlich hörte er aus dem dickicht raschelnde geräusche. im nächsten moment stand ein mann vor ihm. er war nackt und seine schwarze haut glänzte wie eine speckschwarte. sein ganzer körper und sein gesicht waren mit geschwungenen ornamenten aus weißer erde bemalt. der kolonialist erschrak. er fasste sich schnell wieder und fragte den mann: wer bist du? was willst du? der mann antwortete: ich heiße aanuoluwapo. ich will dir in die

augen schauen. ich weiß, wer du bist. du bist ein armer mann, der die zeichen des todes auf seiner stirn trägt.

der kolonialist stutzte. dann schnauzte er den mann an: werd bloß nicht frech, du, sonst...  
sonst was? fragte aanuoluwapo. glaubst du vielleicht, du kannst mir drohen?

der kolonialist spürte, wie ihm der zorn über den nacken zum kopf hinauf und den bauch hinunter kroch. ob ich dir drohe, du einfaltspinsel, sagte der kolonialist spöttisch. ich habe es nicht notwendig dir zu drohen. ich kann dich einfach über den haufen schießen, mein lieber, hast du das verstanden? geht das in deinen kanakenschädel, oder was? da lachte aanuoluwapo laut auf.

was lachst du so dämlich, fragte der kolonialist. glaubst du vielleicht ich mache spaß. bei diesem letzten satz zog der kolonialist seinen revolver aus dem halfter, spannte den hahn und richtete ihn auf aanuoluwapo. da sagte aanuoluwapo: jetzt sage ich dir zwei dinge. erstens mein name bedeutet „gottes gnade ist groß“. zweitens ist mein körper unverwundbar. deine kugel prallt an meiner brust ab, wie die spielbälle von kindern. deine kugeln können meinen körper nicht durchdringen. ich bezweifle allerdings, dass du das verstehst.

bist du vollkommen verrückt! schrie der kolonialist aanuoluwapo an. willst du mich auf den arm nehmen? aber dir werd ich's zeigen. euch halbwilden kann man nur mit gewalt mores lehren. da hast du deine unverwundbarkeit. in diesem moment drückte der kolonialist den abzugshahn seines revolvers durch. ein ohrenbetäubender knall zerriss die stimmen des waldes. ein schwarm nashornvögel schreckte laut schreiend aus den baumkronen auf. aanuoluwapo lag auf dem rücken mit einem blutenden loch in der brust. seine augen blickten starr und gebrochen ins nirgendwo.

der kolonialist schüttelte den kopf, steckte seinen revolver zurück in den halfter und setzte seinen weg ins innere des dschungels fort. sein zorn war verraucht, doch dafür war der ärger über mamissi kokoe wieder da. ihr hatte er das alles zu verdanken. auch wenn er nicht wusste warum, so ging er einfach weiter. plötzlich stand, wie aus dem nichts auftauchend, ein mann vor ihm. starr vor schreck blieb der kolonialist stehen. es war nicht die plötzlichkeit, die ihn so erschreckte. es war der umstand, dass dieser mann so aussah, als sei es der erschossene aanuoluwapo. das konnte natürlich unmöglich der fall sein. der kolonialist gewann seine fassung zurück und sagte zu dem mann: he du, was erschreckst du mich so? wer bist du und was willst du?

ich heiße akinbiyi, sagte der mann. und ich weiß, wer du bist und ich kann dir sagen, was ich will. ich will, dass du ver-

schwindest. verschwinde aus meinem leben, dann können wir die sache neu anfangen.

was redest du für zeug, sagte der kolonialist. bist du nicht ganz richtig im kopf? bevor ich verschwinde, bist du verschwunden. darauf kannst du gift nehmen. und weißt du auch warum? weil ich das hier habe. bei diesen letzten worten zog der kolonialist wieder seinen revolver aus dem halfter und richtete ihn auf akinbiyi. nun, was sagst du jetzt, sagte der kolonialist zu akinbiyi.

akinbiyi lachte schallend auf und antwortete dem kolonialisten: was willst du mit diesem revolver? glaubst du vielleicht du könntest mich mit deinen kugeln verletzen? wenn du das glaubst, dann sitzt du einem irrglauben auf. mein name akinbiyi bedeutet „der kriegler schenkt ihm eine geburt“ und meine brust ist unverwundbar für deine kugeln. sie berühren meine haut nur an der oberfläche, wie wenn sich eine fliege draufsetzen würde. wie wenn eine feder sie streicheln würde. niemals können deine kugeln durch diese haut dringen. wieder spürte der kolonialist wie der zorn in ihm bis zum kopf aufstieg und wie er zum bauch hinunter abstieg. was seid ihr doch für ein verdammtes, verstocktes pack, rief der kolonialist und feuerte einen schuss auf akinbiyi ab. der schuss traf akinbiyi mitten ins herz. er verdrehte die augen und fiel rücklings tot zu boden. in den baumkronen schrien laut kreischend die aras und die paradiesvögel auf. der kolonialist spürte, wie sein zorn mit dem pulver seiner patronen verrauchte und wie der seltsame ärger, den er noch immer über die unsinnigen worte von mamissi kokoe empfand, sich in seiner brust breitmachte.

gedankenlos setzte der kolonialist seinen weg durch den regenwald fort. feuchtigkeit dampfte aus allen poren dieses unheimlichen waldes. dem kolonialisten kam es so vor, als versinke er in einem nassen brei aus unsichtbarem leben. es wurde ihm unheimlich zumute. sein ärger über mamissi kokoe war ziemlich klein geworden. an seiner stelle machte sich so etwas wie angst breit. schnell verscheuchte der kolonialist alle gedanken, die ihn beunruhigen könnten. einen schritt vor den anderen setzen. das war alles. man muss nicht wissen, wohin man geht, solange man geht, dachte der kolonialist. da bemerkte der kolonialist, wie zwischen dem blätter- und lianengewirr eine gestalt auf ihn zukam. er blieb stehen und wartete. dann erschrak er zum wiederholten male. vor ihm stand ein mann und dieser mann sah zum verwechseln gleich aus wie akinbiyi. natürlich war das unmöglich! es musste an der feuchtigkeit liegen, dachte der kolonialist. nachdem der erste schreck verflogen war, herrschte der kolonialist den mann an: he du, wer bist? wieviele seid ihr denn eigentlich, die verdammt noch einmal ständig meine wege kreuzen?

ich heiße inioluwa und ich bin tatsächlich einer von sehr vielen. ich kreuze deine wege, damit ich dir ein wenig auf den zahn fühle.

was!? schrie der kolonialist. du und deinesgleichen, ihr werdet immer frecher. was willst du mir auf den zahn fühlen? das ist eine riesengroße unverschämtheit. treibt es bloß nicht zu weit! ich habe nämlich das hier. bei diesen letzten worten zog der kolonialist seinen revolver aus dem halfter und richtete ihn auf inioluwa.

mach dich nicht lächerlicher, als du ohnehin schon bist, sagte inioluwa. was glaubst du bloß, dass du mit diesem ding ausrichten kannst? weißt du, was mein name bedeutet?

du und dein ganzes verdammtes lumpenpack mit eurem primitiven aberglauben! glaubst du, mich kann das beeindrucken? aber von mir aus. sag schon, was dein name bedeutet, bevor ich dich mit dem da, dabei zeigte der kolonialist auf seinen revolver, zu deinen ahnen schicke.

da lachte inioluwa laut auf und sagte, der einfaltspinsel von uns beiden, der bist du. du bildest dir ein, du könntest mich mit dem da, dabei deutete inioluwa auf den revolver, verletzen. vergiss es. deine kugeln können nicht durch diese brust dringen. deine kugeln berühren meine brust wie eine kühle, sanfte brise. nicht mehr. mein name bedeutet „eigentum Gottes“. wie könnte da so ein bisschen blei meiner brust etwas anhaben?

dem kolonialisten reichte es endgültig. wer war hier der verrückte? ich mit sicherheit nicht. hier! das ist der beweis, schrie der kolonialist und schoss inioluwa über den haufen, sodass der wald erzitterte und alle vögel und alle tiere des waldes in einem einzigen lauten aufschrei dem pistolen-schuss hinterherbrüllten.

ohne noch einmal auf den toten inioluwa zu schauen, eilte der kolonialist weiter hinein in das dickicht des dschungels. jetzt hatte er es plötzlich eilig. er wusste nicht warum. er verspürte keinen ärger und keinen zorn, aber eine seltsame, zwanghafte eile hatte ihn ergriffen. er musste einfach fort. er wusste nicht wohin. jedenfalls weg von da, wo er gerade war. schnellen schrittes bahnte er sich einen weg durch das nasse unterholz. die schwüle hitze drückte auf seine lungen. er war schweißgebadet. seine kolonialistenuniform sah mitgenommen aus. seine augen traten unnatürlich aus ihren höhlen hervor. da hörte er plötzlich ein schallend lautes gelächter. der kolonialist hielt kurz in seinem eiligen schritt inne und fragte sich, woher dieses gelächter kam. doch im nächsten moment stand ein mann vor ihm. dieser mann sah so täuschend dem erschossenen inioluwa ähnlich, dass es dem kolonialisten kalt über den rücken lief. der mann lachte und

lachte und hielt sich den bauch vor lachen. der kolonialist fühlte, wie sich alle feinen härschen auf seinen beiden armen sträubten. maßlose angst und panik überfielen den kolonialisten. er zog seinen revolver aus dem halfter, richtete ihn auf den mann und drückte ab. es folgte kein lauter knall. der revolver gab nur ein kleines „klick“ von sich. der mann, der aussah wie inioluwa, der aussah wie akinbiyi, der aussah wie aanuoluwapo lachte weiter sein schallendes lachen und sagte dann zum kolonialisten: guter mann, jetzt hast du dein pulver verschossen. wenn die letzte kugel den lauf verlassen hat, dann kommt die wahrheit ans licht. was glaubst du wohl, wer ich bin?

der kolonialist fühlte den wahnsinn kommen. das hier war ihm alles zu viel. mit schwacher stimme fragte er den mann: wer bist du?

ich werde dir die wahrheit sagen, antwortete der mann. ich bin e u. erinnerst du dich? erinnerst du dich an mamissi kokoes worte?

der kolonialist erinnerte sich an nichts mehr. verständnislos starrte er e u an. e u sagte zum kolonialisten: jetzt werde ich dir ein geheimnis verraten. ich sage dir, was es mit der unverwundbarkeit unserer körper auf sich hat. der wahre name dieses unverwundbaren körpers lautet gerechtigkeit. das ist der körper, den keine kugel trifft. das ist der körper durch den alle geschöpfe olódùmarés verbunden sind. dieser körper ist unzerstörbar. kein messer, kein schwert, keine kanone kann diesen körper verletzen. wie der windhauch an einem lauen sommerabend, so berühren deine kugeln diesen körper und dein blei fällt wie eine feder tänzelnd zu boden.

dem kolonialisten wurde schwarz vor den augen. in seiner rechten hand hielt er noch immer den revolver. mit seiner linken hand wischte er sich über die stirn. als die schwärze vor seinen augen gewichen war und er wieder sehen konnte, war e u verschwunden. ich bin wahnsinnig geworden, dachte der kolonialist. als er um sich sah, sah er tausendfach nasse dschungelgrüne pflanzenarme nach ihm greifen. tausendfach dröhnten die stimmen der waldtiere im inneren seines schädels, sodass er das gefühl hatte, sein kopf müsste in tausend teile zerspringen. langsam hob er seinen revolver und führte ihn an seine rechte schläfe. er drückte ab, doch alles was er hörte, war ein leises „klick“.

■ Peter Mitmasser

## Versuch einer Verwaltungsreform

Das Mädchen ist hübsch, das ist uns allen gleich aufgefallen, als man sie uns zugeteilt hat. Dass sie aber auch dadurch auffallen würde, dass sie immer wieder Ideen für Verbesserungen und Vereinfachungen hat, was für eine C-Bedienstete durchaus unüblich ist, haben wir erst im Laufe ihrer Tätigkeit in meiner Sektion feststellen können. Auch diesmal möchte sie mit mir selbst sprechen. Nun bin ich zwar für den Minister, meine Kollegen in den anderen Sektionen, meine Gruppenleiter und die Ministerialräte, die Vertreter der Gewerkschaft und manche Journalisten zu sprechen, normalerweise aber für C-Mitarbeiter nicht. Dazu sind die Gruppenleiter da. Aber weil sie halt gar so hübsch anzuschauen ist, gebe ich ihr 5 Minuten – und mir selber 5 Minuten ihres Anblickes.

Sie referiert über unsere Portogelder, habe verfolgt, dass wir seit Jahren unverändert eine Menge Portogeld von der Budgetabteilung bekommen, aber immer weniger davon brauchen. An Stelle von Briefen schreiben wir sowohl intern als auch extern E-Mails. Alle dürfen im Rahmen ihrer Befugnisse direkt mit den Partnern per Mail kommunizieren. Das war eine viel diskutierte und auch viel gelobte Vereinfachung.

„Gut beobachtet“, lobe ich, „aber Sie müssen den Dienstweg einhalten. Wenn Sie wieder Ideen haben, dann gehen Sie damit zu ihrem direkten Vorgesetzten.“ Sie sagt zwar nicht direkt Nein, aber lässt erkennen, dass sie das früher schon versucht hätte, aber immer ohne Reaktion geblieben wäre und lieber zu mir ginge.

Ich dankte ihr für die Idee, ging auf die Frage „Dienstweg“ nicht näher ein und ließ ihren Gruppenleiter rufen. Er sollte sich einmal die Situation Portogelder anschauen, was die Budgetabteilung uns Jahr für Jahr dafür überweist und wie viel wir effektiv brauchen. Er wollte mit mir plaudern: „Ah, hat sie, unsere Hübsche, schon wieder ...“ Ich unterbrach, forderte ihn auf, meinem Auftrag nachzukommen und mir baldmöglichst Bericht zu erstatten. Tatsächlich, wir bekamen jedes Jahr den gleichen, sogar der Inflation angepassten Betrag für Porti – und brauchten immer weniger.

Der Bestand auf dem Konto wuchs und wuchs und war bereits ansehnlich groß. Ich fragte den Mann, warum ihm das nicht selber aufgefallen wäre? Er stotterte etwas von größeren Aufgaben als die Portokasse, ich hielt ihm vor, dass sechsstelligen Beträgen immer volle Aufmerksamkeit zu widmen ist und entließ ihn zu seiner anderen, ach so wichtigen Tätigkeit.

Selber ließ ich unsere Hübsche rufen, bat sie, Platz zu nehmen, was ein gutes Stück ihrer äußerst wohlgeformten Beine zur Besichtigung freigab. Ich selbst ging auf und ab und diktierte eine Notiz für den Minister:

Festgestellt, dass Portogelder zwar zugeteilt, aber nicht benötigt werden, sich zu einem beträchtlichen Betrag angesammelt hätten. Nehme an, dass dies in den anderen Sektionen nicht viel anders sei und schlage vor, dies zu überprüfen. Nur der Minister selbst kann solche Überprüfungen in allen Sektionen seines Ministeriums anordnen.

Prompt rief er mich an, in dieser altgewohnten Mischung aus Vertraulichkeit und Ehrerbietung, die zwischen den Politikern und ihren Spitzenbeamten herrscht. „Ich gratuliere dir zu dieser Idee. Könntest du die Überprüfung der Portokassen auch in unseren anderen Sektionen übernehmen? Wennst schon Erfahrung darin hast“, versuchte er die Aufgabe klein zu reden, wohl wissend, dass sich jeder Sektionschef gegen solche Einblicke von „Fremden“ zur Wehr setzt. Ich übernehme es daher mit gemischten Gefühlen. „Ja gerne, Herr Minister, wenn du allen schreibst, dass es dein ausdrücklicher Wunsch ist, dass ich das für uns alle mache.“

Schon am nächsten Tag hatten alle Kollegen seine Notiz auf ihren Schirmen.

Und ich sammelte die Informationen aus allen unseren Sektionen. Überall schaute es ähnlich aus wie bei uns, die Portokassen prall gefüllt und die Summe der Bestände erreichte einen 7-stelligen Betrag. Ich referierte dem Minister und meinen Kollegen, der Chef lobte meine Initiative vor allen und ordnete an, den angesammelten Betrag einem Fonds zuzuweisen, für den nur er selber verfügungsberechtigt war.

An mich ging der Auftrag, die Budgetstelle zu informieren, dass wir alle in Zukunft nur noch 10 % des bisher für die Portokasse zugeteilten Betrages bekommen wollten.

Das Jahr ging um, die Budgets wurden dotiert, und wir alle erhielten den Betrag für Porti, den wir auch bisher überwiesen bekommen hatten. Der Minister hatte einen seiner häufigen Wutanfälle, sagte irgendwas von „Scheiß Administration“, zitierte den Kollegen von der Budgetabteilung, der hochrot im Gesicht dem Minister belegen wollte, dass er dessen Wunsch selbstverständlich an die richtige Stelle weitergeleitet hätte. „Weitergeleitet, lieber Herr Kollege, reicht nicht, du hättest dich vergewissern müssen, dass man in Zukunft meinen Auftrag auch erfüllen wird. Geh und tu das.“

Der Kollege war entlassen, ich musste bleiben und dem Minister weiter zuhören. Ich werde mich selber vergewissern, dass die Budgetleute den so stark angewachsenen Betrag auf den genannten Fonds überweisen und die nächsten Zuteilungen auf ein Zehntel kürzen. „Ja, tu das“, sagte der Minister und entließ mich in Gnaden. Vor Jahresende vergewisserte ich mich, dass die Zuteilung von Portogeldern an uns tatsächlich nur noch ein Zehntel des früheren Betrages ausmacht. Was kam auf unseren Konten an? Sie werden es nicht glauben: Die vollen Beträge von früher lagen da auf unseren Konten – und

wenn sie's gekonnt hätten, sie hätten uns angegrinst. Ich versuchte, die Sache zu applanieren, aber der Minister wusste es schon.

Und tobte: „Sag, sind die Herrschaften dort völlig deppert? Gehen die auch mit anderen Orders und Aufträgen so um? Jetzt hab ich schon geglaubt, euch allen das Personal nur des Portos wegen kürzen zu können – und jetzt das! Verdammt, was tun wir?“ Ich sagte was von IT-Problemen, wir würden die Portokassen und ihre Dotierung komplett aus dem Programm streichen und erst später komplett neu aufbauen. Und machte mich dran. Mit dem Leiter IT verfolgten wir die Spuren der früheren Einträge, jetzt sind sie weg, jetzt der neue Betrag, der Blechtrottel nimmt alles an, zeigt uns die neuen Beträge, wir müssen ja alle kürzen, ich opfere unsere Hübsche, damit sie nie, nie, nie mehr Ideen irgendwelcher Art entwickelt. Atemlos warteten wir auf den 2. Jänner – und vor uns lag eine Liste von Überweisungen der Porti, in früherer Höhe.

Was dahinter steckt, wissen wir nicht. Eine Bosheit der ver menschlichten Maschine? Wir müssen das Problem lösen. Die Königs-idee hatte der Minister selber: „Wenn wir das Porto nicht anbringen, müssen wir es verwenden.“ Die Verwaltungsreform, die wir jetzt ausgearbeitet haben, sieht vor, dass wir kaum noch Mails schreiben, sondern meistens Briefe, um das Porto aufzuarbeiten. Wir mussten wegen des Briefverkehrs Personal aufstocken und griffen auf die Hübsche zurück, die zuerst sehr widerspenstig war. „Nein, ihr habt mich schon einmal gefeuert, weil ich Ideen habe.“ Ich selber sagte ihr zu, sie keinesfalls zu kündigen, wenn sie mir fest verspricht, nie wieder eine Idee zum Thema Porti zu haben. Die Briefe kamen bei den Bürgern gut an, das sei doch ganz was anderes als diese E-Mails. Statt der Verwaltungsreform haben wir halt eine Reform im Umgang der Behörde mit den Bürgern geschafft. Und die ist enorm gut angekommen, auch beim Minister.

Mein Gott, Geld sparen kann jeder, aber bürgerfreundlich sein ... ■ ■

Karl Mittlinger

## 1 memento

vor dem tod  
ist mir nicht bang  
sagt mein kopf

unbehagen  
aber spür ich  
im bauch

nebel hüllt mich ein  
horizont und sonne  
sind verborgen

denk ich ans sterben  
so ich bin kein baum  
der um den frühling weiß

die lieben  
modern auf dem friedhof  
geboren und gestorben

leise fallen  
die blätter  
ach wär es so leicht

## 2 verlorene zeit

verstecken vergraben  
verwelken verdorren  
verderben verenden  
verdrängen vergessen

wie oft hab ich nicht  
wie schnell war ich mit  
wie selten bin ich zum  
wie vernagelt war ich

zu früh aufgegeben  
zu spät erkannt  
niemals wieder werde ich  
ach hätte ich doch nicht

den frühling verschlafen  
den sommer vertrödelt  
den herbst verdrängt  
den winter verweigert

die heimlichen wünsche entsorgen  
die geschichten umschreiben  
die scherben des glücks beweinen  
am offenen grab die fäuste ballen

es wird eine zeit kommen  
da werde ich aufwachen  
mir die augen reiben  
und gerettet sein

## 3 tears in heaven

ich beschuldige dich nicht  
du rätselhafter

ich schiebe den tod  
nicht dir in die schuhe

meine alten gottesbilder  
habe ich längst zerstört

meine trauer hat teil  
am leid der welt

meine tochter  
ist tot

und lebt weiter  
in allen die sie lieben

ich glaube  
du bist dabei

\*\*\*

so klein ist dein kopf  
ohne haare  
so klein

die farbe deiner wangen  
der roten lippen pracht  
ist hin und ganz vergangen

ausgehaucht  
leben geist und seele  
so fern schon

meine tränen netzen  
dein gesicht

## 4 ein post skriptum

keine famous last words  
ich bin neugierig auf das  
was kommt

und wenn nichts kommt  
haben mich meine ahnungen  
nicht getäuscht

ich muss noch lernen  
diesen gedanken  
in würde zu ertragen

\*\*\*

anmerkungen:  
gedichtanfänge von  
mascha kaleko (1,4), marie luise kaschnitz (2),  
eric clapton (3);  
zit. text aus: paul gerhardt, o haupt voll blut  
und wunden 1656 (3).

## Tröstet die Kleinmütigen

*Wir ermahnen aber euch, liebe Brüder, vermahnet die Ungezogenen, tröstet die Kleinmütigen, traget die Schwachen, seid geduldig gegen jedermann.*

**S**o ermahnt der Apostel Paulus die christliche Gemeinde von Thessaloniki in seinem ersten Brief an sie (5,14; in der Übersetzung von Luther).

Nur, wenn ich das höre, dann frage ich mich: Wer hat in meiner Jugend eigentlich mich getröstet, als ich kleinmütig war? Wer hat mich getragen, als ich schwach war? Wer war damals mit mir geduldig? Ja, „vermahnt“ hat man mich mit Eifer und mit Lust, weil ich halt wie alle Buben meines Alters gar häufig zu den „Ungezogenen“ gehörte.

Also, wie gesagt, getröstet hat mich in meinem Kleinmut niemand. Trost hätte ich genau genommen auch gar nicht gebraucht, eher Ermutigung oder dergleichen. Im Übrigen habe ich inzwischen festgestellt, dass „tröstet“ eine höchst unpassende, um nicht zu sagen, irreführende Übersetzung des griechischen Originals ist. Die Einheitsübersetzung macht es besser. Dort liest man: *ermutigt die Ängstlichen*. Was den Kleinmütigen, den Ängstlichen, oder sagen wir's ehrlich, den Feiglingen fehlt, ist ja genau das: der Mut. Und dies, den Mut, hat mir als Kind niemand gegeben. Den habe ich mir selbst geben müssen. Nur, dass diese Aktion leider in einer veritablen Tragödie geendet hat.

Damals war ich noch keine dreizehn Jahre alt und litt an Kinderasthma.

Deshalb verbrachte ich die Sommerferien im Jugendheim Mitterberghaus im Massiv des Hochkönigs, um dort an der Höhenluft zu genesen. Dieser fromme Wunsch meiner Mutter ging zwar leider nicht in Erfüllung. Das Asthma wurde dadurch um nichts besser. Aber der Aufenthalt dort hatte schlimme Konsequenzen. Und zugleich höchst positive.

Ich war damals rasend fromm. Kein Wunder, wenn man Schüler einer Klosterschule, nämlich des Melker Stiftsgymnasiums war. Obendrein hatte ich eine annehmbare Sopranstimme und durfte daher als Sängerknabe mit ihr sämtliche Gottesdienste und sonstige Festivitäten der frommen Patres verschönern. (Und gleichzeitig meinen Eltern das Schuldgeld ersparen. Ansonsten hätte ich wahrscheinlich gar nicht eine höhere Schule besuchen dürfen. Wie mein Stiefvater so schön sagte: „Was braucht der Bub ins Ginasium gehen?“ Er meinte: Die Hauptschule tut's für diesen Bengel doch auch.)

Also: Jugendheim Mitterberghaus am Hochkönig im Bundesland Salzburg, irgendwann im Sommer des Jahres 1953. Nachmittag. Freizeit.

Freizeit: Das bedeutet, unsere Erzieher und Erzieherinnen ließen uns in Ruhe, und wir durften tun und lassen, was uns beliebte. Uns zum Beispiel Spiele ausdenken. Im Spieleausdenken war ich immer schon gut. Und welches Spiel dachte ich mir an diesem speziellen Tag aus? Es klingt vielleicht bizarr oder einfach blöd. Aber mir war's damals ernst. Ich beschloss, einmal zur Abwechslung Priester zu spielen und als solcher eine „heilige Messe zu zelebrieren“. Nun benötigt man für eine katholische Messe bekanntlich Hostien. Und solche besaß ich an diesem Tag sogar. Natürlich keine richtigen Hostien. Sondern kleine, runde Kekse, die ich in meiner Phantasie in Hostien verwandelte. Diese Kekse waren mir erst tags zuvor von edlen Spendern geschenkt worden.

Besagte edle Spender waren zwei fröhliche amerikanische Soldaten, die zur allgemeinen Überraschung in einem Jeep in der Nähe unseres Kinderheims aufgetaucht waren. Das ergab natürlich ein Riesenhallo, und rasch waren sie von einer kleinen Schar von Büblein umringt, die sie und ihr Gefährt wie Besucher aus einer fernen Galaxie bestaunten. Und irgendwie waren sie das ja auch, zumindest für alle, die so wie ich aus der sowjetischen Besatzungszone stammten und noch nie erlebt hatten, dass sich Besatzungssoldaten mit der einheimischen Bevölkerung oder auch nur mit uns Kindern abgaben. (Ich muss allerdings zugeben, dass ich in dieser Hinsicht auch schon Gegenteiliges gehört habe.)

Sie, die Amis, redeten uns nämlich sofort leutselig an, natürlich auf Englisch. Und das war, jedenfalls für mich, ebenfalls eine Sensation. Denn das waren die ersten englischen Worte, die ich aus dem Munde eines so genannten Native Speakers hörte. Ich sagte mir, eine solche Gelegenheit kommt für mich nie wieder. Und da alle anderen stumm blieben – ihnen hatte offensichtlich Ehrfurcht oder „Kleinmut“ den Mund verschlossen –, beantwortete ich kurz entschlossen alle ihre Fragen, so gut ich's konnte. Auf Englisch, versteht sich. Und ich staunte selbst über meinen plötzlichen Mangel an „Kleinmut“. Ein Wort ergab das andere, und zwischen ihnen und mir entwickelte sich eine lebhaft Plauderei. Die zwei Amerikaner freuten sich offensichtlich über unser, nein, mein Interesse. Und ich freute mich, dass ich meine bescheidenen, mühsam erworbenen Englischkenntnisse endlich praktisch anwenden konnte.

Da ertönte zu meinem Missvergnügen aus dem nahen Heim laut und deutlich die Glocke, die alle zum Abendessen zusammenrief. Und augenblicklich machten alle kehrt und sausten dem Futtertrog entgegen, um ja nicht zur Abfütterung zu spät zu kommen und eventuell hungrig zu Bett gehen zu müssen, oder vielleicht auch nur, um nicht von den Erzieherinnen wegen Säumigkeit gemäßregelt zu werden – alle, sagte ich, außer mir und dem Emil, mit dem ich mich inzwischen bestens angefreundet hatte. Mir wäre es einfach unhöflich oder sogar unzivilisiert erschienen, den so netten und freundlichen Amerikanern mitten im Satz schnöde den Rücken zu kehren, ohne sie wenigstens ausreden zu lassen, und auch, ohne mich von ihnen zu verabschieden.

Der Lohn der „guten Tat“, wenn ich so sagen darf, blieb nicht aus. Einer von ihnen hatte plötzlich ein Papiersäckchen in der Hand und warf es mir, fröhlich lachend, zu, ehe er uns seinerseits fortschickte. Ich war so gerührt, dass ich mich kaum richtig bedanken konnte. Erst auf dem Rückweg öffnete ich das Säckchen. Es war voller Kekse, und sie schmeckten himmlisch. Wir kosteten sie natürlich auf der Stelle, Emil und ich. Und sie erinnerten mich in ihrer Größe und Gestalt tatsächlich an die Hostien in der Kirche.

In der Nacht kam mir dann eine neue Spielidee. Einer der vielen Felsen rundum, dachte ich, eignet sich doch vorzüglich als Altar. Dort könnte ich Priester spielen und dabei einige Kekse als Hostien verwenden. Am nächsten Tag forderte ich den Emil auf, mir als Ministrant zur Seite zu stehen, und marschierte mit ihm zu einer etwas abseits gelegenen niedrigen Felsstufe, die ich zum Altar erklärte und wo wir in unserem Spiel voraussichtlich ungestört bleiben würden.

Vor diesem behelfsmäßigen „Altar“ knieten wir uns nieder, falteten, wie sich's gehört, brav die Hände. Und dann begann ich feierlich zu psalmodieren: „Kyrie eleison! Kyrie eleison! Kyrie eleison! Christe eleison!“ und so weiter, und so fort, so gut ich's halt konnte, sprich, soweit ich mir die Texte, egal, ob lateinisch oder deutsch, von meinen gesanglichen Darbietungen bei den Proben und in der Stiftskirche selbst gemerkt hatte. (*Kyrie eleison* und *Christe eleison* sind natürlich griechische Worte. Aber das wusste ich damals noch nicht.) Und der Emil sekundierte mir eifrig als Ministrant – ebenfalls natürlich, so gut er's konnte. Er war zwar kein Sängerknabe, aber wenigstens eifriger Kirchengeher und wirkte in seiner Heimatpfarre, im Gegensatz zu mir, als echter Ministrant.

In dieser Form „zelebrierten“ wir also hingebungsvoll diese kindliche (oder, wenn man will, kindische) Imitation einer katholischen Messe, natürlich in der alten, vorkonziliaren Form, also nicht wie heute der imaginären Gemeinde, sondern dem Altar, sprich Felsen, zugewandt. Da verspürte ich unvermittelt einen harten Schlag am Hinterkopf, verlor das Gleichgewicht und kollerte ein paar Meter den steilen Hang hinunter, ehe ich mich zum Glück in einem Gebüsch verdingte. Gleichzeitig hörte ich eine wütende Stimme schreien, was der Peter und der Emil da treiben, sei eine Gotteslästerung, eine Blasphemie, und das dürfe auf keinen Fall ungestraft bleiben. Oder so ähnlich. In diesem Moment war ich ja total betäubt. Aber diese Stimme kannte ich. Sie gehörte dem Horstl, einem großen und starken Buben, der uns und alle anderen schon oft terrorisiert hatte. (Gemobbt würde man heute sagen.) Nur, dass er so wahnsinnig fromm war, dass er unser Spiel als Gotteslästerung betrachten konnte (den Ausdruck Blasphemie hörte ich damals zum ersten Mal), das hätte ich ihm niemals zugetraut. Was ich damals noch nicht wusste, aber früher als gedacht lernte: Terrorisieren, oder sagen wir, knechten kann einer alle anderen nur dann, wenn alle anderen, oder zumindest fast alle anderen sich terrorisieren und knechten lassen. Jedenfalls hatten wir uns alle und hatte auch ich mich bisher

stets als „kleinmütig“, sprich, als fügsam und nachgiebig gezeigt, nämlich dem Horstl gegenüber.

Ich rappelte mich auf und sah, dass auch der Emil ein Opfer seiner Fäuste geworden war. Und das gab mir den Rest. Wie durch ein Wunder war mein „Kleinmut“, meine Fügsamkeit mit einem Schlag vorbei, verfliegen, vom Winde verweht. Ohne ein Wort zu sagen, stürmte ich hinauf zu unserem „Altar“, wo der Horstl noch immer wütete und uns Gemeinheiten ins Gesicht schrie. Sicher hätte er nie erwartet, dass einer von uns beiden die Hand gegen ihn erheben würde. Wir waren ja – in seinen Augen – samt und sonders Feiglinge und Arschlöcher.

Nun, ob ich selbst ein Arschloch war, das konnte ich nicht beurteilen. Jedenfalls, Feigling war ich ab sofort keiner mehr. Meine Faust traf ihn offenbar so unverhofft, so unvorbereitet, dass nun er das Gleichgewicht verlor und den steilen Hang hinabzukollern begann. Augenblicklich war ich hinter ihm her und traktierte ihn in meiner unsäglichen Wut pausenlos mit Fußtritten, sodass er es nicht schaffte, den Absturz zu stoppen und wieder auf die Füße zu gelangen, um mir die nun wohl mehr als verdiente Abreibung zu verpassen.

Letzteres musste ich natürlich um jeden Preis verhindern. Und aus diesem tiefen Grunde lenkten meine Fußtritte seinen Absturz in eine ganz bestimmte Richtung, nämlich auf eine Geländekante zu, von der ich wusste, dass darunter eine hohe Felswand klafft. Dort angelangt, versetzte ich ihm einen allerletzten, sozusagen den ultimativen Fußtritt. Und im nächsten Moment war Horstls verhasste Gestalt hinter besagter Geländekante verschwunden. Mein erster Schrecken wich sehr rasch einer heimlichen Erleichterung – heimlich deshalb, weil ich sie mir gegenüber, meinem Gewissen gegenüber, natürlich nicht zugeben konnte. Das verbietet die christliche Ethik. Lautet nicht eines der Zehn Gebote: Du sollst nicht töten?

Aber vielleicht hat der Horstl diesen Absturz eh überlebt und muss halt in ein Spital, um seine Verletzungen zu heilen? Das wäre eine wunderbare Lösung des Problems. Dann hätte ich das Fünfte Gebot nicht übertreten und müsste trotzdem keinerlei Abreibung mehr befürchten. Und auch alle anderen bräuchten vor dem Gewalttäter nicht mehr zu zittern.

Solche Gedanken bestürmten mich, während ich mich vorsichtig bis zur Geländekante vorarbeitete, um hinabzuspähen und die Lage zu erkunden. Was ich dort unten sah, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren, und ich wäre um ein Haar dem Horstl nachgefolgt. Mein Gleichgewichtssinn schien auf einmal außer Betrieb zu sein. Am Fuß der Felswand lag ein blutiges Bündel Mensch. Es sah dem Horstl kaum noch ähnlich, glich vielmehr einem mit roter Farbe beschmierten Sack Kartoffeln. Worauf sich mein Sturm an Gedanken zu einem regelrechten Orkan auswuchs. Ich weiß nicht, wie lang ich da, versteinert wie vom Gorgonenhaupt, hinunterstarrte und mich in einem schlimmen Alptraum zu befinden glaubte.

Von dieser Versteinierung wurde ich erst erlöst, als ich hinter mir Emils unartikulierte Stimme hörte. Sie klang zuerst verwundert und dann bestürzt.

„Himmel! Was hast du da gemacht?“, stieß er schließlich voller Entsetzen hervor.

„Wieso ich, du Spinner?“, fuhr ich ihn wütend an. „Und schrei doch nicht so! Müssen das alle hören?“

„Na sicher. Sie müssen ihn doch retten. Und je früher, umso besser.“

„Jetzt spinnst du aber total. Damit wir zwei sofort als die Bösewichte dastehen, die ihn da hinunterbefördert haben. Willst du das?“

Emil zögerte. „Nein, nein, natürlich nicht. Übrigens, wenn mich nicht alles täuscht, hast du ihn da ganz allein hinunterbefördert, gell. Ich jedenfalls nicht.“

„Soso. Du nicht. Dann hat dich also der liebe Horstl verschont und nur mich misshandelt?“

„Mich verschont? Nein, überhaupt nicht. Was glaubst du, wie mir der Hinterkopf weh tut. Und dazu alle meine Rippen.“

„Weiß ich doch. Und nur, weil ich das gesehen hab und dich rächen wollte, bin ich auf den Horstl los. Sag also ja nicht, du hast damit nichts zu tun, und nur ich wär der Bösewicht.“

„Na ja, so gesehen ...“

Und dann wusste Emil nicht weiter.

„Wir können nur hoffen, dass uns keiner gesehen hat“, fuhr ich, sachlicher werdend, fort. „Das wird sich ja in Kürze herausstellen. Und daher müssen wir jetzt schnell weg und so tun, als ob nichts passiert wär.“

„Ja, ja, da magst du schon recht haben. Andererseits ... Wenn wir rasch Hilfe holen, könnte er vielleicht noch gerettet werden.“

„Er? Dieser Gewalttäter? Dieser Unhold? Glaubst du nicht, dass alle aufatmen werden, wenn sie von ihm nicht mehr tyrannisiert werden?“

„Ja, sicher. Aber trotzdem ...“

Und wieder wusste Emil nicht weiter und machte ein unglückliches Gesicht.

Um ihm die Entscheidung, was jetzt zu tun sei, abzunehmen, gab ich ihm einen (nicht allzu festen) Stoß und sagte: „Komm! Wir gehen jetzt hinauf zu unserem Altar und feiern die heilige Messe fertig.“

Emil warf, im Gegensatz zu mir, noch einen scheuen Blick über die Felswand. Anscheinend konnte er sich an dem Anblick des blutigen Spektakels da unten nicht satt sehen. Und erst danach folgte er mir zögernd den Hang hinauf. An unserem „Altar“ angekommen, stellten wir allerdings fest, dass unsere so genannten „Hostien“ nicht mehr auffindbar waren. Die müssen bei Horstls Überfall irgendwie verloren gegangen sein.

„Na ja, macht auch nichts“, bemerkte ich, mehr zu mir selbst.

„Sicher kann man auch ohne Hostien eine Messe zelebrieren.“ Und dann überraschte mich Emil, der inzwischen nachgekommen war, mit der gemurmelten Bemerkung: „Du, Peter, ich mag nicht mehr. Kannst allein zelebrieren. Sicher kann man auch ohne Ministranten ...“

„Was, so ein Feigling bist du?“, höhnte ich.

„Wieso Feigling? Ein Feigling, kommt mir vor, bist eher du. Und überhaupt, glaub ich, müssen wir ehstens melden, was da jetzt passiert ist.“

„Du, ja nicht!“, herrschte ich ihn an und nahm sogleich eine drohende Haltung ein, um ihm ein bisschen Angst zu machen. (Wieder musste ich über mich selber staunen.) „Willst du uns ins Unglück stürzen?“

Und um sicherzugehen, dass er sein Vorhaben auch wirklich fallen lässt, verzichtete ich darauf, meine „heilige Messe“ fertig zu zelebrieren, und begleitete ihn zurück ins Heim. Und ließ ihn auch dort so lange nicht aus den Augen, bis irgendjemand Horstls Fehlen bemerkte und einer Erzieherin meldete. Diese organisierte sofort eine Suchaktion, zuerst im Haus selbst und dann im Freien. Natürlich bestand auch jetzt noch immer die Gefahr, dass Emil unser Geheimnis ausplaudert, um die Suchaktion abzukürzen und Horstls Rettung zu beschleunigen. Also behielt ich ihn auch weiterhin unentwegt im Auge. Aber Gott sei Dank, er plauderte nicht. Er hielt dicht. Meine Überredungskunst, mein gutes Zureden hatte gewirkt – falls es nicht eher meine angedrohte Gewalttätigkeit gewesen war, die ihn davon überzeugt hatte, dass es besser war, so zu tun, wie ich wollte. Nach meinem bisherigen „Kleinmut“, meiner bisherigen Friedfertigkeit, muss sie für ihn wohl ebenso unerwartet gekommen sein wie für den Horstl.

Es war schon tiefe Nacht, als man diesen mithilfe von Taschenlampen entdeckte. Und da war die allgemeine Bestürzung groß, vor allem unter den Erziehern und Erzieherinnen. Unter den Kindern war sie, soweit ich erkennen konnte, vielfach gemischt mit ausgesprochener Erleichterung. Denn der Horstl war mausetot, sein Leichnam auf erschreckende Weise zerschmettert. Aber das sahen nur die wenigsten von uns. Denn am nächsten Morgen war er verschwunden, fortgebracht entweder in einem Rettungswagen oder in einem Leichenwagen, und wir wurden alle zu einer langwierigen (und langweiligen) Trauerfeier vergattert. Und da der Emil wirklich dicht hielt, blieb mein Anteil an dieser Tragödie, Gott sei noch einmal gedankt, mein und Emils Geheimnis. Allerdings, unsere Freundschaft war seitdem beschädigt, um nicht zu sagen, zerbrochen. Und das tat mir wirklich leid. Ja, das hatten wir dem Horstl, diesem dummen Schlägertyp, zu verdanken. Und seinen Absturz, seinen Tod – ja, den hatte er letzten Endes seiner eigenen Dummheit zu verdanken. Und seinem Schlägertum. Und vor allem seiner übertriebenen, fehlgeleiteten Frömmigkeit – oder muss es heißen: seinem Aberglauben? Was anderes als Aberglaube ist es denn zu meinen, im Spiel eine heilige Messe zu feiern sei gotteslästerlich, blasphemisch?

Beschädigt war aber nicht nur meine Freundschaft mit Emil, sondern auch mein Gewissen. Bisher war es ja rein gewesen wie ein Gebirgsbach oder wie frischgefallener Schnee. Jetzt auf einmal war es irgendwie getrübt.

Ich sage absichtlich: irgendwie. Denn andererseits fühlte ich mich total unschuldig an Horstls Schicksal – na gut, sagen wir,

fast total unschuldig. Und eben dieses „fast“, das trübte mein Gewissen „irgendwie“. Und in der Nacht, im Bett, wenn meine Gedanken durch keine äußeren Reize abgelenkt waren, überkamen mich regelmäßig schwere Gewissensbisse und im Schlaf schlimme Alpträume. Nach dem Aufwachen verfluchte ich dann die Alpträume und drängte die Gewissensbisse quasi

mit Gewalt zurück und sagte mir: Und du bist doch unschuldig!

Aber, wie gesagt, eine positive Folge hatte diese Tragödie auch. Seither war mein „Kleinmut“ besiegt, meine Feigheit verschwunden, und niemand musste mich mehr trösten, niemand mehr ermutigen. ■ ■

Wolfgang Rüdig

## Spiegel, Spiegel in dem Land

Ein Land lag hinter einz'gem Hügel,  
verlor'n in allzu naher Zeit,  
worin fungiert ein breiter Spiegel  
als Handlanger der Eitelkeit.

Dass schöner als der andre einer,  
tat stets, und stets verschwieg den Grund,  
der Spiegel, weil er ein Gemeiner,  
zwei vor ihm steh'nden Menschen kund.

Mal standen zwei als Zwillingspärchen.  
Der eine gar dem andren glich  
und sprach: „Erzähl uns keine Märchen!  
Wer ist von uns der Schön're? Sprich!“

Der Spiegel stieß an seine Grenzen,  
gab schließlich auf, zersprang vor Zorn.  
Und's war'n der Menschen Differenzen  
in keinem Auge mehr ein Dorn.

Dagmar Rosenkranz

## Zuhause

Ist keine Behausung  
Kein Haus  
Kein Ort  
Keine Wohnung

Zuhause sein  
Bedeutet  
Geborgen-sein  
Sich Wohlfühlen  
Angenommen und angekommen sein

Bei mir zuhause sein heißt  
In meiner Mitte sein  
Zufrieden sein in mir  
Dankbar für das, wer ich bin  
Bereit, das Leben anzunehmen  
Mit allen Herausforderungen, Höhen und Tiefen,  
heißt  
mich selbst lieben können

Bei dir zuhause sein meint  
Angenommen sein  
Sich verstanden, angenommen, geliebt fühlen  
Und meint  
Dich lieben zu wollen  
In deiner Ganzheit – mit allen Herausforderungen, Höhen und Tiefen

Zuhause  
Ich in mir  
Du in dir  
Und sich widerspiegeln in der Seele des Anderen

Wenn unser Zuhause ein Ort für die Begegnung zweier Seelen  
In gegenseitiger Achtung und Liebe ist,  
dann sind wir angekommen!

Kaia Rose

## Ad infinitum (Ode an das Meer)

Flüssiges Glas  
lichtgrün  
gesprenkelt mit Sonne

Ein sanftes Heben und Senken  
gleichmäßig  
wie der Atem eines großen Tiers

Soweit das Auge reicht  
nichts  
was mich begrenzt

Und in meinem ruhelosen Herzen  
endlich  
so etwas wie Frieden

## Traum.wandeln

Ich liebe die Kirschbäume  
wenn sie blühen  
vor dem Schwarz der Nacht

Mein Heimkommen  
das immer auch  
Flucht ist

Das leise Knistern  
des Mondlichts  
unter meiner Haut

Ich liebe es  
alles zu geben  
in Nächten wie diesen

Der Dunkelheit  
zu lauschen  
die vom Sommer erzählt

Verpflichtet nur dem Mond  
ob er nun Kirschblüten streut  
oder nicht

## Das Lied der Antigone

Nicht zu hassen  
zu lieben bin ich da  
zu geben und zu nehmen  
mit vollen Händen

Nicht Rache haben die Götter  
in mein Herz gepflanzt  
sondern Versöhnung  
Nicht ängstliches Verzagen  
sondern unbeugsamen Widerstand

Neues zu schaffen  
wurde die Gabe mir gegeben  
und Altes zu vollenden  
In jedem Ende den Anfang zu finden  
und an jedem Himmel den Stern

## Lemminge

In hehren Scharen  
ziehen sie  
dem Ende entgegen.  
Unbeirrt  
zielsicher  
trunken vor Erwartung.

In den Abgrund stürzen.  
Kopfunter  
herüber  
ohne zu zögern.  
Für den Aufprall bereit.

Im freien Fall  
den Inbegriff der Freiheit leben.

Du blickst ihnen nach  
und wünschst dir,  
du wärst einer von ihnen.  
Denn sie wissen,  
was sie tun.

■ Dagmar Rosenkranz

## Und PLÖTZLICH

Ist alles, was so selbstverständlich war, gar nicht mehr selbstverständlich

Und plötzlich

zählt alles, was wichtig schien, nicht mehr

Und plötzlich

wird der Augenblick kostbar,

das Jetzt bedeutungsvoll,

das DU wahrgenommen und wichtig!

Und plötzlich

ist es ganz leicht, zu vergessen, zu verzeihen

Und plötzlich

gibt es Wertigkeiten, die zu leben möglicherweise keine Zeit mehr bliebe

Neben aller bangen Hoffnung stellt sich Dankbarkeit darüber in mir ein,

dass vieles in meinem Leben schon gelungen ist,

dass mir der Wert, die Liebe und Dankbarkeit gegenüber geliebten Menschen bewusst ist,

dass ich das Gefühl habe, ehrlich und offen geliebt und nichts unterlassen zu haben,

dass ich gelebt und mich dabei glücklich erlebt habe,

dass ich Fehler eingestanden und um Verzeihung gebeten habe – und nichts bereuen muss.

Und wenn es kein Morgen gäbe ...

Du wüsstest, was du mir bedeutet hast,

du wüsstest, wie viel Freude du in mein Leben gebracht hast,

du wüsstest, dass unsere Liebe weiter besteht,

du wüsstest, dass sich nur die Ebene unserer Nähe verändert hat!

Und wenn es doch ein Morgen gibt ...

WIR wissen, dass jeder Augenblick kostbar ist,

wir wissen, dass alles zwischen uns Dankbarkeit und Wertschätzung verdient,

wir wissen, wo unsere Wertigkeiten und Prioritäten liegen,

wir wissen, dass das Morgen nicht selbstverständlich ist und NICHTS aufgeschoben werden darf.

Wir wissen, dass wir NUR heute die Chance haben, zu leben, zu lieben und zu verzeihen! ■ ■

■ Therese Schwarz

## Ein kleines Dorf mit großer Vergangenheit

**M**onte Verità „Berg der Wahrheit“. Nur 350 m hoch ist dieser „Berg“, also nicht einmal ein großer Hügel. Dennoch machte er Weltgeschichte. Seinen Namen hat er erst am Anfang des 20. Jh. erhalten. Im Ortsverzeichnis hieß er bis dahin schlicht „Monte Monescia“ und die Dorfbevölkerung nennt ihn bis heute noch „la Collina“, das Hügelchen.

Aber dann wurde er plötzlich von den Kindern der Münchner Schickeria entdeckt. Sie waren auf der Suche nach Wahrheit und Reinheit, wollten weg von ihren kapitalistischen, übersättigten und wenig „wahrhaften“ Eltern. Sie kauften den kargen Hügel um einen Pappenstiel von den drei Patriziern im Dorf und taufte ihn gleich um. Als erstes errichtete man paar einfachste Holzhütten, dann gründete man die Rohkost-Vegetarier- und Freiluft-Gesellschaft. Nur noch von und mit der Natur leben, das war das Motto, und das Ziel war eine bessere Welt. Man grub die karge Erde um und pflanzte alles nur erdenkliche Gemüse, man kleidete sich leicht und luftig, und erfand das berühmte „Lufthemd“, aus einem leichten, löchrigen Gewebe.

Immer mehr der kleinen „Lufthäuser“ wurden errichtet und schließlich baute man sogar ein „Luftsanatorium“. Die Kurgäste kamen aus aller Welt, nicht nur wegen ihrer wackligen Gesundheit sondern auch, weil sich diese Bewegung schon im ganzen Westen herumgesprochen hatte. So etwas musste man sehen. Rohkost war zwar nicht Jedermanns Sache, aber immerhin wurde Hermann Hesse dadurch seinen Alkoholismus los. Begeistert war er aber nicht. An seinem neuen Wohnort in Morcote bei Lugano wollte er von so viel Gesundheit nichts mehr wissen, er spöttelte oft darüber, auch in seinen Werken. So muss es auch den Kurgästen ergangen sein, sie schwanden nach und nach und kamen nicht mehr wieder. Doch die Vegetarier ließen sich nicht verdrießen. Mit großem Fleiß wurde weiter gesät, gemäht, geerntet, was auf der sehr dünnen Erdschicht auf dem Hügel keine leichte Arbeit war. Bald gesellten sich Künstler hinzu, Musiker, Tänzer und Schriftsteller, und das Unternehmen schien zu florieren, denn die idealistischen Zuwanderer kamen in Scharen. Es war der ehrliche Versuch die Moral der gesamten Gesellschaft irgendwie anzuheben. Nacktheit war nicht unmoralisch sondern normal, auch bei der Gartenarbeit, obwohl nur wenige davon Gebrauch machten. Das milde Klima des Tessins im 19. Jh. war geradezu ideal. Man brauchte keine beheizten Wohnräume, die Dorfbevölkerung hatte auch keine, und ab März ging man

schon barfuß. Das änderte sich später mit jedem Jahrzehnt. Heute sind die Wintermonate im Süden auch kalt und unwirtlich.

Seit Jahrhunderten munkelte man, dass dieser Hügel eine besondere Strahlkraft habe, vielleicht wegen des Basaltgesteins, das an vielen Stellen heute noch zu sehen ist. Man fühlt sich wohl an seinen Hängen. Schon immer waren bedeutende Menschen auf ihrem Weg nach dem Süden durch diese Gegend gezogen und hatten dort Rast gemacht, bevor sie weiter nach Italien reisten, nicht immer nur zu friedlichen Zwecken. Schon Barbarossa war mit seinen Mannen dort durchgezogen, bestimmt nicht friedlich.

1848 hatten auch Marx und Engels Ascona entdeckt und verfassten an den Hängen der Collina ihr „Kommunistisches Manifest“. Beide aus reichem Hause wohnten sie natürlich in dem einzigen Luxushotel. Das „einfache Leben“ und der kommunistische Gedanke „alles für alle“ galt nicht für sie selber, zumindest damals noch nicht.

In der Chronik des Dorfes stehen viele, viele berühmte Namen: Dichter und Schriftsteller, wie Goethe, Hermann Hesse, Hans Habe, Klabund, Erich Mühsam, Emil Ludwig, Emmi Hennings, Erich Maria Remarque, Else Lasker-Schüler, Martin Buber, Johannes Nohl, Stefan George, Arthur Segal, Karl Wolfskehl, die Sacharoffs, letztere auch Tänzer und Maler.

Musiker, Schauspieler und Tänzer stehen ebenfalls in der Chronik: Leoncavalli, Eugen d'Albert, Friederike Kempter, Mary Wigman und noch eine ganze Anzahl Unbekannterer. Zur Zeit der Weltkriege kamen dann die politische Flüchtlinge, Revolutionäre und Anarchisten dazu: Bakunin, Krapotkin, Lenin, Trotzki, Baron Wrangel (ein russischer General), Erzherzog Leopold Wölfling (Ex-Habsburger), Reinhold Göring. Ascona hatte keine Ahnung, wen es da beherbergte.

Am besten gefiel es wohl den Malern, denn die Szenerie mit dem wunderbaren Lago Maggiore umgeben von Bergen und den Inseln im See waren und bleiben unvergleichliche Motive. Jawlenski, Gräfin Werefkin und alle Mitglieder des Blauen Reiters, Paul Klee, Hans Arp, Fidus, Bruno Götz, die Sacharoffs und noch viele unbekanntere Maler siedelten sich an.

Man kann sagen, dass fast jeder, der mit Kunst zu tun hatte, dieses Dorf einmal erleben wollte, manche für einige Jahre, viele aber blieben bis an ihr Lebensende. Die dankbarsten unter ihnen haben bleibende Werke zurückgelassen, wie die russische Baronin Wereffkin und fast alle Mitglieder des „Blauen Reiters“. In dem kleinen Dorfmuseum sind diese Werke noch heute zu bewundern.

In den Wirren Europas im 20. Jh. war die Schweiz das einzig wirklich friedliche Land geblieben, und der Tessin mit seiner fast ausschließlichen Landbevölkerung ganz im Besonderen. Bis Mitte des 19. Jh. waren diese einfachen Menschen fast alle Analphabeten. Erst der Philologe Stefano Franscini, der in einem Priesterseminar lesen und schreiben gelernt hatte und später in Milano studierte, trieb nach seiner Heimkehr das Schulwesen voran, zunächst als Lehrer, dann als Kantons-

politiker. Erst durch seine Bemühungen entstand die Pflichtschule für alle Kinder, also auch für Mädchen. Letzteres war eine Revolution. Später folgten höhere Schulen, aber eine Universität gibt es im Tessin bis heute noch nicht.

Eine Weile gedieh die Gesellschaft der „Luftthändler“ sehr gut, so gut sogar, dass sie sich von ihrer Hände Arbeit ernähren konnte, wenn auch die kapitalistischen Eltern dann und wann die Kasse ihrer Sprösslinge etwas aufbesserten. Doch mit der Zeit hatten sich auch Faulenzer, Schmarotzer, und Demagogen dazu gesellt, und es war mühsam, diese wieder los zu werden. Sie ließen es sich auf Kosten der Gründer gut gehen und hatten wenig Lust zu weichen oder sich gar auf unbequeme Verpflichtungen und produktive Arbeit einzulassen. Davon aber lebte die Bewegung. Schließlich zerbrach sie daran und nach und nach zerstreute sie sich in alle Winde. Gesundheit und Wahrheit konnten sich nicht durchsetzen. In Brasilien soll es heute noch in entlegenen Landschaften solche „Wahrheitssucher - Dörfer“ geben, bis dato ohne Erfolg.

Die Asconeser Dorfbevölkerung, meist Fischer am Lago Maggiore, war geduldig und bescheiden. Sie schüttelte zwar oft den Kopf über diese Einwohner, aber alles was sie verlangte war, dass diese verrückten Leute wenigstens anständig gekleidet ins Dorf kamen. Sonst kümmerte man sich wenig um sie. Die Armut war so groß, dass man froh war um diese Zuwanderer, denn sie beflügelten die Wirtschaft. Ascona galt noch bis zum Ersten Weltkrieg als „Dorf der Polenta, des schwarzen Brotes und der bitteren Armut“.

Auf diesem „strahlendem Boden“, sollte die Geschichte aber noch eine weitere bemerkenswerte Fortsetzung finden, durch den Zweiten Weltkrieg.

Die Deutschen standen schon eine Weile in Oberitalien und die Alliierten kamen vom Süden her immer näher. Würden sie aufeinander prallen, gäbe es nochmals Millionen Tote und ein total zerstörtes Land. Das Schreckgespenst hieß „verbrannte Erde“. Das wussten beide Parteien, aber man wusste nicht, wie aufeinander zugehen, um das Schlimmste zu verhindern. Die italienische Bevölkerung lebte schon längst in Angst und Schrecken, bis ein italienischer Adelliger, Signor Parilli, sich entschloss, den ersten Schritt zu wagen. Über viele Umwege und tausend Gefahren gelang es ihm, mit dem amerikanischen Geheimdienst in Bern ins Gespräch zu kommen. Anfangs glaubte man ihm nicht, aber nach und nach ließ der Mann auch die Namen von deutschen Offizieren und Generälen fallen, so dass man beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Man brauchte aber einen Platz nahe der italienischen Grenze, um Kontakte möglichst unauffällig anknüpfen zu können. Und da bot sich Ascona wieder an.

Inzwischen hatten sich dort einige Wohlhabende auf der Collina nieder gelassen, mit wunderbaren Parks und umgeben von Wäldchen, die jede Einsicht verhinderten. In einem dieser Häuser konnte man ganz unauffällig die Telefone und Morsegeräte des Geheimdienstes installieren und man konnte auch schnell über die Grenze. Warum ich das weiß? Ich habe 40

Jahre später darin gewohnt. Der eidgenössische Geheimdienst drückte ein Auge zu, auch im eigenen Interesse, denn sollte der große Angriff wirklich stattfinden, wäre auch die Schweiz in größte Bedrängnis geraten, nicht nur wirtschaftlich, auch wegen der Massen von Flüchtlingen, die zu erwarten waren. Langsam, langsam näherten sich so die beiden Parteien an und nach unendlichen Schwierigkeiten und Verschiebungen kam es in Caserta bei Neapel zum geheimen Vertrag der vorzeitigen Waffenniederlegung seitens der Deutschen.

Mit oder ohne diesen Vertrag mit den Alliierten – sie waren in jedem Fall in Teufels Küche. Die Generäle wussten, dass diese Schlacht nicht mehr zu gewinnen war, die Alliierten waren in allzu großer Übermacht. Aber dank eines ganz besonders mutigen Mannes, General Karl Wolff, kam es schließlich doch soweit, dass die Waffen am 2. Mai 1945 um 14.30 Uhr niedergelegt wurden. Eine Million deutsche Soldaten in Oberitalien und noch viel mehr Italiener und Alliierte konnten so noch gerettet und ganz Oberitalien vom flächendeckenden Bombardement verschont werden. Wenige Tage später kam es dann zur Gesamtkapitulation an allen Fronten.

Ohne diese Möglichkeit in Ascona wären diese Verbindungen nie zustande gekommen. Der kleine Monte Verità war zum „Wahrheits-Himalaja“ geworden. Ihm ist es zu verdanken, dass wieder etwas Vernunft in Europa einkehrte. Ironie des Schicksals: ausgerechnet der mutigste Mann, dem dieses Ereignis zu verdanken ist, ausgerechnet er wurde noch 1956 zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt, wegen einer Waggonlieferung an den Schlächter des Holocausts, Heinrich Himmler. Wolff sagte später aus, er habe gar nicht gefragt, wozu diese Waggon gebraucht wurden, denn Himmler war sein schlimmster Widersacher, der immer gegen ihn intrigierte.

Inzwischen haben die „Wahrheitssucher“ all überall wieder verloren, weil Machtgier unersättlich ist. Ob wir Abermillionen Schafe wieder das Opfer von einem Rudel nimmersatter Wölfe werden?

Das Volk hört leider immer auf „His Master’s Voice“ oder auf die Stimmen der Geheimdienste. ■ ■

■ Maria Stalder

## Nachholen

Bei Helga klingelte das Telefon. Sabine, eine Schulfreundin aus der Gymnasialzeit war am anderen Ende der Leitung. Sie möchte sich mit Helga im Café am Markt treffen. „Weißt du, ich habe jetzt wieder Luft und ich könnte mit dir unsere fehlgeschlagene Begegnung beim letzten Klassentreffen nachholen. Aus familiären Gründen war ich ja verhindert.“ Helga war froh, Sabines Stimme zu hören. Sie vereinbarten zügig einen gemeinsamen Termin.

Es war ein herrlicher Sommertag, an dem sie sich trafen. Bei Kaffee und Kuchen tauschten sie ihre Erinnerungen, zunächst über die Anwesenden beim letzten Klassentreffen und danach allgemein über die gemeinsame Gymnasialzeit an der Klosterschule aus.

„Weißt du noch, wie wir von Schwester Carola, unserer Klassenlehrerin, immer den Spruch zu hören bekamen: ‚Fünf Minuten vor der Zeit ist des Kindes Pünktlichkeit‘? Zu spät kommen wurde nicht toleriert, selbst nicht bei einem weiten Schulweg.“ Beide mussten lachen. Sabine fuhr fort: „Schwester Walburga, wir nannten sie Schwalbe, weil sie immer eilig und mit wehendem Ordensgewand über die Schulflure eilte. Als Schulleiterin war sie sehr auf die Pünktlichkeit des Kollegiums und der Schülerinnen bedacht.“ Helga nickte bestätigend. „Ja“, kicherte Sabine, „wir hatten neben dem intensiven Lernpensum immer viel Spaß und guten Kontakt zu den Internatsschülerinnen. Damals war es ja ein reines Mädchengymnasium und wurde von den Ordensschwestern geleitet.“

Eine kleine Pause entstand. Sabine schaute Helga erwartungsvoll an und fragte: „Helga, wie steht es heute mit deiner Pünktlichkeit? Damals warst du unser leuchtendes Vorbild. Du warst, na ja, stets überpünktlich.“ Sie zwinkerte mit den Augen ..., „Fünf Minuten vor der Zeit ...“ Helga fiel ihr ins Wort „Ja, ich behalte immer noch die Zeit sehr genau im Auge. Im Büro heißt es öfter: ‚Da kommt Helga, unsere Pünktlichkeit in Person. Nach ihr können wir die Uhr stellen.‘“

„So, dann ist ja alles beim Alten geblieben“, bemerkte Sabine. „Nein“, antwortete Helga sofort. „Eines Tages passierte das Unvorstellbare. Ich überhörte morgens den Wecker. Längst warteten alle im Büro auf mich. Das ständige Klingeln des Telefons drang erst sehr spät an mein Ohr. Irgendwann fuhr ich erschrocken hoch, nahm langsam den Telefonhörer ab und am anderen Ende war die besorgte Stimme von Beate aus dem Büro. ‚Helga, geht es dir gut? Was ist passiert? Seit geraumer Zeit versuchen wir dich zu erreichen, da du nicht zur Arbeit gekommen bist. Wir machen uns große Sorgen. Es ist 10 Uhr.‘“

Halb verschlafen antwortete ich: „Ich, ich habe gar nichts gehört. Du hast mich gerade geweckt. O Gott, ich habe verschlafen.“ „Beruhige dich“, antwortete Beate. Nach einer Pause erwiderte ich: „Na ja, es ist nicht mehr zu ändern. Ich werde mich erst einmal in Ruhe fertig machen, anschließend frühstücken, dann komme ich.“ Ich hörte mich weiter sagen: „Wir haben ja gleitende Arbeitszeit. Die Fehlzeiten werde ich nachholen, einmal verschlafen, gründlich verschlafen.“ Beate klang erstaunt, als sie antwortete: „Gut, Helga, dann kommst du eben noch später“, und hängte ein.

Über meine Vorgehensweise war ich verwundert. So ließ ich mir viel Zeit, frühstückte genüsslich. Anschließend fuhr ich direkt ins Büro. Hier warteten die Kolleginnen und begrüßten mich im Chor mit „Fünf Minuten vor der Zeit ist des Kindes Pünktlichkeit“ und begannen laut zu lachen. Sie nahmen mich in den Arm, trösteten mich wegen meines Missgeschickes und lästerten ein wenig. Dann ging jeder seiner gewohnten Arbeit nach. Im Grunde waren alle erleichtert, dass mir nichts Schlimmes zugestoßen war. Das Nachholen der versäumten Arbeitszeit fiel mir nicht schwer. Nun war wieder alles im Lot.

Im weiteren Verlauf des Nachmittages ging den beiden der Gesprächsstoff nicht aus. Beim Abschied kamen Sabine und Helga überein sich fortan regelmäßig zu treffen. Sie vereinbarten gleich die nächsten Zusammenkünfte. Schmunzelnd versprachen sie dann immer rechtzeitig da zu sein, denn „Fünf Minuten vor der Zeit ist es Kindes Pünktlichkeit“.

Sie waren guter Dinge und felsenfest davon überzeugt, dass sie diese gemeinsam geplanten Zeiten nicht allzu oft nachholen müssen. „Also tschüss, bis zum nächsten Mal.“ ■ ■

Christine Steindorfer

## Im Supermarkt

A: 10 Deka Kurzgeschichte bitte.

B: Von der haben wir nur mehr den Anfang.

A: Das ist aber schade. Dann lieber 10 vom Gedicht.

B: Mit oder ohne Vokale?

A: Bei diesem Wetter ohne.

A: Und 15 Deka Roman.

B: Im Ganzen oder in Kapiteln?

A: Es muss einen Anfang und ein Ende haben.

A: Dann noch ein frisches Drehbuch.

B: Tut mir leid, das ist heute nicht aufgegangen.

A: Wenn das so ist; hätten Sie auch einen Essay?

B: Ja, aber der ist sehr scharf.

A: Danke, dann wäre das alles.

B: Ein Sackerl dazu?

## Sonntagsumzug

Pfarrgemeinderat

Dorfmusik

Kameradschaftsbund

wer mitmacht, gehört dazu

aber nicht alle

nie alle

Brüste ins Dirndl geschoben

die Geschütze aufgefahren

Heimat muss verteidigt werden

Marlies Strübbe

## Herbstgewitter

Türme in Grau

schichten sich auf

unheilvolles Grollen

Wolken stürzen Tränen

prasseln hernieder

Fülle des Sommers verträumt

## Rückkehr

Einst wohnte hier mein Herz,

badete in üppigem Lebensfluss,

meine Wurzeln

verwoben in heimatlicher Erde

Vertrautes ist fremd geworden,

die Gesichter strenger,

die Worte banaler,

härter der Gruß

Ich bin ein Suchender

## Phillip und das Ungeheuer

**D**er kleine Phillip drehte sich in seinem Bett von einer Seite auf die andere. An diesem Abend konnte er einfach nicht einschlafen. Er hörte den lauten Fernseher seiner Eltern, die im Wohnzimmer saßen. Er vernahm auch das vertraute Rauschen der nahen Straße. Vom Fenster seines Kinderzimmers konnte er in den großen Vorgarten mit den zwei hohen Bäumen schauen. Dann kam die Straße, die den ganzen Tag brummte und summte. Heute Abend war da aber noch etwas: Der Rollladen vor seinem Fenster klapperte ununterbrochen, einmal leise und dann lauter und heftiger.

Phillip lauschte. Es schien ihm, als wolle der Rollladen etwas sagen, ihm etwas zuflüstern, und weil er, Phillip, es nicht verstand, wurde der Rollladen immer lauter. Da, da war es wieder, erst leises Klappern, dann heftiges Klackern. Und jetzt – klopfte da nicht jemand von außen gegen die Scheibe? Ängstlich starrte Phillip auf das Fenster in seinem Zimmer. Nichts. Durch den unteren freien Spalt blickte er in die dunkle Nacht hinein. Seine Mutter zog den Rollladen nie bis zum unteren Ende des Fensters herunter. Immer ließ sie ein Stück frei. Vom Bett aus konnte Phillip den Himmel sehen. Manchmal beobachtete er die Sterne, den Mond und manchmal die Wolken. Heute war es nur dunkel, fast schwarz draußen.

Jetzt klapperte der Rollladen wieder und dieses Mal ganz besonders laut! Phillip zog sich sein Kissen über den Kopf und presste seine Nase in die Matratze. Er wollte nicht zuhören und schon gar nicht mit einem Rollladen reden! Es klopfte, drei Mal, er hörte es ganz deutlich – trotz des Kopfkissens über seinen Ohren. Sein Atem ging schneller und er spürte ein merkwürdiges Kribbeln auf seinem Rücken. Tief atmete er ein. „Nein“, dachte er, „es gibt keine sprechenden Rollläden! Es macht bestimmt der Wind draußen, dass er klappert.“ Vorsichtig zog er das Kissen von seinem Kopf. „Wenn ich den Rollladen bis unten hin ziehe, dann ist er bestimmt ruhig“, beschloss er. Phillip setzte sich auf die Bettkante und beobachtete das Fenster. Es gab nichts Besonderes zu entdecken. Langsam stand er auf, ging zum Fenster und da passierte es: Zwei grüne Augen funkelten ihn an! Phillip schrie, ein langer, langer, spitzer Schrei. Er schrie noch, als Vater und Mutter in sein Zimmer stürzten. „Phillip, Phillip, was ist los?“ Die Mutter war bei ihm, nahm ihn in die Arme, drückte ihn. Ihre Hand fuhr beruhigend über seinen Kopf und seinen Rücken. „Ein Monster“, stammelte er „ein Monster ... es klebt an meinem Fenster!“ – „Es gibt keine Monster“, die Mutter lächelte. „Komm, beruhige dich, du hast bestimmt nur schlecht geträumt.“

Doch Phillip hatte nicht geträumt, er hatte es gesehen, ganz deutlich hatte er das Monster mit den grünen Augen gesehen! Die Eltern glaubten ihm nicht. Schließlich zog der Vater den Rollladen

hoch, öffnete das Fenster und blickte nach draußen. An seine Mutter geklammert blickte auch Philipp nach draußen. Er spürte den Wind am offenen Fenster und sah, wie die Äste und Zweige der Bäume hin und her schwankten. Er sah das blasse Licht der Straße und den dunklen Himmel. Sonst nichts. Nirgendwo waren grüne Monsteraugen zu sehen.

An diesem Abend und an den folgenden wurde der Rollladen bis zum unteren Fensterrand gezogen. Phillip schlief schlecht. Immer wieder musste er an die grünen, funkelnden Augen denken. Ganz gewiss gehörten sie zu einem schrecklichen Ungeheuer. Doch mit der Zeit verschwand die Erinnerung und mit ihr die Angst. Eines Tages bat Phillip die Eltern, wieder ein Stück Fenster freizulassen, damit er den Himmel sehen könne.

Tief in der Nacht war es, als Phillip von einem klagenden Geräusch geweckt wurde. Er rieb sich die Augen, und – da waren sie, die Monsteraugen, ganz dicht an der Scheibe! Phillip schrie, doch dieses Mal waren die Eltern nicht sofort zur Stelle. Er kroch unter seine Bettdecke und rollte sich ein. Ängstlich wartete er. Sollte er schnell zu den Eltern ins Schlafzimmer laufen? Aber dann musste er am Fenster vorbei. Er wusste nicht, was er tun sollte. Starr verharrte er. Nichts geschah. „Das Monster ist draußen und kann nicht herein, es kann nicht durch die Scheibe kommen“, dachte er schließlich. Vorsichtig blinzelte er unter seiner Bettdecke hervor. Wie erstaunt war er, als er ein Stück von einem nächtlichen Himmel sah ohne Monsteraugen. Jetzt saß Phillip aufrecht im Bett, er war hellwach. „Wenn ich schreie, verschwindet das Ungeheuer“, dachte er „vielleicht hat es auch Angst vor mir ...“ Vorsichtig stand er auf und lugte durch den Spalt, keine funkelnd grünen Augen waren zu entdecken. Am nächsten Morgen berichtete er seiner Mutter, dass das Monster wieder bei ihm am Fenster gewesen sei. „Phillip“, die Stimme seiner Mutter klang streng, „es gibt keine Monster, das weißt du. Und hör bitte auf, solch einen Unsinn zu erzählen. Alle Ungeheuer sind Erfindungen von Erwachsenen!“

Phillip wusste es besser, und er beschloss, nicht mehr mit seiner Mutter darüber zu reden. Am Abend blieb er lange wach und wartete auf das Monster. Es kam nicht, auch nicht am nächsten Tag und nicht am übernächsten. Dann war es wieder da! Klagelaute weckten Phillip. Wie aus weiter Ferne drangen sie zu ihm. Philipp nahm sich fest vor, dieses Mal nicht zu schreien. Sein Blick wanderte zum Fenster: Ja, da waren sie wieder, diese grünen Augen. Sie bewegten sich auf und ab. Sie stießen gegen den Rollladen, dann blieben sie unten. Phillip verharrte eine Weile. Dann fasste er all seinen Mut zusammen. Vorsichtig stand er auf. War das Ungeheuer fort? Er blinzelte durch den Spalt auf die Außenfensterbank. Nein, es war nicht fort, es lag direkt vor ihm. Lange betrachtete er es, dann lächelte er. Vorsichtig zog er den Rollladen nach oben. Husch – sprang das Ungeheuer davon.

Am nächsten Abend, als die Eltern ihm eine gute Nacht gewünscht hatten, zog Phillip leise den Rollladen ganz hoch. Er öffnete das Fenster und stellte auf die Fensterbank eine kleine Dose, von der er den Deckel entfernt hatte. Aus seinem Sparschwein hatte er heimlich Geld genommen und dafür im

Supermarkt ein paar dieser kleinen Dosen erhalten. Jetzt wartete er. Es funktionierte. Schon bald sprang das Monster auf die Fensterbank und verschlang den Doseninhalt. „Momo“, flüsterte Phillip, „ich werde dich Momo nennen“. Als Phillips Hand jedoch nach Momo griff, sprang dieser in einem weiten Satz in den nahen Baum und verschwand.

Am nächsten Abend stellte Phillip wieder eine Dose mit Futter auf die Fensterbank. Er brauchte nicht lange auf Momo zu warten. Phillip freute sich. Nur die Kälte war unangenehm, da das Fenster offen stand. „Momo, ich bin dein Freund, du kannst bei mir einziehen“, sagte Phillip nach ein paar Tagen und strich über Momos

Kopf. Von seinem Taschengeld hatte er einen blanken Futternapf gekauft, den er nun mit dem Doseninhalt an sein Bett stellte. Momo verstand die Aufforderung und sprang ins Zimmer. Phillip schloss das Fenster und ging zu Bett. Als Momo seine Schale blank geleckt hatte, hob Phillip seine Bettdecke an, Momo folgte der Einladung. Phillip streichelte sein weiches Fell. Momo kuschelte sich an und schnurrte behaglich. Glücklich schlief Phillip ein. Seine Mutter schrie, als sie am anderen Morgen in ein grünes Augenpaar blickte. „Mama“, sagte Phillip streng, „du musst nicht schreien. Du weißt doch, es gibt keine Ungeheuer. Dies ist Momo, mein geliebtes ‚Katzenmonster‘.“ ■ ■

Christine Teichmann

## Generationen

Du sitzt da vor mir  
in deinen Gedanken gefangen  
die sich immer im Kreis drehen  
und die Ausfahrt nicht finden  
wo ich die ganze Zeit dachte, da wäre doch die eine mit der freundlichen Aufschrift „toutes directions“  
wo ich dachte,  
dass dir doch alle Richtungen offen stehen  
aber gerade diese Wahlmöglichkeit des Unendlichen bringt dich zur Verzweiflung

am Tisch liegt dein Tor zur Welt  
das dir täglich vor Augen führt,  
dass alles was du erreichen willst  
schon tausendfach von jemand anderen besser höher schneller cooler gemacht wurde  
und dir das Gefühl lässt  
dass es keinen Sinn hat, sich für irgendetwas anzustrengen;  
wo die Welt ohnehin untergeht  
und wenn sich noch ein Erwachsener bei den SchülerInnen für ihren Einsatz gegen den Klimawandel bedankt, haust du ihm eine runter  
oder würdest das zumindest  
wenn du nicht so verdammt wohlherzogen wärst  
so trainiert darauf, niemanden zu verletzen  
dass sich all deine Wut und dein Zorn nach innen richten  
gegen dieses wunderbare Lebewesen, vor dem ich dich so gern schützen würde

dein einziger Feind, den ich wahrnehmen kann, bist du.

Und dann kommt mir das alles so bekannt vor.  
Nur war der Klimawandel der Saure Regen und das Waldsterben  
und Trump und Putin und Kim Jong Un hießen anders  
Reagan und Breschnew und Kim Il Sung  
aber ihr Finger über dem roten Knopf, der einen Atomkrieg auslösen würde  
war genauso bedrohlich  
und wir sind demonstrieren gegangen und haben die selben Sprüche skandiert  
und waren so ohnmächtig und es war alles so sinnlos

Mit 30 bring ich mich um  
hab ich damals gesagt  
weil ich nicht so werden wollte wie die, von denen ich glaubte  
sie wären an der Macht  
die sich damals auf den Idealismus der Jugend verließen

um die Welt zu retten,  
die Jugend, die heute die Silberrücken sind  
die, von ihrer eigenen Wichtigkeit überzeugt, noch immer nichts erreicht haben  
und ich hatte keine Vorstellung wie meine Zukunft aussehen sollte  
und bin jahrelang in meinem eigenen Leben umhergeirrt  
auf der Suche nach Sinn und hab alles so lächerlich gefunden, was mir angeboten wurde  
und war so verzweifelt und einsam  
auch oder gerade wenn ich mitten unter Menschen war  
und was kann ich noch bieten?

gescheiterte Beziehungen  
und sinnlose Jobs  
und das Gefühl, dass es besser gleich vorbei sein sollte, als so weiter zu leben  
und ganz viele Tage Alltag, wo alles so weiter ging  
und dann  
sind Dinge passiert  
und irgendwann warst du da  
ja, und die Geschichte kennst du  
von den schlaflosen Nächten  
und der heillosen Überforderung  
dem ständigen Zweifel an sich selbst  
den Kinder so ins eigene Leben bringen  
aber was ganz plötzlich vorbei war  
das war der Zweifel am Sinn  
der Zweifel, für irgendwas gut zu sein  
auch wenn ich wirklich die Letzte bin, die Mensch-Sein über Fortpflanzung definiert  
und die sich über ihre Nachkommen einen bleibenden Platz im Universum sichern will  
so kann ich dir trotzdem auf den Tag genau sagen  
wann es soweit war  
dass ich mich im Leben angekommen gefühlt habe

und ist es nicht ironisch  
dass du jetzt da sitzt  
in deinen Gedanken gefangen  
in deinem Kreisverkehr, der keine Ausfahrt in glücklichere Zeiten zu haben scheint  
nur damit ich  
endlich ruhig ...

hätte ich lieber nicht?  
Es fällt mir schwer, das zu wünschen  
nicht nur meinetwegen  
wegen meines brüchigen Glücks  
auch für dich  
weil ich täglich denke  
dass du das doch auch bald sehen wirst  
was für ein wunderbarer Mensch darauf wartet  
von dir entdeckt zu werden

Und wenn „toutes directions“ zu beängstigend sind  
und weil du doch Französisch hasst  
versuch doch mal...  
setz dich auf die Verkehrsinsel in der Mitte zu mir  
und lass uns noch ein bisschen Mutter und Tochter sein  
bevor du rausgehst  
einfach so quer über die Fahrbahn  
ich bin mir sicher, du findest den Weg.

## Cabaret Voyeur

Wozu hat er ein Fenster, wenn das eh immer mit Jalousien ver mummt ist? Die gehören ja quasi schon zur Fenstergarderobe. Wie tief hängende Hosen. Oder anders rum, das Fenster gehört zur Jalousie, ist quasi ihr Bilderrahmen. Herr Kaiak, die Jalousien sind da, wann sollen wir sie einbauen? Die dazu passenden Fenster können wir gemeinsam aussuchen, ich nehme die Musterkataloge mit. Und ratsch, schon gerät was Wesentliches zum Rahmen für was Unwesentliches, und das wird bis zur Unentbehrlichkeit hochgeplustert. Nur so geht's mit der Welt. Hauptsache, alles hübsch eingerahmt. Hoho. Aber schon eigenartig ... ich muss doch was zu verbergen haben, wenn ich andauernd auf blickdicht mache. Der Welt was vorenthalten. Oder nur den Nachbarn. Für den da drüben sind die Nachbarn die Welt, quasi. Verdammt kleine Welt. Eine Welt in grünen Streifen. Da halt ich mich lieber an meine gelben Gardinen. Auf damit, Sonne rein, hallo!, warte, ich öffne dir gleich den Rahmen. Hoppala. Doch nicht. Gibt was zu sehen. Die Ozonluftfanatiker vis-à-vis bei der Morgenkopulation. Lustig. Als ob er Liegestützen abtrottern würde, der Sporttrampler. Und sie wieder ausgeblendet, nichts zu sehen von ihr. Na geh, ausgerechnet jetzt Telefon ... egal. Die gibt sicher so eine richtige Gymnastikmatratze ab. Nur im ersten Moment abfedern, dann die Gegenwehr, auf die kommt's an, die macht Sinnesfreude. Nicht so, dass er quasi mit jedem Aufsitzer in einem Bausch aus Körperfedern versinkt – und Spaß war bei der anderen Version. Empfindet so einer überhaupt Spaß dabei? Wer tut es schon in der Früh bei offenem Fenster! Nein, sicher kein Spaß. Aber jetzt! Da ist sie ja endlich! Moment, die kenn ich ja gar nicht. Sie übernimmt. Das wurde auch Zeit. Hoho. Sport war bei der anderen Version. Bockmist!, wer ruft denn da so nervig an? Geh ich halt ran.

#

Hübsch ist das anzusehen; wie die Kanarischen Inseln, so schön aufgefädelt, die frischgeborenen Putzis. Ein bisschen schrumpelig sind sie, sollte vielleicht mehr auf den Wasserhaushalt achten. Aber umso besser die Bodenhaftung, und sie glitschen nicht so schnell aus. Wunderbar!, das ist ein Bursche, der hält von selbst, ohne viel abstreifen. Und ja! nein! Jaaa! Endlich, wunderbar!, eine ganze Knorpelplatte, und auch noch unbeschädigt! Rauf mit der Kontinentalplatte auf den Klopapier-Ozean. Hübsch, wie das Papier auch noch blau eingefärbt ist!

– Ilse, bist du bald fertig? Sperr bitte auf.

– Ja, bin schon fertig. Komme schon. Vielleicht sollte ich jetzt einmal mit ihm reden. Immer dieser Freiluft-Morgensex ist

schon etwas mühsam. – Du, Arnie, was ich dich noch fragen wollte ... ich finde es ganz wunderbar mit dir, aber muss immer gleich in der Früh passieren, wofür man sonst den ganzen Tag Lust anhäufen könnte?

– Tja, Ilse. Morgenstund hat Sperma im Mund. Die Spermaproduktion ist morgens am größten.

Wo hat er das nur – wo hast du das wieder her, du Schlingel?

– Playboy-Abo. Seit x-Jahren.

Ah, womöglich steht das mit dem offenen Fenst – steht das mit dem offenen Fenster auch drinnen? Du nimmst das wohl sehr genau, was man dir so vorschreibt, nicht? Ein Rezept-schnacksler, ich wusste es! Da fällt mir was Wunderbares ein – Vorschlag, Arnie: Ich ruf den alten Gardinenknacker von gegenüber an, während du es mir besorgst. Gute Idee?

– Super Idee! Kann schon losgehen, komm her. Er wird eh immer frecher mit seinem Fernrohr. Früher muss er sich noch besser versteckt haben.

Wie meint er – Wie meinst du das: früher? Hast du auch ein Frauen-Abo? Die wievielte Ausgabe bin ich denn?

– Neu-es-te.

Hätt ich mir denken können, Abo-Schnacksler noch dazu! – Du, mach mal ein bisschen langsamer. Hast du ihn eingespeichert?

– Ja. Unter Kai-ak.

– Gut. Könntest du ein bisschen langsamer machen? Das wird heute nichts, wie er zugange ist. Wie ein Gymnastiklehrer. – Er hebt nicht ab.

– Pro-bier's noch mal.

– ... Er hebt nicht ab, Arnie.

– Gib mir das Han-dy, lass mich mal machen ...

Und du, lass mich auch mal machen. Stellungswechsel. Er oben drauf als Männchenmissionar, das wird heute nichts. Muss die Ilse mal ran. Wie war das doch gleich mit der Morgenstund?

– Hey Kaiak, alter Sack, ah, zieh dein Rohr ein, wir sehen dich, du aah Mist-käfer. Glaubst du, aaah wir sehen dich nicht, alter Käfer-sack? Wir sehen alles, was du so machst, wenn du uns dabei zu-siehst. Vergiss das nicht, aaaah wir sehen ... Aufgelegt. Hat ein-fach a-uf-ge-le-egt. Das ... ist ... ja ... wun-der-bar ... wuuun-der ... bar. Pfhh.

– Hat - er - was - gesagt?

– Nein. Nur auf-gelegt. Nichts gesagt, dafür aufgelegt.

– Na, das ist ja ein guter Kompromiss.

– Nichts gegen einen guten alten Kompro-miss. Da fällt mir ein, muss noch weg. Zigaretten holen.

Unglaublich, ausgerechnet jetzt muss er – Kannst du nicht später weggehen? Aber du brauchst das Rauchen als Dessert, nicht?

– Ja, sicher. Ist statistisch erwiesen, jetzt wird am meisten geraucht.

– Hast du das auch aus deinen Abo-Heftchen?

– Nein, das weiß ich schon immer.

– Na dann. Lauf mal los.

#

nam nam much ich chneiden much ich viel chneiden icht chart  
icht viel chart much ich mecher chleifen viel chleifen wo icht  
chleifer chleifer icht in lade jetcht mecher chleifen chleifen  
mecher charf charf mecher viel charf jetcht probieren huuch  
mecher viel charf viel chneiden jetcht klein klein klein chnei-  
den chneiden chneiden nam nam bald fertig huuch chonne  
kommt bald chneiden chneiden chonne da fenchter dunkel  
machen güne chtreifen runter chiehen chneiden chneiden  
chonne kommt chnell güne chtreifen runter chiehen chnell  
chnell chneiden chneiden

#

Wie redet der Stabhochfiedler mit mir? Muss ich mir das anhö-  
ren? Dem ist die Geilheit wohl ins Restgehirn geschossen.  
Elendes Muskeldepot, elendes. Machens glatt beim Telefo-  
nieren. Wollen sich an mir aufgeilen. Zack, ich drück dich weg,  
du Hirnloser. Da schaust du, was? Hoho. So, hab jetzt Besseres  
zu tun. Zeit für die strenge Kammer. Die Bäder sind quasi noch  
angerichtet, obgleich, werden die Chemikalien nicht welk?  
Aber immer frisch einlassen geht ganz schön ins Geld, wo man  
das Zeug nicht gerade im Gar-nicht-so-super-Markt kriegt.  
Und beim Fachhändler schauen sie einen auch so vernebelt  
an. Ja mein Herr, was wollen sie denn damit? Häuser wegretu-  
schieren, quasi? Hoho, Häuser wegretuschieren, gewiss nicht,  
ganz gewiss nicht, meine Liebe. Blöde Fotze. Egal jetzt,  
Hauptsache, der Badezusatz passt. Und die Temperatur natür-  
lich, die Temperatur. Nicht, dass da was vorsätzlich flöten geht  
und ich quasi um meine Show komme hoho. Didl dum didl dei,  
ich komm jetzt rein, ich bin so frei. Hallöchen, wo sind denn die  
Kinderchen?

#

Meine Güte, das hier wird ganz schön Alltagstrott. Aufwachen,  
übergangslos schnackeln, gemeinsam aufstehen. Wenigstens  
bin ich beim Gesichtsverschönern allein. Ups, da hab ich ja  
mein Popelpapier liegen lassen. Hinein in die Muschel damit  
und Achtung!, Niagarafälle!, die überlebt keiner von euch.  
Beweismaterial vernichtet. Jetzt mal ran an die Pusteln. Dass  
der immer seine Präparate auf meine Schminksachen stapeln  
muss. Nichts als Eiweiß, alles für die Muskelkarriere. Spieglein,  
Spieglein öffne dich, Hallo Ilse!, aber was ist denn das? Hinter  
Ilse in der Diele am Schuhschrank? Zigaretten! Muss mal  
sehen. Und die Schachtel fast voll! Komisch. Aber was ist denn  
da draußen ... für ein Geschrei? Das klingt ja nach ... Arnie!?  
Dort drüben! Im Fenster. Du meine Güte!

#

weich chneiden weich chneiden chnell chneiden nam nam  
uuch chart chneiden weich chneiden weich chneiden güne  
chteifen gucki gucki machen uuch chonne chell chonne chon  
chell viel chell gucki gucki güne chteifen machen uuch fau  
mann ficki machen ficki ficki machen nam nam auch ficki ficki  
machen auch mit mecher mit mecher ficki machen auch ficki  
machen mit mecher nam nam

#

Jaa, das wird was, das wird was, jaa. Hoho. ... Hoppala ... Wie  
schaut ihr denn drein, Kinderchen? Seid ihr noch zu retten mit-  
samt euren Seelen? Soll Onkel Kaiak sich wieder abrackern?  
Seine Hände ins Gebet nehmen, quasi? Soll er euch wieder die  
Fressen polieren? Das kommt Onkelchen Kaiakchen überhaupt  
nicht zupass. Schätze aber, ihr habt es bitter nötig. Also kommt  
... Bockmist! Was ist das schon wieder? Welcher Feuer-  
wehrhauptmannstellvertreter macht sich da mit der Hacke an  
der Eingangstür zu schaffen? Mal nachschauen. Das ist viel-  
leicht ein Eintrittslärm! Geht da ein Gekippter um oder was?

#

Ja spinnt denn der Arnie? Was macht er denn in der Wohnung  
vom Gardinenknacker? Was tut er dort am Fußboden? Ist wohl  
ausgerutscht. Jetzt springt er auf wie ein Stehaufmännchen!  
Brüllt den alten Knacker an wie ein Wahnsinniger! Du meine  
Güte! Er wird ihn doch nicht vermöbeln wegen dem bisschen  
Spannen.

#

– Lass mich rein, Käfersack!

Nein, wer ahnt denn so was! Der Hirnleere. Der tönt aber, als  
wär ihm eine Schaufel Hundeflöhe über'n Bizeps gelaufen.

– Mach die Tür auf!

– Ich denk nicht dran.

– Ich renn jetzt an!

Ist er das nicht schon immer irgendwie? – Tu's nicht.

– Doch, ich komme.

Denk du nicht einmal daran. Wenn mir nicht bald was einfällt  
... genau, ich könnte meine Kinderlein sprechen lassen. – Ist da  
jemand? Niemand zuhaus.

– Hey Gardinenspanner, verkauf mich nicht für blöd. Ich renn  
jetzt an.

Vielleicht sollte ich ... Auf mit der Tür, und der Trottel ist auch  
schon hereinradiert, den hirnlosen Schädel vorangeschickt, die  
Muskeln nachgereicht. Formidable Bodenlandung. Jetzt rich-  
tet er sich auf, erstaunlich, was der Masse macht. Und jetzt  
reißt er's Maul auf und schreit. Die reinste Brüllkloake.

#

– Edward, du bist wieder die halbe Nacht vorm Bildschirm  
rumgehangen. Man merkt das doch, wenn's immer so in den  
Hof hinaus flimmert. Wie wär's einmal mit schlafen?

Holla, die Alte ätzt was vielleicht. – Schlafen war gestern,  
Mama.

– Ich spreche von heute Schlafen. Heeuuute. Man macht das  
jeden Tag, und dann beinahe die Hälfte davon.

Könnte dir so passen, was? Jetzt, wo ich alles so schön instal-  
liert und angeschlossen habe. – Lass mich in Ruh, Mama. Hab  
grad zu tun.

#

Du meine Güte! Der Arnie verschwindet im Nebenzimmer, der  
Knacker hinterher, hängt ihm voll am Schulterblatt! Was soll  
ich nur tun? Die Polizei anrufen? Laut schreien? Was mach ich  
nur?

#

ficki ficki weich chneiden namnam  
weich chneiden weich chneiden

#

Wie kann es aus einem leeren Gehirn nur so herausschreien.  
Ich versteh rein gar nichts. Was hat er jetzt nur vor? – Tu das  
nicht! Nein, warte! Neeiiin!

#

Holla, die Alte ätzt vielleicht was rum. – Mama, lass die Finger  
vom Kopfhörer!

– ... wissen, was du da hörst, Edward. Noch hab ich das Recht,  
es zu wissen.

– Ich zeig's dir ein andermal, nur bitte geh jetzt, okay?

Puh, endlich draußen. Keinen Tau, die Alte. Werd jetzt endlich  
checken, was da so läuft. Hier aktivieren und hier anschließen,  
und das noch verbinden ... Supi, es läuft!

*Knack knack* ... – irnloser. Neeiiin! Nicht da rein! *knack*. Mach  
nicht die Tür auf, Hirnloser! Das ist eine Dunkelkammer! Eure  
Porträts gehen flöten, ehe ich sie retuschiert habe! *knack*

– Du alter Käfersack! *knack* Was hast du da für Bilder aufge-  
hängt? Das bin ja ich. Und Ilse. Beim Bumsen. Du Gardinen-  
sack! *ratsch*

Die sind ja voll gaga. Was da abgeht! Mal hören, was sonst  
noch alles läuft. Wohnung 3 a. Hier umleiten, dann neu verbind-  
den *knack* bingo!

– ... ihnen. Ober Herr Schobi! *knack* Wos hobn's denn mit der  
Put'n gmocht? De kann i ihna nimma brotn, höchstens a  
Gschnetzltes geht do no. *knack*

– chneiden chneiden mecher charf

– Jo jo, Herr Schobi, kommens, i schiab sie in Hof naus, *knack*  
*knack* bissl Sonn donkn. *knack*

Rührend, echt. Mir kommen gleich die Tränen ... Aber das  
Geilste kommt erst! Was ich da am Bildschirm hab, is der helle  
galaktische Oberwahnsinn!

*flimmer* Google-german-Protokoll [Kaiak](#)-

010915zzbMxuuUmaC-20:29 *flimmer*: ficken/ficken/greaksa-  
lat/greakficken/greichenficken/griechisch ficken/hot

girls/griechenficken heiße girls/heiße girls ficken griechisch/

*flimmer* heiße Girls griechisch ficken/Fotolabor schwarz

weiß/Fotochemikalien schwazweiß/Fixierbad Foto

sw/Schwarzweißfoto *flimmer*

Is ja voll gaga, schauen wir mal weiter unten ... ah! Ober-  
wahnsinn!

*flimmer* bonitätsauskunft [kaiak](#) laut schufa *flimmer*: bonitäts-  
stufe 4 mit aussicht auf 5, sehr verdächtige kreditwürdigkeit.

*flimmer* Tendenz der säumigkeiten: steigende.

Gesundheitsprotokoll: alarmstufe 3, *flimmer* rot für kreditver-  
gaben, gelb für jobbewerbung. *flimmer* cholesterin, blutdruck,  
blutfett weit über durchschnitt überhöht. *flimmer* Ärger kann  
tödlich sein. ■ ■

Peter Veran

## Allerheiligen

Unbewegt brennt der Herbst  
In den Frost des Morgens  
Feuerrote Male am Leib der Geburt  
Auf den Gräbern ein Willkommen  
Wer ist gegangen Wer  
Muss gehen?

In der Brust trotzig ein Erinnern  
Am Leben bist Du  
Noch

## Fallen

Für Gustav und RMR

Von den Kronen  
Fallen Hände  
Die das Leben hielten  
Fallen sacht aus alten Bäumen  
Die nur einst  
Die Kindheit kannte

Endlos weit in satte  
Erde. Endlos weit  
Ins Nichts

Und das Nichts  
Im Unbekrönten  
Niemals endlich auch im Fallen  
Sei dem Menschen  
Trost genug

Peter Veran

## Mein Herz

Aus kalter Erde  
Sprießt erste Wahrheit  
Wie du mir bestimmst

Mein Herz  
Mein Aschenkreuz

Im Stern eine Muse  
Blauer Lichtstrahl schattenhell  
Halt meinem Fleisch aus bitterem Salz

Mein Herz  
Mein Fischgebein

Im aufbrechenden Frühling  
Im aufbrechenden Herbst  
Bedeckt dein Kuss meine bebende Wunde

Mein Herz  
Meine Schmetterlingshaut

Warst mir geboren  
Wirst neu mir sein  
Wasser der Meere in sicherer Tiefe

Mein Herz  
Mein Gletscherschmelz

Deine Hand wird wägen  
Das Gewicht meines Lebens  
Abgleiten lassen zwischen den Fingern

Mein Herz  
Mein Rosenstaub

Volitiva

Ich bin ich!  
Ich bleibe ich!  
Du bist du!  
Du bleibst du!  
Trotzdem sind wir WIR!

Wenn sich Gefühle verabschieden.....  
Gefühle, die uns durcheinander brachten,  
Gefühle, die alles andere unwichtig machten,  
Gefühle, die im ganzen Körper spürbar waren,  
Gefühle, die uns positiv erschauern ließen,  
Gefühle, die unsere Seele streichelten,  
Gefühle, die uns ausgemacht haben,  
Gefühle, die uns lächeln ließen....  
Wohin gehen sie,  
wenn sie sich verabschieden?

Oft kann man nicht wirklich entscheiden, was richtig ist.....  
Oft kennt man sich mit sich selbst nicht aus.....  
Oft weiß man einfach nicht, was für sich selbst besser ist.....  
Oft zermürbt dieses hin-und hergerissen sein.....  
Oft weiß man etwas, und will es nicht wahrhaben.....  
Oft denkt man unnötig zu viel nach.....  
Oft verkompliziert man, obwohl es so einfach wäre.....  
Oft macht man es sich komplett unnötig schwer....  
Oft steht man sich schlicht und einfach selbst im Weg.....  
und obwohl man es weiß,  
ist es nur schwerst änderbar,  
weil niemand aus seiner Haut rausschlüpfen kann!

Waltraud Zechmeister

## EMPFEHLUNGEN FÜR AUS DEM SOZIALEN NETZ GEFALLENE <sup>1</sup>

Besorgen Sie sich drei Schachteln mit starkem Schlafpulver.  
Sie finden einen Weg wie.

Weiters brauchen Sie  
eine Flasche guten Rotweins,  
ein leeres Glas, ein Glas Wasser,  
einen Löffel,  
ein scharfes Messer,  
eine Schüssel mit kaltem Wasser.

Schalten Sie Ihr Handy aus und verstecken Sie es an einem sicheren Ort.

Geben Sie alle Schlafpulver in das Glas mit dem Wasser,  
rühren Sie dann mit dem Löffel um,  
bis sich alle Pulver aufgelöst haben.

Schenken Sie sich ein Glas Rotwein ein und trinken Sie es mit Genuss.

Schenken Sie noch ein Glas Rotwein ein,  
trinken Sie es noch nicht,  
stellen Sie es aber in Reichweite.

Rühren Sie nochmals das Schlafpulver in dem Glas mit dem Wasser um,  
trinken Sie das Glas in einem Zug aus.

Spülen Sie ihren Mund mit Rotwein aus  
und leeren Sie dann das Glas.

Auch wenn Sie sich entspannt und müde fühlen,  
schlafen Sie noch nicht ein,  
Sie haben noch etwas zu erledigen!

Greifen Sie nun nach dem Messer,  
führen es über Ihr linkes Handgelenk  
und schneiden ein tiefes X in Ihre Pulsadern.  
Dasselbe machen Sie mit Ihrem rechten Handgelenk.

Tauchen Sie nun Ihre Hände in die Schüssel mit dem kalten Wasser.

Ignorieren Sie Ihre Schmerzen  
und beobachten Sie die roten Schlieren im Wasser.

Wenn Sie nun müde werden,  
schließen Sie Ihre Augen  
und schlafen Sie ein.

ES IST NUN ALLES VOLLBRACHT!

---

<sup>1</sup> Spekulationen, dass diese Empfehlungen direkt aus dem Sozialministerium stammen, können trotz intensivster Bemühungen der Ministerin nicht zum Schweigen gebracht werden.

## Ein Blick zurück

**D**raußen weht ein heftiger Herbststurm und treibt erbarmungslos und wie von Sinnen die welken Blätter vor sich her. Die aufziehende Dämmerung versucht mit aller Kraft, das Geschehen in verschweigende Dunkelheit zu tauchen und wehrt sich gegen die letzten zaghaft wahrnehmbaren Sonnenstrahlen des gerade sterbenden Tages. Die alte Buche vor dem Fenster, die er vor Jahrzehnten selbst gepflanzt und über all die Jahre gehegt hat, ächzt wie eine kaputte Dampfmaschine, während sie im Gegenwind der hereinbrechenden Nacht das letzte Laub von den morschen Ästen in die Tiefe fallen lässt. Sie ist heute schon zu schwach, um gegen den unbarmherzigen Wind zu bestehen. Es ist die Zeit gekommen, einfach loszulassen. Ja, loslassen. Wenn das so einfach ginge ...

Unbemerkt von der kommenden Nacht, die gerade begonnen hat, den ungleichen Kampf gegen den Tag zu gewinnen, sitzt der alte Mann in seinem Schaukelstuhl und starrt durch das kleine, dreckige Fenster in die Dämmerung. Seine von Gicht gezeichneten Hände umklammern die Tasse Tee, die er mit einem kräftigen Schluck Rum gestreckt hat. Er nimmt einen großen Zug aus der Tasse. Und derweil sich die wohlige Wärme in seinem Körper ausbreitet, denkt er über sein Leben nach. Über all die Jahre, in denen er durch die Zeit schritt. Alleine. Auf sich selbst gestellt. Aber auch darauf vertrauend, dass niemand ihn je wieder enttäuschen wird. Enttäuschen kann! Es ist ja niemand da, der das schaffen würde. Niemand! Es war niemand da... Sich die Tränen aus dem Gesicht wischend schlurft er durch den von zwei Kerzen nur sehr spärlich beleuchteten Raum hin zu seinem Teekessel, der blubbernd und dampfend auf der Herdplatte steht. Und zur Flasche Schnaps, die daneben auf einem kleinen, wackeligen Tischlein ihr Dasein fristet. Der Nektar der Erinnerung. Zumindest so lange, bis das Vergessen sich scheinbar tröstend über die Erinnerung legt.

Wie es so weit kommen konnte und musste, dass er heute von allen verlassen in dieser besseren Besenkammer dahinvegetiert, daran kann er sich nur mehr dunkel erinnern. Eigentlich war er nie ein wirklicher Menschenfreund. Er betrachtete sich immer als einsamer Wolf, dem niemand Rechenschaft ablegen brauchte. Und dem ER niemals Rechenschaft ablegen musste! Mit den Ellenbogen durch die Menschenmassen, ohne Rücksicht auf Verluste. Sollen die Leute murren und schimpfen, so viel sie wollen. Hauptsache, du kommst ans Ziel. Dabei hat es eine Zeit gegeben, in der er das Leben in vollen Zügen genossen hat. Es gab wenig Tage, in denen er nicht bei seinen „Freunden“ war. Jeden Abend Party. Stimmung. Lachen und Ausgelassenheit. Obwohl er nie ein wirklicher Menschen-

freund war. Aber alleine sein schien ihm damals nicht richtig. Lange Zeit nicht. Bis es ihm wie Schuppen von den Augen fiel. Es kam der Tag, an dem er unsanft daran erinnert wurde, warum er kein Philanthrop war und das auch nie werden wollte. Weil Menschen anderen Menschen um jeden Preis wehtun müssen. Das liegt in unserer Natur. Viele machen das unwissentlich. Fakt ist aber: Wir tun es alle! Das Leben ist eine Hure. Und mit dieser Erkenntnis verkroch er sich vor langer Zeit wieder wimmernd in seine Höhle, um seine Wunden zu lecken und Trost zu suchen beim einzigen Menschen, der in der Lage war, ihn zu verstehen und ihm diesen Trost auch zu geben: Bei sich selbst. Und obwohl ihm der eisige Wind der Gleichgültigkeit und Ignoranz entgegenweht, ist er sich sicher, dass der eingeschlagene Weg der richtige ist. Für ihn der richtige Weg ist. Es wäre auch schon viel zu spät, sich dem Wind abzuwenden und sich von ihm davontreiben zu lassen. Anpassung war eigentlich immer schon ein Fremdwort für ihn. Ein Lieblingsmotto von ihm: Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom. Ob das alles richtig war? Ob er seine Einstellung nochmal überdenken soll?

Natürlich darf jeder seine eigene Einstellung zum Leben haben. Es muss aber auch jeder mit der Konsequenz seiner Einstellung leben. Aber jetzt kann diese Einsicht dem alten Mann total egal sein. Zwei schwarz Gekleidete legen ihn in einen Zinnsarg und tragen ihn fort. Weg von all der Falschheit. Weg von dem Betrug und den Betrügnern. Weg von den Menschen, die nie seine Freunde waren, die nie zu ihm gestanden sind und sich nur das Maul über ihn zerrissen haben. Weg von all jenen, denen er vielleicht fehlen wird. Weg von allen, die nicht nur schlechte Worte für ihn hatten. Weg von all jenen, die sich gerne verabschiedet hätten. Weg von all jenen, die sicher auch auf seinem Grab geweint hätten. Ja, alleine sein ist sehr beruhigend. Alleine sein ist vor allem einfach. Alleine sein ist ...

Es hat begonnen, leicht zu regnen. Der Pfarrer steht schweigend am Urnengrab. Warum soll er auch was sagen. Er steht da ganz alleine. Niemand ist gekommen. Weil niemand weiß, dass der Tod dich geholt hat. Der Gevatter legt dir die Hand auf die Schulter und lächelt. Der Tod ist nämlich auch ein gleichgültiger Ignorant. Genau so, wie du es warst ... ■ ■

## Traumfrau

**E**in fast schon fremd gewordenes, aber wunderschönes Gefühl fängt langsam an, von dir Besitz zu ergreifen. Es ist schon unsagbar lange her, dass du so empfunden hast. Vergessen hast du es aber nie. Wie auch. Du hast dich immer wieder danach gesehnt. Tag für Tag. Nacht für Nacht. Woche für Woche...

Aber auch wenn es dir schwer fällt, in dieser Situation klar zu denken, stellst du dir immer wieder die Frage, wieso es das Schicksal auf einmal so gut mit dir meint. Womit hast du das verdient? Darfst auch du endlich wieder einmal glücklich sein? Du kannst dich nicht mehr daran erinnern, wie du sie kennen gelernt hast. Das ist dir aber auch egal. Hauptsache, sie ist bei dir. Heute bei dir. Ganz nah bei dir!

Sie streichelt dir sanft durch dein Haar und küsst dich so leidenschaftlich, dass du fast ohnmächtig wirst vor Verlangen nach ihr. Sie ist so wunderschön, so unsagbar schön.

Du ziehst sie sanft an dich, und während sie dich mit ihren Lippen verwöhnt, knöpfst du vorsichtig ihre Bluse auf. Ganz langsam. Ihr habt die ganze Nacht Zeit für euch. Ja, die ganze Nacht!

Der dumpfe Kerzenschein im Raum lässt ihren makellosen Körper so zur Geltung kommen, wie du immer schon einen Frauenkörper sehen wolltest. Wie in Trance streifst du ihr das Seidenhemd von ihren Schultern. Ihr leises Stöhnen raubt dir fast den Verstand. Du schließt deine Augen und spürst ihren heißen Atem an deinem Hals, auf deiner Haut. Sanft leckt sie dir über die Brust, streichelt deinen Körper. Du gibst dich ihr bedingungslos hin. Jede ihrer Berührungen lässt dich erschauern. Diese fast unmenschliche Zärtlichkeit. Du bist berauscht, von Emotionen überwältigt. Sie ist fast unerträglich sanft zu dir. Heute ist eure Nacht, deine Nacht. Niemals zuvor in deinem Leben warst du so glücklich, wie jetzt.

Diese Gefühle! Ja, natürlich. Du kennst diese Gefühle. Sehr gut sogar. Du öffnest deine Augen. Dir fällt gerade ein, woher du diese Gefühle kennst. Das Gefühl, begehrt und geliebt zu werden. Das Gefühl von Zärtlichkeit und Geborgenheit. Das Gefühl, jemandem ganz nah zu sein. Natürlich kennst du diese Gefühle. Du kennst sie aus deinen Träumen. Du liegst alleine im Bett und weinst. Wieder einmal. Ja, aus deinen Träumen ...

Der Wecker holt dich endgültig in die Realität zurück. Du quälst deinen zitternden Körper ins Bad. Und während du dir die Zähne putzt und dich dabei im Spiegel anlotzt, denkst du an sie, an die Nacht mit ihr, an deine Nacht ...

Hoffnung lässt dich noch ein wenig tiefer sinken. Du fragst dich, ob sie heute Nacht wieder zu dir kommt, ob sie heute wieder nur für dich da ist, ganz nah. Sie ist doch alles, was du

noch hast. Alles, was dir geblieben ist. Alles, was heute noch wichtig ist für dich ...

Kraftlos und bekümmert ziehst du die Tür hinter dir ins Schloss und gehst zur Arbeit. Sehnsüchtig denkend an die letzte Nacht. Wieder einmal ... ■ ■

Alfred Zoppelt

## Schottland

Schafe und Wildhasen  
und die Stille,  
die darauf wartet  
gefunden und  
aufgestöbert zu werden.

Die Geister der Kelten  
sind noch immer unterwegs  
und dann gibt es noch  
die wie Mäntel  
wehenden Felle der Schafe,  
wenn sie vor ihrem eigenen Schatten  
die Flucht ergreifen.

Im Norden  
ist der Tourismus eingeschränkt  
und in der Leere  
tanzt der Wind  
mit der Luft.

Alfred Zoppelt

## Eisbären

Wo es Menschen  
und Eisbären gibt  
besteht immer  
eine gewisse  
Eisbären-  
gefahr.

Eine Dichterin  
wird von Fans gefragt  
ob sie an ihrem Geburtstag  
zu Hause ist.

„Nein. Da bin ich in Grönland.  
Ich bin nämlich  
mit einem Eisbär verlobt“,  
sagt sie.

Die Dichterin,  
die auf dem Land lebt  
und viele Schafe hat,  
bindet den Fans  
einen Bären auf.

## Leuchtturm

Dreizehn Seebischöfe,  
acht Meermönche  
und fünf Nordsee-  
nonnen

sehen klar  
und deutlich  
dass dieses Gedicht  
ein Leuchtturm ist.

Ein Leuchtturm,  
der am Rand  
der Sprache  
steht.

Am Rand  
der Sprache  
und gleichzeitig  
im Herz der Poesie.

# SUBMISSION GUIDELINES FOR LYRIC POETRY AND PROSA

Dear authoresses and authors!

If you want to have your texts published in our REIBEISEN, you are asked to consider the following:

**1. Lyric poetry** of maximum 5 works

**2. Prosa** at most 2 works  
each text up to a maximum of 10 DIN A4 pages

**3. Translations**  
of literary texts in each case in the national language including the German translation

- For procedural reasons we can only accept work stored on CD, formatted in a common MS Windows based text processing program or as an E – mail attachment sent to us<sup>o</sup>).

<sup>o</sup>) [redaktion@europa-literaturkreis.net](mailto:redaktion@europa-literaturkreis.net)

- Line spacing (return) only at the end of a paragraph!
- The file margin on the left of the print out must be kept!
- Please send no handwritten texts in!
- Already published texts will not be accepted!
- Unpublished text excerpts are only considered if they can stand for themselves and are conclusive!
- Submitted manuscripts are not sent back!

**All entries are judged by a jury therefore please proceed in the following way:**

Instead of the author's name and address the manuscripts are to be provided with a password.

Please put the personal data (name, address and as well a biography in short form) into an envelope provided with the password and send everything to:

**Kulturmagazin „Reibeisen“**

KulturZentrum

Mürzgasse 3 • A-8605 KAPFENBERG • Austria

**Time limit for submission for the 38th REIBEISEN**

**– year of publication 2021 – is June 30th 2020.**

Submissions that reach us after that date can only be taken into consideration for the following issue of REIBEISEN in 2022.

# Einreichrichtlinien für **Lyrik** und **Prosa**

Sehr geehrte Autorinnen und Autoren!

Wenn Sie ihre Texte in unserem REIBEISEN  
veröffentlicht haben wollen, werden Sie gebeten, Folgendes zu beachten

**1. Lyrik** maximal 5 Werke

**2. Prosa** maximal 2 Werke  
pro Text maximal 10 DIN A4 Seiten

**3. Übersetzungen**

Literarische Texte in der jeweiligen Landessprache  
einschließlich der deutschen Übersetzung

- Aus verarbeitungstechnischen Gründen können wir nur Arbeiten annehmen, die auf CD gespeichert oder als Anhang per E-Mail an uns

**([redaktion@europa-literaturkreis.net](mailto:redaktion@europa-literaturkreis.net))**

in einem gängigen Textverarbeitungsprogramm für Windows – als MS-Word Datei gespeichert, gesandt werden!

- Zeilenschaltung (Return) bitte nur am Absatzende!
- Der Hefrand links beim Ausdruck muss unbedingt erhalten bleiben!
- Bitte keine handgeschriebenen Texte einsenden!
- Bereits veröffentlichte Texte werden nicht angenommen!
- Unveröffentlichte Textauszüge werden nur dann berücksichtigt, wenn sie für sich allein stehen können und schlüssig sind.
- Eingereichte Manuskripte werden nicht zurückgesandt.

**Alle Einsendungen werden von einer Jury beurteilt, daher bitte um folgende Vorgangsweise:**

Anstelle des Namens und der Adresse sollen die Manuskripte mit einem Kennwort versehen werden.

Die persönlichen Daten (Name, Adresse, Kurzbiografie) senden Sie bitte als eigene Datei.

Unsere Postadresse:

**Kulturmagazin „Reibeisen“**

KULTurZentrum

Mürzgasse 3 – A-8605 KAPFENBERG

**Für das 38. Reibeisen – Erscheinungsjahr 2021 –  
gilt als letzter Einreichungstermin der 30. Juni 2020.**

Texte, die nach diesem Termin bei uns einlangen,  
können nur für die dem Jahr darauf folgende Ausgabe  
des REIBEISENS Berücksichtigung finden.

*Der Europa-  
Literaturkreis  
Kapfenberg  
gibt allen  
seinen  
Mitgliedern  
die Möglichkeit,  
ihre Neu-  
erscheinungen  
in Kapfenberg  
zu  
präsentieren.*



Internet: [www.europa-literaturkreis.net](http://www.europa-literaturkreis.net)

## Spanisch

■ Fernando Zamora

### SOSPECHA

En tu cabeza no hay nada

compréndelo

ella tiene tus ojos en un álbum  
y tu voz  
en un gramófono

tu corazón  
es una piedra  
de río  
carne arcilla  
tus manos  
pueden ser raíces  
tronco  
para la mantis del tiempo

ella tiene tu alma  
compréndelo  
en una caja de cartón  
y tu risa y tu llanto en un armario

eres  
piel  
devorada

### VERDACHT

In deinem Schädel gibt's gar nichts

versteh' das

sie hat deine Augen in einem Album  
und deine Stimme  
in einem Grammophon

dein Herz  
ist ein Stein  
im Fluss  
Fleisch Tonerde  
deine Hände  
mögen Wurzeln sein  
Stamm  
für die Mannsfresserin Zeit

sie hat deine Seele  
versteh' das  
in einem Pappkarton  
und dein Lachen dein Weinen in einem Schrank

du bist  
Haut  
verschlungene

## NOTAS DE VIAJE

No sé si dejar  
dos veces en consigna  
mi cadáver

no intentes  
abrazar  
la voz en la espesura  
que ingravida ilumina

utilizar el or  
de  
nador

sabia manera  
de no cargar dos veces  
con la ma  
no la ma  
leta

## JUNIO

Tomais el sol

la tarde  
lenta se acomoda

alcanzan los bares  
el bullicio  
sacian  
de verdad la vida

y yo  
sentado en el umbral  
del gozo  
miro  
declinar el día

derrumbes de p a l a b r a s  
cruzan  
–estrellas fugaces–  
la noche

## NOTIZEN ZUR REISE

Ich weiß nicht ob dazulassen  
zweimal in der Gepäckaufbewahrung  
mein Leichnam

versuch nicht  
die Stimme im Dickicht  
zu umfassen  
die schwerelos erleuchtet

den Com  
pu  
ter  
nutzen

gescheite Weise  
nicht zweimal zu beladen  
mit den Hän  
den den  
Koffer

## JUNI

Ihr sonnt euch

der Nachmittag  
mählich passt sich an

die Cafés kommen an  
beim Getöse  
sättigen  
handgreiflich das Leben

und ich  
sitzend auf der Schwelle  
der Freude  
ich sehe  
sich neigen den Tag

Abgründe von W o r t e n  
kreuzen  
– stürzende Sterne –  
die Nacht

# VERSOS DE NADA

La nada es muy grande  
acoge  
corazones

debe ser  
hondo hueco y vano pozo  
donde caen  
la pena  
y los pesares  
y el cariño y las coronas  
de alegría

es una gran chistera  
de conejos y palomas

la nada engaña  
con los naipes  
con monedas  
y pañuelos de colores

«carencia de ser,  
ninguna cosa» dice el diccionario

lo mismo que la gloria  
y los honores

acoge  
apariencias  
y no puedes saber  
si las transforma  
en claridades

al parecer  
es algo filosófico  
la nada de tan grande

# VERSE VOM NICHTS

Das Nichts ist sehr groß  
es nimmt auf  
Herzen

es muss sein  
tiefes Loch und leerer Brunnen  
wohin fallen  
der Schmerz  
und die Beschwernisse  
und die Zuneigung und die Freuden  
kränze

es ist ein großer Zylinderhut für Kaninchen  
Fangkorb für Tauben

das Nichts täuscht  
mit den Spielkarten  
mit Münzen  
und Tüchern mit Farben

«Mangel an Sein,  
keine Sache» sagt das Wörterbuch

dasselbe wie der Ruhm  
und die Ehrungen

es nimmt auf  
Erscheinungen  
und du kannst nicht wissen  
ob es sie verwandelt in Klarheiten

anscheinend  
ist es ein wenig philosophisch  
das Nichts  
von so Großem

# TAREA

Hay  
que recoger  
quitar el polvo  
los ceniceros  
de la memoria

es decir  
ahora  
con aire diligente  
con humo en las manos  
y espejos rotos  
y moha en la mirada  
es hora

por lo tanto hay que decir  
es decir  
hay  
que callar

**Fernando Zamora** (Autor)  
Palencia, España

Geboren 1939 in Palencia. Medizinstudium in Valladolid. Facharzt für Allgemeinchirurgie. Zuletzt, bis 2003, ärztlicher Direktor des Allgemeinkrankenhauses zu Palencia. Seit 1961 schriftstellerische Veröffentlichungen. Neben drei Prosabänden zu Palencia und Umgebung liegen heute zehn Gedichtbände vor. Zuletzt: ‚Tratado de conversación‘; Palencia: Ediciones Cálamo, 2017. Die hier vorgelegte Lyrik stammt aus dem Band: ‚Fragmentos y Variaciones‘; Madrid: Ediciones Endymion, 1994. Seit 1968 als Bildender Künstler an der Öffentlichkeit. Ausstellungen oder Ausstellungenbeteiligungen in Spanien, Deutschland, Belgien, Dänemark. Bildwerke in europäischen und amerikanischen Privatsammlungen.

# AUFGABE

Man hat  
aufzuräumen  
fort den Staub  
die Aschenbecher  
der Erinnerung

nämlich  
jetzt  
tätig und zügig  
mit Rauch in den Händen  
und zersprungenen Spiegeln  
und Moder im Blick  
ist die Stunde

darum ist zu sagen  
Sache ist  
dass man  
schweigt

**Oskar Fahr** (Übersetzer)  
Duisburg, Deutschland

Übersetzung von Texten Fernando Zamoras in Zeitschriften seit 2000. Geboren 1932 in Duisburg. Sieben Universitäten. Publizist. Äußerungsweisen: Journalismus, Belletristik vor allem in Zeitschriften, wissenschaftliche Veröffentlichungen auf verschiedenen Gebieten, dabei Hauptinteresse: Philosophie im Kulturenvergleich. Weitere Übersetzersprachen: Französisch, Englisch.

# Mazedonisch

## ■ Mitko Gogow

\*\*\*

Ich bin Flüchtling in deinem Herzen,  
deine Zimmer sind mein Heim.  
Die Liebe, die wir schaffen,  
wird unser neuer  
Staat sein.

\*\*\*

Wir galoppieren täglich in unbekannte Richtung,  
wir sind Wolken, von wildem Wind geführt,  
wir warten auf den Paten, der unseren Regen benennt,  
wir sind gnädiges Wasser, das das Gesicht  
des Vogelschreis reinigen will.

Aus dem Mazedonischen von Margarit Shekov

## ■ Митко Гогов

\*\*\*

.бегалец сум во твоето срце,  
твоите комори се мојот дом.  
љубовта која ја создаваме  
ќе биде нашата  
нова држава.

\*\*\*

.галомираме секојдневно во непознат правец,  
– облаци сме водени од див ветар,  
го чекаме кумот да го крсти нашиот дожд,  
вода сме милостива што сака да го исчисти  
лицето на птичиот крик.

## Mitko Gogov

ist ein Unternehmer, Konzeptkünstler, Dichter und Autor von Kurzgeschichten, der 1983 in Skopje, Mazedonien, geboren wurde. Seine Arbeiten wurden in verschiedenen Anthologien, Sammlungen und Literatur- und Kunstzeitschriften in Indien, Pakistan, den Philippinen, den USA, China, Russland, Spanien, Rumänien, Bulgarien, Weißrussland, Mexiko, Argentinien, Tschechien, Deutschland, Serbien und Kroatien, sowie in Kosovo, Griechenland und Albanien veröffentlicht und übersetzt. Seine erste Sammlung Ледена вода [Eiswasser] wurde 2011 in Serbien veröffentlicht und 2014 in Mazedonien herausgegeben.

# Englisch

■ Elisabeth Hinterplattner

## Gelbwesten

Steine.  
Tränengas.  
Ich dachte, es ist Regen ...  
Jetzt sehe ich den Wasserwerfer.  
Etwas riecht verbrannt.  
Gepanzerte Polizeiautos, es sind vielleicht 50.  
Ich beginne zu laufen.  
Erreiche meine Wohnung.  
Schließe alle Fenster.  
Flüchte in die Dusche.  
Das Wasser ist heute kalt.  
Noch nie habe ich mich so exponiert gefühlt.  
Ich suche noch immer ...  
Nach dem Gegenteil von Gewalt.

## Yellow Vests

Stones.  
Tear gas.  
I thought it was raining ...  
But now I can see the water cannon.  
There is a burnt smell.  
Armoured police vehicles, a 50 of them.  
Run.  
Can reach my studio flat. Finally.  
Close all the windows.  
Flee into the shower.  
The water is cold today.  
Never before have I felt so exposed.  
I've been searching for so long ...  
For the opposite of violence.

### Elisabeth Hinterplattner

Geboren 1969 in Bruck/Mur. Universität Graz (Fremdsprachen: Englisch, Spanisch, Französisch), Gewerbeberechtigung für Übersetzungsbüro. Auszeichnungen bei Literaturwettbewerben, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und das Buch „Martha, das Kind und der Tod“. Arbeitet seit 2018 als Übersetzerin beim Rat der Europäischen Union in Brüssel.

# Bulgarisch

■ Ivan Kechlibarev

## Die Mode „Fantasy“: Neoromantik oder Infantilismus

Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts eroberte eine Erscheinung die Bücherregale, sprengte die Box offices und zog ins Territorium des Fernsehens. Die Kinder und ihre Eltern begeisterten sich am kleinen, aber sehr begabten Zauberer Harry Potter, die Leser verschlangen die Bände des „Ringherrschers“, „Eines Liedes von Feuer und Eis“ und Jugendliche tauschten Teile des Epos über die Welt des Diskus. Wer war nicht entzückt vom intelligenten Humor Douglas Adams und den Abenteuern seines „galaktischen Anhalters“? Hollywood roch sofort die Profitnische, die Bestsellers wurden schnell verfilmt und Autoren wie J.K. Rowling, J. R. R. Tolkien und George R. R. Martin wurden Multimillionäre. Die Tsunami FANTASY fegte die Konkurrenz hinweg und die noblen Kritiker waren gezwungen, sich von der Armee von Engeln, Dämonen, Drachen, Rittern, Elfen und Zwergen zu begeistern. Und wenn die Dollar-, Euro- und Yensäcke sprechen, dann schweigen sogar die Götter des kritischen Olymps.

Die allwissende Wikipädie bietet folgende Definition von FANTASY an: „Ein Genre der Fiktion, die magische oder andere übernatürliche Elemente als Teil des Sujets, Themas oder der Situation benutzt. Die Handlung vieler Werke erfolgt in imaginären Welten, besiedelt mit Zauberwesen.“ Im Unterschied zur Science Fiction, die die wissenschaftlich-technischen Errungenschaften in die Zukunft extrapoliert (FANTASY neigt eher zum Mittelalter) und zum Horror, der mehr das Schreckliche betont, aber mit FANTASY ihre Liebe zur dunklen Gotik teilt.

Wuchs aber der FANTASY Baum am leeren Ort? Erwecken seine Protagonisten nicht in unserem Gedächtnis Assoziationen mit Brüder Grimms Märchen oder mit dem Lieblingsbuch John Lennons „Alice im Wunderland“, das Lewis Carroll im fernen 1885 geschrieben hat? Die Bösewichte von „Game of Thrones“, dem erfolgreichsten Serienfilm von HBO, erinnern sie nicht an den fürchterlichen Vampir Dracula von Bram Stokers Roman 1897? Ist Harry Potter nicht Vetter des

Zauberers von Oz, der Generationen von Kindern begeisterte? Und ist nicht schließlich FANTASY ein Spross der mächtigen alten Eiche der deutschen Romantik, die um 1800 erblühte und Kultureuropa eroberte? Ich denke, ja, und versuche es zu beweisen in den folgenden Zeilen.

Im fernen 1989 betrat ich die Schwelle des Museums der deutschen Romantik in Dresden. Ich hielt vor der Uniformjacke des Dichters Theodor Körner, von Kugeln durchlöchert, der als Freischärler im Kampf gegen den Tyrannen Napoleon fiel. Ich war entzückt vom Gemälde Caspar David Friedrichs „Kreidefelsen in Rügen“. Ich ging in den mittelalterlichen Gassen der Stadt Jena spazieren – mit Heidelberg und Dresden eines der Zentren der deutschen Romantik. Ich wohnte einer Laiendarstellung des „Zerbrochenen Krugs“ von Heinrich von Kleist bei, der keinen Platz für sich in der deutschen Kastengesellschaft fand und sich eine Kugel in die Schläfe jagte. Ja, das Leben vieler Romantiker endet tragisch. Vom Tod seiner Verlobten Sofie gebrochen, stirbt Friedrich von Hardenberg (Novalis) an Tuberkulose kaum 29-jährig. Der Dichter Friedrich Hölderlin (1770 – 1843) wird wahnsinnig. Verliebt in die Götter des antiken Griechenlands verliert er die Beziehung zur Wirklichkeit und schleppt eine elende Existenz als Tischlerlehrling. Einige verlassen für immer ihre zerstückelte Heimat und dienen als Offiziere in der russischen oder osmanischen Armee. Während die Koryphäe Goethe hochmütig verlautet: „Die Klassik ist das Gesunde, die Romantik – das Kranke.“

Im Roman von Novalis „Heinrich von Ofterdingen“ sucht ein mittelalterlicher Minnesänger die blaue Blume der Selbstverwirklichung in einer neuen Welt der Harmonie, die dem obszönen Utilitarismus und der Individualitätsberaubung entgegensteht. „Die Poesie wird ein magisches Mittel zur Wiederherstellung der Persönlichkeit in ihrer Komplexität, die Fantasie – eine Zauberkraft, die das Königreich des ewigen Lebens gründen wird.“\* Oder mit den Worten des Novalis selbst: „Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn,

dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.“\*\*

Die Romantik ist eine glänzende Epoche des deutschen Geistes mit starkem Einfluss auf die europäischen Nationalkulturen. Ihre Nachfolger sind Byron und Shelly in Großbritannien, Victor Hugo und Stendal in Frankreich, Komponisten wie Richard Wagner mit seinem „Nibelungenring“, Maler und Dichter von ganz Europa. Die Romantik als Epoche ist vorbei, aber das Romantische als Geisteszustand bleibt. Es funktioniert immer wenn die Unzufriedenheit vom Banalen und Gewöhnlichen einen Ausweg und eine Wandlung sucht. Der Einfluss der Romantik greift auch auf die Politik

über, siehe z.B. den nationalsozialistischen Putsch in Deutschland und die Studentenproteste 1968 in Paris und Berlin.

Die Ausdrucksformen ändern sich, aber das Wesen bleibt. FANTASY – warum nicht, aber bitte qualitativ. Das schmackhafte Obst genießend, sollen wir die mächtigen Wurzeln der deutschen Romantik nicht vergessen. Denn alles Neue ist wohlvergessenes Alte.

#### **Anmerkungen:**

\* „Kurze Geschichte der deutschen Literatur“, Volk und Wissen Verlag, Berlin 1981.

\*\* Safranski, Rüdiger „Romantik. Eine deutsche Affäre“, C. Hanser Verlag, München 2007.

#### ■ Бойко Ламбовски

\*\*\*

Светлината и тъмнината  
летят една срещу друга.  
Летят една срещу друга,  
а ние сме по средата.

1990

\*\*\*

Слънцето всеки ден перва  
с жарък камшик Балканите.  
Каква е тая верига,  
забравила да залегне?

1991

#### ■ Bojko Lambowski

\* \* \*

Das Licht und die Finsternis  
fliegen gegeneinander,  
fliegen gegeneinander,  
und wir sind in der Mitte.

1990

\* \* \*

Jeden Tag schlägt die Sonne  
mit heisser Peitsche den Balkan.  
Was ist das für eine Sklavenkette,  
die hinzulegen vergaß?

1991

Aus dem Bulgarischen von Margarit Shekov

■ Йордан Ковачев

## Из романа „Така започна животът“

Глава 19: Първа среща с Исус

Тази година Великден наближи, а все беше студено и влажно. Нощните бдения на страстната седмица почнаха, а мене не ме взеха на църква нито веднъж.

Не бива, сине, не бива, гало! – казваше стара майка. – Ще ми настинеш, чедо! Като рохко яйце те пазим. Нека всички други да идат, а ние с тебе ще си останем тук. Ще запалим кандилцето, ще се прекръстим и дядо Господ ще ни даде здравице. Па догодина – с тебе ще сме първи!

Ами кошничката ми? – натъжено възразих аз и показах на баба бялата парфинова свещ, навита като кошничка с две картини – ангелчета, отляво и дясно. Вуйчо – моят кръстник – ни изпрати от Пловдив по една кошничка за трима ни. Кака Линка и Асю щяха да се гордеят със своите свещи-кошнички, каквито никой друг не ще има, щяха да ги палят всяка вечер в църква, а моята...

О-о! Ами ще си я запалиш! Щом бие камбаната, ще си я запалиш и ще гори, като че си в църква. Тя като там ще свети: право към небето – ме успокои баба Танка.

Приблизително такъв разговор водехме с баба всяка вечер до разпетия петък вечерта. И тази вечер, щом другите отидоха на църква, стара майка запали кандилото пред иконостаса. Кръсти се и се моли дълго и лампата не запали. Стаята се осветяваше само от кандилото, което озаряваше само донякъде иконите, а цялата стая беше в мрак. Светеше и моята свещица, която баба запали от кандилото и прилепи до него кошничката ми, след като размота от нея доста.

Вратата на кухнята беше отворена и подпряна със стол, за да идва топлина от огнището, на което горяха лозови кютюци. И все пак в стаята беше хладно.

Стара майко, студено ми е – казах аз, потерпервайки колкото от студ, толкова и от влиянието на полумразната стая, тайнствено осветявана от кандилото и от свещта.

Ела, чедо, ела с мене в кухнята. Ще седнем при огъня и ще се стоплиш, докато дойдат другите.

Баба постла шалтето пред огнището, седна и ме взе

на скута. С машината тя подтъкна огъня, размести кютючетата, постави още и огънят загоря буйно, ближейки дебелината опушена верига, която като черен език се спущаше от комина. Някои пламъци бяха червени, някои бледожълти, а някои изглеждаха сини, като светещ дим. Аз гледах техните движения и не можех да отгатна чудото на горенето.

Бабо, какво нещо е горенето? – попитах аз.

Какво! Ето, нали го виждаш? – отговори тя затруднена. – Като го палиш – гори.

Виждам го, но не знам какво е.

Ами и аз не знам, баба! Така съм го запомнила – огън. И досега не съм се сетила да питам какво е. Па може и никой да не знае.

Бабо, аз когато порасна, ще науча какво е! – казах унесено загледан в играта на пламъците и в пращането на горящите кютюци.

Чудно и необяснимо ми беше това, че от кютюците излиза пламък, движи се като жив нагоре и изчезва без следа. А преди малко същите кютюци бяха в сандъчето за дърва и нищо не излизаше от тях, и никой не би могъл да допусне, че в тях има някакъв пламък със светлина и топлина.

В това време камбаната на църквата „Свети Димитър“ започна да бие и да възвестява в студената и тъмна нощ смърт или погребение. Металическото ридание изпълни и нашата полутъмна кухня, а при втората тройка удари изпълни и мене. Неволно се обърнах назад и видях силуета на баба и моя, открити на стената от пламъка на огнището, а през вратата – иконостаса, осветен леко от кандилото и свещта. Тя беше изгоряла до там, дето бе размотана от кошничката и лепната на дъската.

Бабо, свещта! – посочих аз.

Баба погледна, разбра, стана, угаси я и пак ме взе у себе си.

Аз исках да я питам нещо, но не можех да намеря сили. Камбаният звън нахлуваше все по-дълбоко в мене. Ето и „Света Богородица“ заридна в тишината. След нея и камбаната на „Света Петка“ заби. Ридаше бронзовата сплав, градът, земята.

Бабо, бабо! – с преглъщане при сухо гърло прошепнах аз.

Какво, чедо?

Камбаните бият... Всичките камбани. Като за татко.

Бият, чедо! Всички камбани бият, защото сега погребват Исус Христос.

„Погребват Исус Христос“ – мислено повторих аз, без да откъсна очи от огъня и заслушан в риданието на камбаните, които като по уговорка редяха своето звънене като всеобщ плач, ридание, неудържими вопли. Това може и друг път да е споменавано пред

мене, но сега за пръв път ме овладя. „Погребват Исус Христос“. И за него бият всички камбани! Сигурно и той е бил добър, мил и нежен като моя татко, затова...Долната ми устна затрепери и огънят започна да се мерзелее през бликналите сълзи.

Бабо, добър ли е бил Исус? – след известно двоумение попитах аз.

Много добър, мое чедо!

Повече от татко ли?

Баба замълча. Не са ли се борили в сърцето ѝ две чувства? Привързаността към изгубения достоен зет, обичан като син, и тая към невидимата и едва доловима истина, която стои над всичко?

А, бабо? – настоявах аз.

Повече, сине, повече! Той е бил самата доброта, дошла на земята да спаси хората от злото. А те го убили...

Аз подскочих и се обърнах с гръб към огъня и пресякох баба.

Кои са го убили? Защо са го убили, бабо?

Лошите, злите хора, мое чедо. Убили го, за да няма милост, за да няма правда на земята, както искал Исус. Сложили му на главата венец от тръни, били го, заплашвали го, разпънали го на кръст и проболи гърдите му с копие.

Бабо-о! Бабо-о! Защо са го убили? Не искам! Не искам да го убиват! – се разридах аз, прегръщайки баба ми, а цялото ми тяло звънеше от звъна на камбаните. – Не искам, не трябва, бабо, да го убиват. Чуваш ли, бабо! Не трябва!

Баба ме прегърна, притисна ме към себе си и искаше да ме успокои, но не знаеше как. Аз се късах от страшна мъка и стенания, като при погребението на баща ми. Всеки неин опит, всяка нейна дума ме разридаваха по-отчаяно. Като че затлачена и потисната в душата, стара, втвърдена скръб се изтръгваше от мене и раздираше гърдите ми. Скоро и тя не удържа. Камбаните на трите църкви още звънеха до примиране жално, аз ридаях в прегръдките ѝ, скръбта за татко и всеобщата скръб за Исус се сляха и у нея. Стара майка почна да плаче с мене.

Бабо, защо, бабичко моя, защо са го убили? Не искам, не трябвало, бабо, да го убиват.

Не трябвало, сине, не трябвало – със старческо хълцане ми отговаряше баба и едрите ѝ сълзи се сливаха с моите, докато постепенно замираха камбанните ридания едно след друго, загасваше огънят, замираше мъката в сърцето.

Когато баба и аз престанахме да плачем, нито аз, нито тя имаше сили да мръдне. Аз слушах как тупти нейното сърце и лекия шум от дишането ѝ. Усещах туптенето на моето сърце и следях шума в ушите ми,

като се стараех да разбера откъде иде и да разпозная отделни звуци в него.

У дома няма татко! Няма Исус за всички хора! Защо сме ограбени така? Като ги няма тях, защо има още свят, човеци, животни, растения? Какво е всичко това без тях? Ами аз какво съм без добрия татко и най-добрия Исус? Какво съм? Какво? – мислех на откъслечи аз и при всяка мисъл, като кръв от развредена рана, бликваше мъка в гърдите и сълзи в очите ми.

Бабо! Бабо!

Какво, мило чедо?

Защо да живеем, като ги няма?

Кои, сине?

Татко и Исус Христос. Не мога, бабо, без тях! Не мога, бабо-о-о, не мога! – заридях отново аз.

Трябва, сине, трябва да живееш, да пораснеш, да станеш, чедо, добър като тях! – и баба пак заплака, отново увлечена от моята мъка.

Невъзможно ми беше да допусна, че аз мога да стана добър като татко и като Исус, когато порасна.

Ами аз съм толкова лош! Нищо, нищо добро не помня да съм направил, а колко пъти съм ядосвал мама и кака, колко пъти съм разплаквал Асенко за някоя играчка! Не, аз не мога да стана като тях. Ако бяха живи, ако можех да ги гледам, да ги слушам, аз щях да правя само онова, което ми кажат и... може би. Сега тях ги няма. Татко затрупаха в земята, Исус убили – мислите ми пак стигнаха до отчаяние. нов пристъп, сега от сподавен плач, от безизходна мъка, ме разтърсиха и аз загубих всичките си сили и увиснах в ръцете на баба.

Примаяването преминало в сън. Стара майка ме сложила в леглото. Аз разбрах това едва сутринта, без да чуя кога мама и другите са се върнали от църква. През цялата нощ обаче аз горях в огън, чувах погребален звън, виждах безбройни шестивия, пред които вървяха татко и Исус по един бял път, който започваше от нашата улица, опираше се на сините върхове над града и се губеше в небето.

■ Jordan Kowatschew

## Aus dem Roman „So begann das Leben“

Kapitel 19: Die erste Begegnung mit Jesus

In diesem Jahr rückte Ostern näher, und es war immer noch kalt und nass. Es begannen die Nachtmessen der Passionswoche, aber mich nahm man kein einziges Mal zur Kirche mit.

„Das darf man nicht, mein Sohn, das darf man nicht, mein Lieber!“ – sagte die alte Mutter. – „Du wirst dich erkälten, liebes Kind. Wie ein weichgekochtes Ei hüten wir dich. Mögen alle anderen hingehen, aber wir beide, du und ich, wir bleiben doch hier. Wir werden das Ewige Licht anzünden, wir werden uns bekreuzigen und der liebe Gott wird dir ein bisschen Gesundheit geben. Und im nächsten Jahr werden wir mit dir als erste hingehen!“

„Und was wird mit meinem kleinen Korb geschehen?“, erwiderte ich traurig und zeigte meiner Oma die weiße Kerze aus Paraffin, die wie ein kleiner Korb mit zwei Bildern – kleine Engel – rechts und links – gebogen worden war. – „Der Onkel, mein Taufpate, sandte uns aus Plowdiw je einen kleinen Korb für uns drei. Meine ältere Schwester Linka und Asju wären auf ihre Kerzenkörbe stolz gewesen, die kein anderer haben würde, sie hätten sie jeden Abend in der Kirche angezündet, und was wäre mit meinen?...“

„O-oh! Du wirst sie doch anzünden! Wenn die Glocke läutet, wirst du sie anzünden und sie wird brennen, als ob du in der Kirche wärest. Sie wird so wie in der Kirche leuchten: direkt durch den Himmel.“ – beruhigte mich die Oma Tanka.

Ein solches Gespräch führten wir mit meiner Oma ungefähr jeden Abend bis zum Karfreitagabend. Und an diesem Abend zündete die alte Mutter, als die anderen zur Kirche gingen, das Ewige Licht vor dem Ikonostas an. Sie bekreuzigte sich und betete lange, und sie zündete die Petroleumlampe nicht an. Das Zimmer wurde nur vom Ewigen Licht beleuchtet, das nur teilweise die Ikonen beschien, das ganze Zimmer versank sonst in Dunkelheit. Es leuchtete meine Kerze auch, die meine Oma am Ewigen Licht entzündete, und sie stützte darauf meinen kleinen Korb, nachdem sie ziemlich viel davon abgewickelt hatte.

Die Tür der Küche war offen und stützte sie auf einen Stuhl, damit Wärme aus dem Herd, in dem getrocknete Weinstockstämme brannten, wick und hinein kam. Und es war immerhin kühl im Zimmer.

„Alte Mutti, mir ist kalt“, sagte ich, indem ich sowohl von dem Frost, als auch vom Einfluss des halbdunklen Zimmers zitterte, das geheimnisvoll vom Ewigen Licht und von der Kerze beleuchtet wurde.

„Komm, liebes Kind, komm mit mir in die Küche. Wir setzen uns ans Feuer und du wirst dich aufwärmen, bis die anderen zurückkommen“.

Die Oma breitete die Bettdecke vor dem Herd aus, setzte sich und nahm mich auf ihren Schoß. Mit der Ofenzange wühlte sie im Feuer herum, stellte die Weinstockstämme anders, fügte noch mehr davon hinzu und das Feuer begann heftig zu brennen, indem es die dicke, verrußte Kette leckte, die wie eine schwarze Zunge vom Schornstein herunterfiel. Einige Flammen waren rot, andere – blassgelb, und etliche sahen blau wie leuchtender Rauch aus. Ich sah ihre Bewegungen und konnte das Wunder des Brennens nicht erraten.

„Oma, was für eine Sache ist das Feuer?“ – fragte ich.

„Was! Hier ist es, du siehst es, nicht wahr?“ – erwiderte sie verwirrt. – „Wenn du es anzündest, brennt es.“

„Ich sehe es, aber ich weiß nicht, was es ist.“

„Ich weiß es auch nicht, mein Lieber! So habe ich es in Erinnerung behalten – das Feuer. Und bislang bin ich nicht auf die Idee gekommen, danach zu fragen, was es ist. Es kann wohl sein, dass es niemand weiß.“

„Oma, wenn ich groß bin, erfahre ich, was es ist!“ – sagte ich träumerisch, indem ich die Flammen und das Knistern der brennenden Weinstockstämme anstarrte.

Es schien mir wunderbar und unerklärlich, dass aus den Weinstockstämmen eine Flamme hervorkommt, wie ein Lebewesen emporsteigt und spurlos verschwindet. Und vor kurzem lagen dieselben Weinstockstämme im kleinen Kasten für Brennholz und nichts kam aus ihnen hervor, und niemand könnte annehmen, dass in ihnen eine solche Flamme mit Licht und Wärme steckt. In dieser Zeit begann die Glocke der Kirche „Der Heilige Dimiter“ zu läuten und in der kalten und dunklen Nacht entweder Tod oder Beerdigung zu verkünden. Das klingende Schluchzen erfüllte auch unsere halbdunkle Küche, und bei der zweiten Drei von Schlägen erfüllte es auch mich. Unwillkürlich wandte ich mich um und ich sah die Silhouette der Oma und meine auch, die an der Wand durch die Flamme des Herdes abgezeichnet waren, und durch die Tür – den Ikonostas, der vom kleinen Ewigen Licht und von der Kerze leicht beleuchtet wurde. Sie war bis da abgebrannt, wo sie vom kleinen Korb abgewickelt und auf das Brett geklebt wurde.

„Oma, die Kerze!“ – wies ich darauf hin.

Die Oma schaute dorthin, sie begriff es, stand auf, löschte sie und nahm mich wieder auf ihren Schoß. Ich wollte sie nach etwas fragen, aber ich konnte keine Kraft dafür finden. Das draußen klingende Glocken-

läuten drang immer tiefer in mich ein. Siehe, auch die Kirche „Die heilige Mutter Gottes“ begann in der Stille zu schluchzen. Nach ihr begann auch die Glocke der Kirche „Die heilige Petka“ zu läuten. Es schluchzte die Bronzelegierung, die Stadt, die Erde.

„Oma, Oma!“ – flüsterte ich mit einem Schlucken bei trockener Kehle.

„Was ist los, liebes Kind?“

„Die Glocken läuten... Alle Glocken. Wie für meinen Vater.“

„Sie läuten, liebes Kind! Alle Glocken läuten, weil man jetzt Jesus Christus begräbt.“

„Man begräbt Jesus Christus.“ – wiederholte ich in Gedanken, ohne den Blick vom Feuer zu wenden und dem Schluchzen der Glocken lauschend, die wie bei einer Vereinbarung ihr Läuten wie ein allgemeines Weinen, wie ein Schluchzen, wie unaufhaltsame Wehrufe erklingen ließen. Das mag man auch früher einmal vor mir erwähnt haben, aber jetzt erfasste es mich zum ersten Mal. „Man begräbt Jesus Christus“. Und für ihn läuten alle Glocken! Sicher war er auch gut, lieb und zärtlich wie mein Vater, und deswegen ist es so ... Meine Unterlippe begann zu zittern und das Feuer begann durch meine herausströmenden Tränen zu schimmern.

„Oma, war Jesus gut?“ – fragte ich nach einem gewissen Zögern.

„Sehr gut, mein Kind!“

„Besser als mein Vati?“

Oma schwieg still. Kämpften in ihrem Herzen nicht zwei Gefühle? Die Verbundenheit mit dem verstorbenen würdevollen Schwiegersohn, der wie ein Sohn geliebt wurde, und diejenige mit der unsichtbaren und kaum spürbaren Wahrheit, die über allem steht?

„Sagst du mir, Oma?“ – bestand ich doch darauf.

„Besser, mein Sohn, besser! Er war die Güte selbst, die auf diese Erde kam, um die Menschen vom Bösen zu retten. Und sie ermordeten ihn ...

Ich sprang auf und wandte mich mit dem Rücken zum Feuer und unterbrach die Oma.

„Wer hat ihn getötet? Warum hat man ihn getötet, Oma?“

„Die schlechten, die schlimmen Leute, mein Kind. Sie töteten ihn, damit es keine Gnade gebe, damit es keine Gerechtigkeit auf Erden gebe, wie Jesus es wollte. Sie legten auf seine Stirn eine Dornenkrone, sie schlugen ihn, sie bedrohten ihn, sie kreuzigten ihn und stießen mit dem Speer in seine Seite.

„Oma-a-a! Oma-a-a! Warum hat man ihn getötet? Das will ich nicht! Ich will nicht, dass man ihn tötet!“ – ich begann zu schluchzen, indem ich meine Oma umarmte, und mein ganzer Leib klang samt dem Glockenläuten. – „Ich will es nicht, das soll man nicht

tun, Oma, man soll ihn nicht töten. Hörst du mich, Oma! Das soll man nicht tun!

Oma umarmte mich, presste mich an sich und wollte mich beruhigen, wusste aber nicht wie. Ich verging vor schrecklicher Qual und vor dem Stöhnen, so wie bei der Beerdigung meines Vaters. Jeder ihrer Beruhigungsversuche, jedes ihrer Worte ließen mich verzweifelter schluchzen. Als ob sie verschlammt und unterdrückt in meiner Seele wäre, entrann mir selbst eine alte, verhärtete Trauer und zerriss meine Brust. Bald beherrschte sie sich auch nicht. Die Glocken der drei Kirchen läuteten immer noch traurig bis zur vollen Erschöpfung, ich schluchzte in ihren Armen, die Trauer um meinen Vater und die allgemeine Trauer um Jesus vereinigten sich auch in ihr. Die alte Mutti begann mitzuweinen.

„Oma, warum, mein Omalein, warum hat man ihn getötet? Ich will es nicht, Oma, man hätte ihn nicht töten sollen.“

„Das sollte man nicht tun, mein Sohn, das sollte man nicht tun“ – erwiderte mir Oma mit einem greisenhaften Schluchzen und ihre großen Tränen vereinigten sich mit den meinen, während das Glockenschluchzen allmählich, das eine nach dem anderen, nachließen, das Feuer erlosch, die Qual im Herzen aufhörte.

Als wir, Oma und ich, zu weinen aufhörten, hatte weder ich, noch sie Kraft, sich zu rühren. Ich hörte wie ihr Herz schlug und das leichte Rauschen ihres Atmens. Ich spürte das Schlagen meines Herzens und lauschte dem Rauschen in meinen Ohren, indem ich danach strebte, zu verstehen woher es kommt, und einzelne Laute in ihm zu erkennen.

„Zu Hause gibt es den Vati nicht! Es gibt den Jesus für alle Leute nicht! Warum sind wir so beraubt? Wenn die nicht anwesend sind, warum gibt es noch die Welt, die Menschen, die Tiere, die Pflanzen? Was wäre all das ohne sie? Und ich, was bin ich ohne den guten Vati und den besten Jesus? Was bin ich? Was?“ – dachte ich mit Unterbrechungen und bei jedem Gedanken stieß mir, wie aus einer wieder aufgebrochenen Wunde, Qual aus der Brust heraus und mir strömten Tränen aus den Augen.

„Oma! Oma!“

„Was ist los, liebes Kind?“

„Warum sollen wir leben, wenn die nicht anwesend sind?“

„Wer, mein Sohn?“

„Vati und Jesus Christus. Ich kann ohne sie nicht, Oma! Ich kann es nicht, Oma-a-a, ich kann es nicht!“ – ich begann wieder zu schluchzen.

„Du sollst, mein Sohn, du sollst leben, groß werden, gut werden wie sie, mein Kind!“ – und Oma begann wieder zu weinen, weil sie wieder von meiner Qual beeinflusst war.

Es war mir unmöglich sogar anzunehmen, dass ich, wenn ich groß werde, gut wie Vati und wie Jesus werden kann.

„Ich bin doch so schlecht! An nichts, nichts Gutes erinnere ich mich, wenn ich an mein Tun denke, und sehr oft ärgerte ich Mutti und meine ältere Schwester, sehr oft ließ ich Asenko wegen irgendwelchem Spielzeug weinen! Nein, ich kann nicht wie sie werden. Wenn sie am Leben gewesen wären, könnte ich auf sie schauen, auf sie hören, ich hätte nur das getan, was sie mir sagen, und dann...könnte es vielleicht klappen. Nun sind sie nicht anwesend. Vati begrub man in die Erde, Jesus tötete man“ – meine Gedanken wurden wieder von der Verzweiflung umwölkt. Ein neuer Anfall, diesmal der Anfall unterdrückten Weinens, ausweglose

■ Евелина Митева

\*\*\*

Няма как да съхраня  
любовта във времето.  
За щастие тя се побира цялата  
в един миг.

## Любов на части

Нямам нужда от половината ти любов,  
нито от три четвърти или тринайсет двайсти;  
нито мога да разделя любовта си на две  
и да ти увия половината за вкъщи.

## Скандална

е хрониката на ежедневието.  
Скандална е  
невзрачността на раните,  
които понасяме;  
мълчаливостта на отсъствията,  
безличието на думите.  
Скандално е  
колко малко любов ни трябва  
и че точно толкова не достига.

Qual erschütterte mich und ich verlor alle meine Kraft und brach in den Armen meiner Oma zusammen.

Das Zusammenbrechen ging in einen Schlaf über. Die alte Oma hat mich im Bett liegen lassen. Das habe ich erst am Morgen verspürt, ohne zu vernehmen, wann Mutti und die Anderen von der Kirche zurückgekommen sind. Die ganze Nacht über brannte ich aber in einem Fieber, ich hörte die Glocken zur Beerdigung läuten, ich sah unzählige Züge, vor denen Vati und Jesus einen weissen Weg gingen, der von unserer Straße begann, sich auf die blauen Berge über der Stadt stützte und sich im Himmel aus den Augen verlieren ließ.

Aus dem Bulgarischen von Margarit Shekov

■ Evelina Mitewa

\*\*\*

Es ist mir nicht möglich,  
die Liebe in der Zeit zu bewahren.  
Zum Glück ist sie gänzlich  
in einem Augenblick bewahrt.

## Die Liebe stückweise

Die Hälfte deiner Liebe brauch' ich nicht.  
Weder drei Viertel oder dreizehn Zwanzigstel;  
noch kann ich meine Liebe durch zwei teilen  
und dir die Hälfte für Zuhause einpacken.

## Skandalös

ist die Chronik des Alltags.  
Skandalös ist  
die Unansehnlichkeit der Wunden,  
die wir ertragen;  
die Schweigsamkeit der Abwesenheiten,  
die Gesichtslosigkeit der Worte.  
Es ist skandalös,  
wie wenig Liebe wir brauchen  
und dass es genau soviel uns mangelt.

Aus dem Bulgarischen von Margarit Shekov

## СТРАХ

Разказ

Пьотр Версанов с необичайно бавни движения отключи входната врата на бащиния дом. Още по-мудно премина през хола. Източената му като лък на цигулка фигура днес беше непривично отпусната. Сърцето му неспокойно туптеше. Спря. Пое си въздух. Сърцето му продължаваше да тупти неритмично. Приседна на фотьойла и се опита да подреди мислите си. Липите на тяхната улица за десети път разцъфваха, откакто майка му почина, но неговият поглед все още се изпълваше с тъга, когато видеше празно любимото ѝ място до камината. Баща му броеше щедри пари на домашни прислужнички дъбовият паркет и старинните мебели както преди да блестят от чистота, въпреки това не беше същото. А днес съпругата на Пьотр гаснеше в болница. Единствено присаждане на бъбрек щеше да я вдигне на крака. От шест месеца очакваха донор – повече не можеше да се отлага. Младият Версанов се подложи на изследване – за щастие органите им се оказаха съвместими. Личният лекар, с уверен тон го осведоми, че много хора, претърпели предстоящата му операция, запазват жизнеността си до дълбоки старини. И без неговите успокояващи думи щеше да легне под ножа, защото не искаше да лиши децата си от майчини ласки. Не искаше да кукува сам. Свидно му беше и за Рая–Калина. Но с тази постъпка не предаваше ли своя баща?! Възможна е вероятността и от лош край. Тогава кой щеше да сгрива последните години на любимия родител. Пьотр бавно натисна изящната дръжка на вратата. С неуверена походка прекоси заляната от слънчеви лъчи просторна стая. В люлеещия стол срещу еркерния прозорец се бе отпуснал мъж, чието лице имаше цвят на изсъхнал лист от бреза.

–Тате, как си днес?

–По-добре от утре.

–Не говори така.

По тъжния глас на сина бащата разбра – здравето на Рая–Калина все още виси на косъм. И вдигна тревожно очи.

–Реших да стана донор!

Погледите им се срещнаха. Пьотр видя как по старческото чело изби пот. Сърцето му започна още по-неритмично да тупти. Всичко досега бе правил в негово име: и отличните бележки, и безкрайните

часове с цигулката. След години се увлече, но в началото залягаше, за да му създава радост, не само заради любовта, с която го обгръщаше, а и заради това което баща му представляваше като личност.

–Татко, няма опасност! – като в скоропоговорка заговори синът.– Лекарите ми обясниха, че човешкият бъбрек работи с три процента от възможностите си. Когато единият се отстрани, по естествен път се активира другият. Нашият организъм е умна, свършена машина.

Гледаше широко отворил очи и чакаше одобрително кимване. Ако ведро му кажеше: “На прав път си!”, беше уверен – даряването на органа щеше да мине като по ноти. А толкова силно въздействие имаха бащините думи, защото според Петьо, както галено въщи наричаха Пьотр, Версанов–старши беше целунат от Бога. Въдворен, който може да преживее седем години в трудовъзпитателните общежития\* на социалистическа България, трябва да притежава не само стоманено здраве, а и изключителен дух – така си мислеше синът и изпитваше гордост, че има такъв баща. Е, преди Промяната само с майка си споделяше колко е горд и правеше всичко възможно да му носи радости.

Откакто се помнеше, възрастният Версанов мечтаеше да стане композитор. Пред приятели шеговито подхвърляше:

–Дадох на единствената си рожба руско име, за да покажа на целия град, че съм прегърнал червената идея.

А двамата със съпругата си знаеха – синът им е кръстен на Пьотр Чайковски, твореца, по чиято музика Методи се захласваше.

След като се върна от Белене не само симфоничните оркестри, но и подиумите на селските ресторанти се оказаха недостъпни за бившия концлагерист – управляващите се страхуваха той, врагът на народа, да работи сред много хора. Наложил се да потърси друго препитание, а Петьо си обеща да даде живот на мечтите му. Дълбоко в неговата душа се таеше болка, че все още не бе успял да сътвори ритми по сила на въздействие равни например на Петко Стайновите\*. Но минаваше за талантлив цигулар. След бурните ръкопляскания на първия му самостоятелен концерт Версанов влезе при него толкова развълнуван, че краката му трепереха.

–Момчето ми! Благодаря! Дано и твоите деца ти носят радости!

И се разплака. Бършеше с блестяща от белота носна кърпичка сълзите си и възторжено гледаше Петьо. Но не така възторжено посрещна Промяната.

–Татко, твоето време дойде!

–Съмнявам се.

Младият Версанов остана изненадан от унилия му глас.

– Душевадците са свалени. Защо не се радваш?!

– Момчето ми, не виждаш ли?! На новите трибуни се пъчат синчета на бивши номенклатури. Каква промяна можеш да очакваш от тях?! Расли са по едно, две в семейства, затънали в охолство и незароботени привилегии. От такива воеводи не очаквай път нагоре.

Петьо внимателно прехвърли през ума си тези, които познаваше – наистина прав беше баща му. А той, вторачен в цигулката, не бе забелязал как се е подредило кубчето на Рубик. Но въпреки това откритие душата му продължаваше да бъде огрявана от най-светли надежди.

– Тате, бъди оптимист! Сега може и орден за борба против комунизма да ти дадат. Може и народна пенсия да ти присъдят. Защо не се радваш?! Върху устните на бащата се разля усмивка.

– Скъпи, не ми трябва по-голяма награда от чувството за цялост, с което е изпълнена моята душа. По-златна награда от тази никое правителство не може да ми поднесе.

– Татко, защо не вярваш в Промяната?!

– Не е този пътят! Времето на хората, които могат да изградят демократично общество, ще дойде, обаче не по този път.

– А по кой?

Със сериозно изражение на лицето бащата посочи сърцето си.

– Но е много трудно.

Синът го слушаше внимателно. После му се прииска да си поговорят за Кирил, приятел на баща му от юношеските години.

– Тате, как си намерил сили да го приютиш? Бил си наясно, ако го открият, какво те очаква.

По друг начин не можеш да постъпи.

А страхът! Как се освободи от него?

Не мислех за себе си. Страхува се човек, който е обсебен от мисли за себе си. В онзи миг, когато видях Кирил на входната врата, единственото чувство, което изпитвах, бе желание да му помогна. Беше петата година след Девети\*. Той беше избягал при горяните, но от седмица останали без хляб. Беше слязъл до столицата да търси ятаци. И през ум не ми е минавало да свалям властта, както писаха в милиционерския доклад. Копнеех да се утвърдя в оркестъра, в който от месец работех. И да композирам. Новите управници ми бяха предоставили тези възможности. Ето защо имах доброто намерение да го нахраня, да му дам пари, но и с цялото си сърце да го убедя да се откаже.

Кафявите очи на сина преливаха от преклонение и

възторг. Колкото по-дълбоко нагазваше в живота, толкова по-голяма загадка беше за него ведрото излъчване на лицето и ласкавия тон в гласа на баща му.

– Татко, как успя да не допуснеш злоба в себе си?!

– Мили, всеки трябва да носи кръста си с любов. Тази поука ми е внушена от моите баби и дядовци. На премеждията на своите родители през турско те гледаха не като на черна съдба, а като изпитание. Изпитание на духа! – усмивка съживи лицето му. – А и нещо също много важно: властимащите ти позволиха да следваш, лекувах майка ти и за всичко това без нито лев да се плаща... Приятно им беше да бъдат заедно. В петък и събота след вечеря започваха да свирят на двете цигулки пред топлия, като на млада сърна, поглед на Виолета Версанова. Когато приближаха малките часове, бащата с благ тон казваше:

– Да не безпокоим повече съседите.

Разполагаха се на мечите кожи пред камината или на виенските столове срещу широкоотворения еркереен прозорец и потъваха в откровения. Петьо му разказваше за приятелчетата си. И Методи му разказваше за своите приятели. За дружбата си с Кирил, може би толкова силна, защото и татковците им са били неразделни. Веднъж с мека усмивка на лицето сподели:

– Когато родителите ни разбрали, че по едно също време ще имат бебета решили, ако сме момчета, да ни кръстят Кирил и Методи с пожелание да бъдем така сплотени както двамата български светци.

После пламенно започнаха да си припомнят техния живот. Друг път сърдечно си говореха за изкуството да създадеш здраво семейство. Петьо го чувстваше толкова близък, че една вечер, поруменял от възнение, го попита как да постъпи, за да завърти главата на госпожица, в която е влюбен до уши. Още си спомняше думите на своя баща, казани със сериозен тон:

– Момчето ми, когато една жена обича, каквото и да правиш, тя те обича. А когато не те обича, каквото и да не правиш, тя не те обича. Така че избери очи, които и ти харесваш, и те да те харесват. Само тогава можете да влезете в хармония.

– Татко, ти изпадал ли си в това състояние?

– О, нима не си почувствал! Синко, да си в хармония с майката на твоето дете е велико изживяване. То те осенява с щастие без видими причини.

Петьо знаеше, че говори за неговата майка, знание,

което изпълваше с радостен блясък кафявите му, като кора на планински бук, очи. Тези откровения му помогнаха да направи правилен избор: Рая–Калина не само беше като капка красива, но нещо по-дълбоко! С нея за първи път изпита блаженството на обсебване един от друг. Чувство, което и днес, петнадесет години след Менделсоновия марш, наливаше в телата и душите им наслада.

С възмъжаването си се увеличаваше удоволствието да приседне до баща си, да го изслуша. Понякога възрастният Версанов беше мълчалив, друг път с охота разказваше например за това как в лагера имали право един път в месеца да изпращат писмо със строго определено съдържание: “Жив съм. Здрав съм. Чувствам се добре.” Бил силно привързан към родителите си и живеел само за този час. Не мислел за себе си, болеел единствено за тях. И всяка нощ пламенно се молел да изтика следващия ден, после по-следващия до новото писмо.

От разказите му струеше смирение, любов – вибрации, които помагаша на сина да се освободи от разочарованието натрупано през деня. Тези часове бяха чудотворен балсам за душевните му рани и с охота се потапяше в тях. А неговите момчета защо нямаха желание нито да споделят, нито да го изслушат? Той ли беше друг или времето?! И с тази си постъпка не се ли надяваше да разруши преградата, да завладее техните сърца?!

Петьо гледаше с тъжни очи. Ушите му пищяха от напрежение.

Баща му бе навел глава. Колкото повече остаряваше, се чувстваше по-несигурен, и това състояние отваряше широко вратите на страха. За разлика от онази паметна нощ в този миг бе осенен от нерешителност – празнина, която объркваше душата му и го отвеждаше в задънена улица. Но ако споделеше, знаеше – ще раздвои сина си. А не искаше това да се случва, трябваше да преодолее страха от самотата. Трябваше да забрави за себе си. Пот заливаше челото му. Насочи съзнанието си към милата Рая–Калина. В него ярко оживя погледът ѝ, поглед на подсъдим чакащ присъда. Видя разтревожените лица на внуците си и тези обични лица изсмукаха страха и в душата му запяха великденски камбани. С блестяща от белота кърпичка изтри потта и вдигна глава. Движенията му бяха хармонични до изящество.

–Момчето ми, ако трябва наново да изживея своя живот, пак бих отворил вратата на Кирил. Въпреки ада, в който ме захвърлиха. Дано и ти, каквото и да се случи, никога не съжаляваш, че си помогнал на любимата жена.

-----

\* Трудововъзпитателни общежития – така са се наричали онези затвори в комунистическа България, в които са били изпращани хора опасни за стабилността на тоталитарното правителство на Българската комунистическа партия. Край град Белене е един от тези затвори.

\* Девети – На 09.09.1944 г. в България се установява тоталитарното управление на Българската комунистическа партия.

\* Петко Стайнов – български композитор / 1896–1977 /  
Промяната – смяната / през 1989 г./ в България на тоталитарното управление на Българската Комунистическа Партия с многопартийно.

# ANGST

Erzählung

Pjotr Versanov schloss mit ungewöhnlich langsamen Bewegungen die Haustür des Vaterhauses auf. Er bewegte sich noch langsamer durch das Wohnzimmer. Die Geigenform seiner Figur war heute ungewöhnlich entspannt. Sein Herz pochte unbehaglich. Er blieb stehen. Er atmete tief durch. Sein Herz schlug weiterhin unregelmäßig. Er setzte sich auf den Sessel und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Die Limetten auf ihrer Straße blühten zum zehnten Mal seit dem Tod seiner Mutter, aber sein Blick füllte sich immer noch mit Traurigkeit, als er sah, dass ihr Lieblingsplatz neben dem Kamin leer war. Sein Vater zählte großzügig Geld für Hausmädchen, Eichenparkett und antike Möbel wie zuvor, die vor Reinheit glänzten, aber es war nicht dasselbe. Und heute ist die Frau von Pjotr im Krankenhaus verblasst. Nur eine Nierentransplantation würde ihr auf die Beine helfen. Sie haben schon sechs Monate auf einen Spender gewartet – es konnte nicht mehr verschoben werden. Der junge Versanov wurde untersucht – zum Glück waren ihre Organe kompatibel. Der Leibarzt teilte ihm in einem selbstbewussten Ton mit, dass viele Menschen, die sich einer bevorstehenden Operation unterzogen hatten, ihre Vitalität bis ins hohe Alter bewahren. Und ohne seine beruhigenden Wörter würde er unter dem Messer liegen, weil er seine Kinder nicht der mütterlichen Liebkosungen berauben wollte. Er wollte nicht allein kuckucken. Er war auch an Raia-Kalina gewöhnt. Aber hat er mit dieser Tat seinen Vater nicht verraten?! Es ist auch die Wahrscheinlichkeit von einem schlechten Ende möglich. Dann, wer würde die letzten Jahre seines geliebten Elternteils heilen?

Pjotr drückte langsam auf den eleganten Türgriff. Mit schwankendem Gang durchquerte er den sonnenverwöhnten Raum. In dem Schaukelstuhl gegenüber dem Erkerfenster saß ein Mann, dessen Gesicht die Farbe eines getrockneten Birkenblattes hatte.

- Papa, wie geht es dir heute?
- Besser als morgen.
- Sprich nicht so.

In der traurigen Stimme ihres Sohnes verstand der Vater – die Gesundheit von Raia-Kalina hing noch im Haar. Und er hob seine angstvollen Augen.

– Ich habe die Entscheidung getroffen, einen Spender zu bekommen!

Ihre Blicke trafen sich. Pjotr sah Schweiß auf der Stirn des alten Mannes. Sein Herz begann noch ungenauer zu schlagen. Alles, was er bisher getan hatte in seinem Namen war: Die ausgezeichneten Noten und die endlosen Stunden mit der Geige. Jahre später wurde er weggetragen, aber am Anfang legte er sich hin, um seinem Vater Freude zu bereiten, nicht nur wegen der Liebe, die er umarmte, sondern auch für das, was sein Vater als Persönlichkeit darstellte.

– Papa, es besteht keine Gefahr! – als der Sohn in einem kurzen Gespräch sprach. – Meine Ärzte erklärten, dass die menschliche Niere mit drei Prozent ihrer Fähigkeiten arbeitet. Wenn eine entfernt wird, aktiviert die andere natürlich. Unser Organismus ist eine intelligente, perfekte Maschine.

Er sah weit offen aus und wartete auf ein zustimmendes Nicken. Als er ihm sagte: „Du bist auf dem richtigen Weg!“, er war zuversichtlich – dass die Organspende gut gehen würde. Und die Wörter des Vaters hatten eine so starke Wirkung, weil Petio, wie Pjotr zu Hause anrief, Versanov – der Große wurde von Gott geküsst. Ein Insasse, der sieben Jahre in den Arbeitererziehungshallen\* des sozialistischen Bulgariens überleben kann, muss nicht nur über stählerne Gesundheit verfügen, sondern auch über einen außergewöhnlichen Geist – so dachte der Sohn, und er war stolz darauf, einen solchen Vater zu haben. So, vor der Änderung unterhielt er sich nur mit seiner Mutter, und erzählte wie stolz er war und tat sein Bestes, um ihm Freude zu bereiten. Seit er sich erinnern kann, träumte der alte Versanov ein Komponist zu werden. Vor seinen Freunden scherzte er:

– Ich gab meinem einzigen Kind einen russischen Namen, um der ganzen Stadt zu zeigen, dass ich die rote Idee annahm.

Und beide, er und seine Frau wussten es – ihr Sohn wurde nach Pjotr Tschaikowsky benannt, dem Künstler, dessen Musik Metodi faszinierte.

Nach seiner Rückkehr aus Belene erwiesen sich nicht nur die Symphonieorchester, sondern auch die Podien der ländlichen Restaurants für den Ex-Konquistador als unzugänglich – die Regierenden fürchteten ihn, den Feind des Volkes, unter vielen Menschen zu arbeiten. Er musste nach einem anderen Lebensunterhalt suchen und Petyo versprach, seinen Träumen Leben einzuhauen. Tief in seiner Seele steckte ein Schmerz, dass er noch keine gewaltsamen Rhythmen wie Petko Staynovite \* hatte erzeugen können. Aber er war ein talentierter Geiger. Nach dem stürmischen Beifall seines ersten Solokonzerts trat Versanov so aufgeregt ein, dass seine Füße zitterten.

– Mein Junge! Vielen Dank! Mögen Ihre Kinder auch Ihnen Freude bringen!

Und er fing an, zu weinen. Er wischte sich mit einem glitzernden weißen Taschentuch die Tränen ab und sah Petyo mit Begeisterung.

Aber er war nicht so begeistert von der Änderung.

- Papa, deine Zeit ist gekommen!
- Ich bezweifle es.

Der junge Versanov war überrascht von seiner bescheidenen Stimme.

- Die „Seelezieher“ sind niedergeschlagen.

Warum bist du nicht glücklich?!

- Mein Junge, siehst du nicht?! Auf den neuen Tribünen stehen die Söhne früherer Nomenklaturen. Welche Änderung können Sie von ihnen erwarten?! Sie sind in Familien zu ein oder zwei gewachsen, in vollem Reichtum und unverarbeiteten Privilegien. Von solchen Häuptlingen erwarten Sie keinen Aufstieg.

Petyo übertrug sorgfältig diejenigen, die er wusste – wirklich sein Vater hatte Recht. Und er, der auf die Geige startete, hatte Rubiks Würfel nicht bemerkt. Aber trotz seiner Entdeckung wurde seine Seele immer noch von den hellsten Hoffnungen erleuchtet.

- Papa, sei Optimist! Jetzt können sie dir eine Medaille für den Kampf gegen den Kommunismus geben. Sie können dir eine Volksrente geben. Warum bist du nicht glücklich?!

Da war ein Lächeln auf den Lippen seines Vaters.

- Lieber, ich brauche keine größere Belohnung als das Gefühl der Integrität, mit dem sich meine Seele erfüllt. Eine goldene Belohnung von dieser kann keine Regierung mir anbieten.

- Papa, warum glaubst du nicht an die Änderung?!

- Das ist nicht der Weg! Die Zeit der Menschen, die eine demokratische Gesellschaft aufbauen können, wird kommen, aber nicht jedoch auf diesem Weg.

- Und wie?

Mit einem ernsten Gesichtsausdruck zeigte der Vater auf sein Herz.

- Aber es ist sehr schwer.

Der Sohn hörte ihm aufmerksam zu. Dann wollte er über Kiril sprechen, einen Freund seines Vaters aus den Teenagerjahren.

- Papa, wie hast du die Kraft gefunden, ihn nach Hause zu bringen? Du hast gewusst, wenn sie ihn finden, was dich erwartet.

Ich könnte nicht anders machen.

Und die Angst! Wie ist er die losgeworden?

Ich habe nicht an mich gedacht. Angst hat einen Mensch, der davon besessen ist, an sich selbst zu denken. In dem Moment, als ich Kiril an der Haustür sah, das einzige Gefühl, das ich hatte, war der Wunsch, ihm zu helfen. Es war das fünfte Jahr nach dem Neunten\*. Er war zu den „Gorianite“ geflohen, hatte aber eine

Woche lang kein Brot mehr. Er war in die Hauptstadt gekommen, um nach Unterstützern zu suchen. Es ist mir nie durch den Kopf gegangen, die Macht zu stürzen, wie es im Milizbericht geschrieben war. Ich sehnte mich danach, mich in dem Orchester zu etablieren, in dem ich schon einen Monat gearbeitet habe. Und zu komponieren. Die neuen Herrscher hatten mir diese Möglichkeiten gegeben. Deshalb hatte ich die gute Absicht, ihn zu füttern, Geld zu geben, aber von ganzem Herzen, ihn zu überreden, aufzugeben.

Die braunen Augen des Sohnes waren voller Enthusiasmus und Begeisterung. Je tiefer er in das Leben watete, desto größer war das Rätsel für ihn, das schwache Strahlen des Gesichts und der süße Ton in der Stimme seines Vaters.

- Papa, wie hast du es geschafft, Böswilligkeit in sich selbst zu vermeiden?!

- Meine Lieben, jeder muss sein Kreuz mit Liebe tragen. Diese Lektion ist von meinen Großeltern inspiriert. Zu den Schwierigkeiten ihrer Eltern während der türkischen Sklaverei sahen sie nicht als schwarzes Schicksal an, sondern als eine Prüfung. Prüfung des Geistes! – ein Lächeln belebte sein Gesicht. – Und noch etwas sehr Wichtiges: Die Herrscher ließen dich studieren, sie haben deine Mutter geheilt und das alles, ohne einen Lev zu zahlen...

Es war angenehm für sie, zusammen zu sein. Freitags und samstags nach dem Abendessen begannen sie, die beiden Geigen vor dem warmen, wie ein junges Reh aussehenden Violeta Versanova zu spielen. Wenn die frühen Morgenstunden nähern, sagt der Vater mit leisem Ton:

- Machen wir uns keine Sorgen mehr um die Nachbarn.

Sie sind auf den Bärenfellen vor dem Kamin oder in den Wiener Stühlen gegen das weit geöffnete Erkerfenster gesessen und versanken in der Offenbarung. Petyo erzählte ihm von seinen Freunden. Und Methodius erzählte ihm von seinen Freunden. Für die Freundschaft mit Kiril, vielleicht so stark, weil ihre Väter unzertrennlich waren. Einmal, mit einem sanften Lächeln im Gesicht, teilte er es:

- Als unsere Eltern merkten, dass sie gleichzeitig Babys bekommen würden, haben sie die Entscheidung getroffen, wenn wir Jungen sind, uns Kiril und Methodius zu nennen mit einem Wunsch, so vereint wie die beiden bulgarischen Heiligen zu sein.

Dann fingen sie an, sich an ihr Leben zu erinnern. Ein anderes Mal sprachen sie herzlich über die Kunst, eine gesunde Familie zu gründen. Petio fühlte sich so nah, dass er eines Nachts vor Aufregung errötet fragte, wie er handeln sollte, um einer Dame den Kopf zu verdrehen, in die er verliebt war. Er erinnerte sich noch an die

Wörter seines Vaters, die mit einem ernsten Ton gesagt wurden:

– Mein Junge, wenn eine Frau liebt, was auch immer du tust, liebt sie dich. Und wenn sie dich nicht liebt, egal was du nicht tust, liebt sie dich nicht. So wählst du Aigen, die du magst, und die dich auch mögen. Nur dann können Sie in Harmonie kommen.

– Papa, warst du in diesem Zustand?

– Oh, hast du es nicht gespürt! Sohn, mit der Mutter Ihres Kindes in Einklang zu sein, ist eine großartige Erfahrung. Es stärkt dich ohne ersichtlichen Grund mit Glück.

Petio wusste, dass er über seine Mutter sprach, ein Wissen, das seine Brauntöne, wie ein Hauch von Bergbuche, Augen mit einem schimmernden Schimmer füllte. Diese Offenbarungen halfen ihm, die richtige Wahl zu treffen: Raia-Kalina war nicht nur ein wunderschöner Tropfen, sondern etwas Tieferes! Mit ihr erlebte er zum ersten Mal das Glück der gegenseitigen Besessenheit. Ein Gefühl, das auch heute, fünfzehn Jahre nach dem Mendelssohnmarsch, ihren Körpern und Seelen Freude bereitet.

Mit seiner Männlichkeit hatte er das Vergnügen, sich zu seinem Vater zu setzen und ihm zuzuhören. Manchmal schwieg der ältere Versinov, manchmal wollte er zum Beispiel erzählen, wie er im Lager das Recht hatte, einmal im Monat einen Brief mit genau festgelegten Inhalten zu senden: „Ich bin am Leben. Ich bin gesund. Ich fühle mich gut.“ Er war sehr an seine Eltern gebunden und lebte nur für diese Stunde. Er dachte nicht an sich selbst, er litt nur für sie. Und jede Nacht betete er heftig, um am nächsten Tag, dann am nächsten, den neuen Brief abzuschicken.

Er gab Demut, Liebesvibrationen, die dem Sohn halfen, sich von der Enttäuschung zu befreien, die sich während des Tages angesammelt hatte. Diese Stunden waren ein wunderbarer Balsam für seine körperlichen Wunden, und er war bereitwillig in sie eingetaucht. Und seine Jungs, warum wollten sie ihn nicht teilen oder ihm zuhören? War er ein anderer oder die Zeit?! Und mit dieser Tat hoffte er nicht, die Barriere zu zerstören, ihre Herzen zu erobern?!

Petyo starrte mit traurigen Augen. In seinen Ohren kreischte die Spannung.

Sein Vater hatte den Kopf gesenkt. Je älter er wurde, desto unsicherer fühlte er sich, und dieser Zustand öffnete die Türen der Angst weit. Im Gegensatz zu dieser denkwürdigen Nacht in diesem Moment war er von Unentschlossenheit überwältigt – eine Lücke, die seine Seele verwirrte und ihn in eine Sackgasse führte. Aber wenn er teilte, wusste er, dass er seinen Sohn spalten würde. Und das wollte er nicht, er musste die Angst vor der Einsamkeit überwinden. Er musste sich selbst ver-

gessen. Schweiß schluckte seine Stirn. Er richtete seine Gedanken auf die liebe Raia-Kalina. Ein Blick auf sie war in ihm lebhaft, ein Blick von einem Beklagten, der auf ein Urteil wartete. Er sah die unruhigen Gesichter seiner Enkelkinder, und diese liebevollen Gesichter zogen die Angst auf sich und sein Herz sang Osterglocken. Mit einem weißen Tuch wischte er sich den Schweiß ab und hob den Kopf. Seine Bewegungen waren harmonisch bis exquisit.

– Mein Junge, wenn ich mein Leben wieder leben müsste, würde ich Kirils Tür wieder öffnen. Trotz der Hölle, in die sie mich warfen. Ich hoffe, was auch immer geschieht, dass du nie bereust, der geliebten Frau geholfen zu haben.

#### *Anmerkungen:*

\* Arbeitserziehungshallen – so wurden jene Gefängnisse im kommunistischen Bulgarien genannt, in die Menschen geschickt wurden, die von der Stabilität der totalitären Regierung der bulgarischen kommunistischen Partei bedroht waren. In der Nähe der Stadt Belene ist eines dieser Gefängnisse.

\* Neunten – Am 09.09.1944 wird in Bulgarien die totalitäre Herrschaft der bulgarischen Kommunistischen Partei etabliert.

\* Petko Staynov – Bulgarischer Komponist / 1896–1977 / Die Änderung – die Änderung / im Jahr 1989 / in Bulgarien der totalitären Herrschaft der bulgarischen kommunistischen Partei mit Mehrparteien.

■ Антоанета Богоева

\*\*\*

Застана ли до някое растение,  
вятърът го задвижи и то ме погледне.  
С тънкия край на сърцето си ми помаха.  
Влизам в живота му нежно и плахо.  
От дума на дума с него порастваме.  
Аз ставам свят, то пространство.

\*\*\*

Достатъчно е тревата  
да облече с любов листата ми.  
Да даде на вятъра огъня на прашеца.  
Да подиша заедно с мене в небето.  
Да ме пусне в своето име.  
В зеленото ѝ да съм зрима.  
Да ми направи от себе си дреха.  
Аромат, светлина и утеха.

Какво повече да поискам?  
Аз съм човек от тревата по-ниска.  
Дори да ме вземе в ръката си цялата,  
тя ще е прах след мен изгоряла.  
Дори да ме носи и да ме пее,  
аз ще съм облак, поникнал над нея.

■ Antoaneta Bogoewa

\*\*\*

Wenn ich neben einer Pflanze stehe,  
der Wind bewegt sie und sie schaut mich an.  
Mit dem dünnen Ende ihres Herzens winkt sie mir.  
Zart und schüchtern trete ich in ihr Leben.  
Von Wort zu Wort wachsen wir, sie und ich, auf.  
Ich werde zu einer Welt, sie wird zu einem Raum.

\*\*\*

Es genügt, dass das Gras  
meine Blätter mit Liebe kleidet;  
Dem Wind das Feuer des Blütenstaubs gibt;  
Mit mir im Himmel eine Weile atmet;  
Mich in seinen Namen treten lässt;  
Dass ich in seinem Grün sichtbar bin;  
Dass es mir aus sich selbst ein Kleid,  
einen Duft, ein Licht, einen Trost macht.

Was soll ich noch begehren?  
Ich bin Mensch, der kleiner als das Gras ist.  
Auch wenn es mich ganz in seine Hand nimmt,  
wird es nach mir verbrannter Staub sein.  
Auch wenn es mich trägt und singt,  
Werde ich über ihm wachsende Wolke sein.

Aus dem Bulgarischen von Margarit Shekov

Маргарит Жеков

\* \* \*

В паяжината:  
пленени снежинки –  
вали първи сняг.

\* \* \*

Ех, купичката  
за котето в твоя двор –  
пълна с летен дъжд.

## Двата края на стълбата

Понякога ненадейно  
двамата края на стълбата се срещат:  
президентът, върховният главнокомандващ,  
и бедният безработен поет;  
Понякога се случва  
двамата края на стълбата да се познават,  
да са приятели, съученици от деца:  
срещат се, прегръщат се  
веднъж или дважд в живота –  
при среща на випуска или  
при церемония в президентството,  
но никой няма да злепостави другия –  
затова никой не ще разкрие  
своите скърби пред другия;  
Всеки сам трябва молитвено  
да похлопа на вратата на надеждата  
и макар отдалеч да ни се струва,  
че всеки блъска тази старовремска врата,  
всъщност всеки ѝ прави изкуствено дишане  
благоговейно вътре в себе си...

■ Margarit Shekov

\*\*\*

In der Spinnwebe –  
gefangene Schneeflocken:  
der erste Schnee.

\*\*\*

Ach, der Futternapf  
für die Katze auf dem Hof –  
ist voller Sommerregen.

## Die beiden Enden der Treppe

Manchmal treffen sich unerwartet  
die beiden Enden der Treppe:  
der Präsident, der höchste Oberbefehlshaber,  
und der arme arbeitslose Dichter;  
Manchmal geschieht es so,  
dass sich die beiden Enden der Treppe kennen,  
dass sie Mitschüler, Freunde von Kind an sind:  
sie begegnen sich, sie umarmen sich  
einmal oder zweimal im Leben –  
bei einem Treffen des Schuljahrgangs oder  
bei einer Zeremonie im Präsidentenhaus,  
aber niemand wird den anderen bloßstellen –  
deswegen wird niemand seine Sorgen  
vor dem Anderen offenbaren;  
Jeder soll selber durch ein Gebet  
an die Tür der Hoffnung klopfen  
und obwohl es uns von ferne scheint,  
dass jeder diese altertümliche Tür stößt,  
eigentlich macht ihr jeder künstliche Atmung  
ehrfürchtig in sich selbst...

Aus dem Bulgarischen von Margarit Shekov

## Margarit Shekov

Geboren 1963 in Haskowo, Bulgarien. Lebt in Dolni Pasarel. Studierte an der Universität Sofia Deutsche Philologie. Spezialisierte sich in Deutscher Literatur in Sofia und in Theologie in Neckarsteinach, Deutschland. Veröffentlichung von 10 Gedichtbänden, Übersetzungen in mehrere Sprachen. Auszeichnungen: u. a. der Nationalpreis Swetlostruj für Poesie 1993, der Nationalpreis Peter Kowatschew für Essay 2010 und der spezielle Preis des Kulturhauses „Bratstwo“ im nationalen Poesiewettbewerb Binjo Iwanow 2018.

## Penka Bangova

Geb. in Popovo, zwei Hochschulabschlüsse. Sie hat Sammlungen von Kurzgeschichten und Geschichten „The Key“ und „The Last Days of a Selfish“ veröffentlicht. Ihre Werke wurden in russischen, amerikanischen, türkischen, französischen Literaturzeitschriften und in den renommiertesten bulgarischen Ausgaben veröffentlicht. Sie wurden in eine Reihe virtueller Bibliotheken aufgenommen und im bulgarischen Nationalradio, Radio Varna und Radio Stara Zagora ausgestrahlt. Ihr Buch „Die letzten Tage eines Egoisten“ wurde ins Mazedonische übersetzt. Penka Bangova wurde mit Fiction Awards ausgezeichnet. Sie ist Mitglied und seit sieben Jahren im Vorstand der Bulgarian Writer Society – Burgas.

## Evelina Miteva

Geb. 1981 in Vilnius, wuchs in Yambol und Sofia auf. Sie studierte Philosophie an der Sofia Universität St. Kliment Ohridski. Autorin von einem Poesieband und einem Band mit Kurzgeschichten. Zu ihrer akademischen Biographie gehört MA in mittelalterlicher Philosophie, 2006, Universität Sofia; Promotion in Philosophie, 2012. Dissertation: Die Anthropologie von Albert des Großen (Universität Sofia); Promotion in Philosophie, 2014. Diplomarbeit: La doppia perfezione dell'uomo in Alberto Magno (Universität Bari/Universität zu Köln).

## Ivan Kechlibarev

Geb. 1947, absolvierte das Goethe – Gymnasium in Burgas und Germanistik/Anglistik in der Kliment–Ochridski–Universität in Sofia. Veröffentlichte in den 60er Jahren als Mitglied des „At. Mantschew“ Literaturzirkels in Lokalzeitungen und Zeitschriften erste Gedichte. Er arbeitete als Lehrer in Jambol und Burgas. Zwischendurch Assistent für Praktisches Deutsch an der Uni in V. Tirnovo und Experte am Bildungsinspektorat. Kechlibarev übersetzt deutschsprachige Lyrik und maritime Prosa. Mitglied des „P. Rossen“ Schriftstellerverbandes und der „Artpieria“

Gesellschaft. 1999 erschien sein Lyrikband „Das Parallelmeer“ (Verlagshaus Mathanik – M).

## Antoaneta Bogoewa

Geb. 1947 im Dorf Skrinjano in Kyustendil. Das Gymnasium hat sie in der Stadt Kyustendil abgeschlossen. Danach studierte sie an der Universität Sofia. Autorin von sieben Poesiebänden, zwei Romanen und zwei Theaterstücken. Zahlreiche Preise, u.a. Kjustendilfrühling, Empirey, Wesselin Hantschew Preis und Slawejkows Preis. Sie wohnt in Kyustendil.

## Jordan Kowatschew

Geb. 1895 in Peschtera, Bulgarien. Absolvierte Jura an der Universität Sofia. Lebte in Plowdiw und Sofia. Mitglied der Internationalen Union der demokratischen Schriftsteller. Volksabgeordneter 1946–1949, blieb im Parlament aber bis zum Jahre 1947, weil er als Rechtsanwalt von Nikola Petkow verhaftet und einmal ins KZ „Kuzian“ sowie zwei Mal ins KZ „Belene“ geworfen wurde. Verboten als Schriftsteller und Publizist nach 1947. Jordan Kowatschew starb 1966 in Plowdiw. Veröffentlichung von neun Büchern – fünf Lyrikbänden, zwei Bänden mit Erzählungen, zwei Theaterstücken. Übersetzte Sully Prudhomme, Puschkin, Lermontow, Tjutschew und Brjusow. Rehabilitiert am 29. März 1990.

## Bojko Lambowski

Geb. 1960 in Sofia. Er absolvierte das französischsprachige Gymnasium in seiner Heimatstadt und Literatur in Moskau. Autor der Poesiebände „Der Bote“ (1986), „Rote Dekadenz“ (1991), „Edwarda“ (1992), „Kritik der Poesie“ (1995), „Der Herr ist der Leiter der Wache“ (1999), „Schweres Maschinengewehr vor dem Einschlafen“ (2004) u.a. Zahlreiche Preise für seine Poesie, darunter „Wladimir Baschew“ – für sein Poesiedebüt, „Geo Milew“ – für seinen Beitrag zur zeitgenössischen Kunst, „Holzrose“ – für sein Buch „Rote Dekadenz“ und andere. Sein Buch „Schweres Maschinengewehr vor dem Einschlafen“ wurde für den Internationalen Preis „Balkanika“ 2003 nominiert. Seine Gedichte wurden ins Serbische, Deutsche, Englische, Russische, Tschechische, Polnische, Italienische und in andere Sprachen übersetzt. Er schreibt auch Journalismusartikel und Essays, übersetzt aus dem Französischen und dem Russischen.

■ Marc Paul Jähkel

## Schwarz oder rot?

„Wo sind die Schlüssel? Ich hatte sie doch in diese Tasche gesteckt!“

Diese Tasche – das bin ich!

Man hat mich aus wunderbarem schwarzem glattem Leder hergestellt. Innen habe ich Seidenfutter – natürlich auch in schwarz mit mehreren kleinen Taschen, die einen Reißverschluss haben. Ich habe einen großen Bauch. In den passt viel hinein. Damit man mich nicht beklauen kann, werde ich mit meinem großen langen Reißverschluss Langfingern die Zähne zeigen.

Es gibt viele Taschen wie mich, in allen möglichen Farben und Materialien.

Wenn ich gerade mal nicht benutzt werde, weil ich nicht zum Outfit meiner Trägerin passe, liege ich in einem großen Schrankfach mit vielen meiner Schwestern, große und kleine, bunt oder uni, alles ist vorhanden. Wir sind mindestens 30 bis 40 Stück! Und ständig werden wir ein- oder ausgeräumt.

Manchmal beginnt das große Suchen – so wie jetzt eben die Suche nach den Schlüsseln.

Und dann passiert folgendes: Unsere Besitzerin – sie heißt Ina – schaut aus dem Fenster und stellt fest: die Sonne scheint und es wird ein wunderschöner Tag. Sie zieht ihr schönstes Sommerkleid an, aber was jetzt: ich schwarze Tasche passe überhaupt nicht zu ihrem Sommerkleid!

Die schnelle Suche nach einer meiner Schwestern brachte eine rote Ledertasche hervor – etwas kleiner als ich, aber auch sehr schick. Übrigens: wir sehen alle sehr gut aus!

Die rote Tasche passt zu dem Sommerkleid, also ist umräumen angesagt!

Aber das muss schnell gehen, denn Ina muss zur Arbeit und sie muss pünktlich sein!

Hoffentlich hat sie alles in meine Schwester hineingesteckt und auch die Fahrerlaubnis nicht vergessen – die hatte sie nämlich nach dem letzten Umräumen nicht dabei. Ein Glück, dass es keinem Polizisten einfiel, die Fahrerlaubnis sehen zu wollen.

Wisst ihr eigentlich, was man alles in uns verstauen kann? Unser Inhalt ist unerschöpflich. Angefangen von den Tempo-Taschentüchern – benutzt oder unbenutzt – die gehören in jede Tasche! Einen Lippenstift, Puder, Schminke, Nagellack, Parfüm, eine Nagelfeile und eine Schere, ein Taschenschirm, eine Geldbörse, die EC-Karte und vor allem der Personalausweis, der ist wichtig, alles das gehört in eine Tasche!

Aber man kann noch mehr Dinge in uns unterbringen: zum Beispiel etwas zu essen. Ein Stullenpaket, eine Flasche mit Wasser, einen Apfel und vieles andere mehr.

Interessant wird es, wenn Ina einkaufen geht. Sie hat zwar einen großen Beutel, aber oft passt nicht alles da hinein, da muss ich noch einiges tragen. Neulich passten die Joghurtbecher nicht mehr in den Einkaufsbeutel, da wurden diese mir anvertraut. Es kam, wie es kommen musste: einer der Joghurtbecher ging kaputt! Das war vielleicht eine Sauerei, ich war völlig verschmiert und musste gereinigt werden. Deshalb kam ich tagelang nicht aus dem Haus.

Übrigens – es ist ein schönes Gefühl, wenn man am Arm der Trägerin die Welt erforschen kann!

Es gibt so viel Interessantes zu sehen! Am meisten ärgert es mich, wenn ich im Auto mitfahre und beim Aussteigen zurückgelassen werde. Ich habe dann immer das Gefühl, dass mich alle anstarren und sich denken, was mögen da wohl für Werte drin sein? Ich habe panische Angst vor Dieben, die das Auto aufknacken und mich stehlen können.

Ja, auch eine Tasche hat es nicht leicht.

Wenn ich gerade mal nicht im Einsatz bin, höre ich die Klagen der anderen Taschen, die schon sehr lange im Schrankfach liegen und lange Zeit nicht ausgeführt wurden. Was haben die doch für ein trauriges Leben! Ich, als schwarze Tasche, passe zu vielen Sachen meiner Trägerin und werde oft ausgeführt. Das finde ich schön! ■ ■

■ Pauline Liebe

## Der kleine Flummi Klaus

Als Klaus noch ein kleiner Flummi war, konnte er meterhoch hopsen. Aber er konnte seine Sprünge nicht steuern, weil er es noch nicht gelernt hatte. Deswegen knallte er gegen Wände, Stühle, Tische und tat sich dabei immer sehr weh.

Doch einmal tat er sich so weh, dass er fürchterlich weinen musste. Da kam der Tennisball Lars vorbei und fragte ihn, warum er so traurig ist. „Ich habe mich schon wieder verletzt. Nie werde ich lernen, mein Springen zu kontrollieren!“, schluchzte Klaus.

„Weißt du, als ich noch ein kleiner Tennisball war, wollte niemand mit mir spielen, weil ich immer aus dem Spielfeld gerollt bin. Aber ich habe weiter geübt, Tennis zu spielen und irgendwann war ich der beste Tennisball von allen. Du musst nur weiter üben. Ich weiß, dass du es schaffst“, munterte Lars ihn auf. Klaus hörte auf zu weinen und bedankte sich bei Lars. Eine Nacht schlief der kleine Flummi noch darüber. Dann ging es los. Ohne Pause trainierte Klaus. Er rollte Treppen runter, sprang auf Stühle, rollte auf Zeit durch den Raum und traute sich sogar vom Tisch zu springen. Nach einigen Wochen beherrschte Klaus das Springen perfekt. Jetzt war er restlos glücklich. Und wenn ihm nicht die Puste ausging, springt er immer noch durch den Raum. ■ ■

## Das Phantom

An einem verregneten Freitagnachmittag waren Erik Waldersee, Hunter, William und Jenny, als Securitypersonal bei einer Rede des Prinzen Harry eingeteilt.

Dieser stieg gerade aus einer schwarzen, gepanzerten Limousine und ging auf das hölzerne Podest zum Rednerpult. Hinter ihm stellten sich vier Personenschützer auf. Dann sprach der Prinz zu den Menschen, die mit schwarzen Regenschirmen hinter den Absperrungen standen. „Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde, ich begrüße sie herzlich bei diesem ‚schönen‘ Londoner Wetter ...“

Plötzlich ertönten zwei Schüsse und Prinz Harry ging getroffen hinter dem Pult in Deckung. In wenigen Sekunden wurde er durch seine Personenschützer in die Limousine gezogen, die sofort davonraste.

Panik herrschte und die Menschen liefen schreiend umher. Das Sicherheitspersonal schaute sich mit gezogenen Waffen um. Waldersee sah eine Person hinter einem geöffneten Fenster im gegenüberliegenden Hochhaus: „William gib mir mal das Fernglas.“

Er sah einen Mann, der grade ein Scharfschützengewehr in eine Sporttasche packte, die auf dem Fensterbrett stand.

Waldersee rief: „Ich sehe den Schützen. Kommt mit!“

Sie kamen zur Haustür und Hunter drückte kurzerhand auf alle Klingelknöpfe.

Einige der Bewohner öffneten und Hunter, Jenny, William, Waldersee und ein paar Polizisten liefen in das Haus. „Jenny, du bleibst unten, falls er den Fahrstuhl nimmt“, sagte Waldersee, während sie das Treppenhaus hinauf rannten. William rief den Bewohnern, die aus den Türen schauten zu: „Gehen Sie bitte alle wieder zurück in Ihre Wohnungen. Das ist ein Notfall!“

Im vierten Stock klingelten sie an der weißen Tür. Keine Antwort. Erik klingelte noch einmal und gab sich als Polizist zu erkennen.

Wieder kein Zeichen.

Darauf trat der älteste der Security Beamten mit grauem Haar die Tür ein. Sie durchsuchten mit gezogenen Waffen die Wohnung. In einer kleinen Küche erblickte William ein kleines Mädchen und eine ältere Frau. Sie saßen gefesselt an der Heizung.

William gab ihnen ein Zeichen, leise zu sein. Sie durchsuchten die restliche Wohnung, fanden aber keine Spur vom Scharfschützen. Die Security-Beamten durchsuchten noch den gesamten Wohnblock. Währenddessen liefen Erik Waldersee und seine Kollegen hinaus zum Rednerpult und sahen, wie ein junger Sanitäter auf sie zu lief.

„Kommissar Waldersee? Von den Zuschauern wurde niemand verletzt. Prinz Harry wurde zweimal in die Schutzweste getrof-

fen. Er wird gerade im Royal Brompton Krankenhaus medizinisch versorgt. Es geht ihm den Umständen entsprechend gut.“

„OK. Danke.“ entgegnete Erik.

Als der Sanitäter weg war, fragte William: „Glaubst du, dass die Tat einen terroristischen Hintergrund hat?“

„Können wir bis jetzt noch nicht ausschließen“, entgegnete Waldersee.

Jenny kam auf ihn zu und sagte: „Die Spurensicherung hat das auf dem Fenster in der Küche gefunden. Die Bewohnerin des Appartements versicherte uns, dass der Zettel dort vom Täter platziert wurde.“ Mit diesen Worten zeigte sie einen kleinen Zettel, auf dem ein Kreis, eine Eins, ein Sechseck, ein Fünfeck, ein Siebeneck, ein Dreieck, und wieder ein Kreis war. Unter der Zeile, war noch eine zweite Reihe mit anderen Zahlen und Formen.

„Hab zwar keine Ahnung, was das bedeuten soll, aber nimm ihn auf jeden Fall mit“, sagte Waldersee.

Eine halbe Stunde später waren alle wieder in der Zentrale und Charly, der Computerspezialist, sagte: „Ich habe mir die Überwachungsvideos angesehen und zwei interessante Stellen gefunden.“

Er drückte ein paar Tasten auf der Fernbedienung und zwei Bilder erschienen: Auf dem einen war ein halb verdecktes Gesicht eines Mannes zu sehen und auf dem anderen eine tätowierte Hand mit einem Spinnennetz.

„Das Gesicht und die Tätowierung passen zu Mike White.“ fuhr Charly fort.

Hunter ging sofort an seinen Computer und suchte nach dem Verdächtigen, während sich alle zu ihm stellten.

„Er ist auch bekannt als „Das Phantom.“ Ihm wurde bis jetzt nur ein Bankraub nachgewiesen, obwohl er bei vielen Verbrechen als Haupttäter verdächtigt wurde. Die konnte man ihm aber nicht nachweisen. Hier steht, dass er es liebt, die Polizei zum Narren zu halten und er den Kick braucht, verfolgt zu werden.“

Am nächsten Tag waren Waldersee und seine Kollegen gerade in der Zentrale angekommen, als sein Handy klingelte. Er ging ran und schaltete laut:

„Hallo, hier ist Erik Waldersee.“

„Hi, Erik. Charly am Apparat. Ich muss dir etwas erzählen: Gestern habe ich mir das Blatt mit dem Code abfotografiert. Irgendwann nachts ist mir eingefallen, dass ich als Kind Nachrichten auf diese Weise verschlüsselt habe.“

„Und wie?“

„Bei jeder Form musste man die Ecken zählen, in Verbindung mit den Zahlen ergeben sie Buchstaben. In unserem Fall könnten es auch Koordinaten sein.“

„Vielen Dank, Charly. Du hast uns sehr weitergeholfen. Bis morgen.“

Hunter gab die Zahlen in den Computer ein und erwiderte kurz darauf: „Es sind tatsächlich Koordinaten! Sie führen zum Hyde Park.“

„Da findet gerade ein Freiluftkonzert statt“, sagte Jenny.  
„OK. Wir müssen hin!“ entgegnete Erik.  
Sie stiegen in ihre Wagen und rasten mit Blaulicht zum Hyde Park.  
Ein paar Minuten später sahen sie schon die Blaulichter der vielen Rettungswagen und Streifenwagen. Sie bremsten vor dem Konzertgelände und stiegen aus.  
Vor ihnen herrschte ein fürchterliches Chaos: Menschen liefen panisch umher, Verletzte lagen auf Tragen und wurden von Sanitätern versorgt. Erik sah leblose Körper, die von schwarzen Planen verdeckt waren.  
„Verdammter Mist! Wir sind zu langsam gewesen!“, fluchte Waldersee.  
William ging zu einigen Unverletzten und redete mit ihnen.  
Ein paar Minuten später kam er wieder zu seinen Kollegen: „Die Zeugen haben mir gesagt, dass die Schüsse aus der Richtung des Turms kamen.“  
„OK. Schauen wir mal, ob wir da was finden“, schlug Erik vor.  
Als sie auf dem Dach des grauen Steinturms angekommen waren, suchten sie nach Hinweisen.  
Plötzlich rief Jenny: „Ich habe was.“  
William, Hunter und Erik liefen zu ihr und erblickten einen Umschlag, der, mit einem Stein beschwert auf dem Boden lag. Da klingelte Waldersees Handy und eine grässlich krächzende Stimme tönte aus dem Telefon: „Hallo Herr Inspektor. Wie ich sehe, haben sie meinen Hinweis gefunden.“  
„Wer spricht da?“  
„Ich bin das Phantom, Herr Inspektor. Schade, dass sie das Rätsel nicht schneller lösen konnten. Ich werde ihnen dieses Mal etwas mehr Zeit geben.“  
Bevor Erik etwas erwidern konnte, legte das Phantom auf.  
„Was war das denn?“ rief William.  
„Unser Mr. White“, antwortete Erik, nahm den Umschlag in die Hand und öffnete ihn.  
Auf einem Zettel im Inneren standen eine 19 danach ein Punkt und eine 30. Danach folgte ein Buchstabensalat, der überhaupt keinen Sinn ergab.  
„Also, ich fühl mich mal wieder richtig gebildet!“, gab Jenny zurück.  
„Ob das wieder Koordinaten sind?“ fragte Hunter.  
„Kann ich im Moment nicht sagen. Fahren wir zurück in die Zentrale“, meinte Erik.  
Dort angekommen sagte Erik: „Irgendwoher kommt mir die Verschlüsselung bekannt vor. Ich weiß nur noch nicht woher.“  
Er überlegte eine Weile, dann sagte er: „Ich glaube, der Code heißt Caesar-Verschlüsselung. Sie entschlüsselten den Text und William las ihn laut vor: „19.30 Uhr, Victoria Park, Grove Road.“  
Er lief zum Computer und gab die Stichpunkte in die Suchmaschine ein.  
Nach ein paar Augenblicken sprach er: „Morgen Abend findet im Park ein Rockkonzert statt.“  
„Wir müssen die Sicherheitsleute benachrichtigen. Die

Umgebung muss doppelt und dreifach abgesichert werden. Wir fahren morgen früh hin und schauen uns vor Ort um.“  
Am nächsten Morgen fuhren sie die Grove Road entlang und bogen in eine Nebenstraße ein. Als sie angekommen waren, sagte Hunter zu Erik:  
„Es gibt drei erhöhte Stellen im Umkreis, zwei Restaurants und einen Aussichtsturm.“  
„OK. Wir verteilen uns und legen uns dort auf die Lauer.“  
Kurz danach hatten sie alle Gäste der Restaurants evakuiert. Statt ihnen saßen jetzt Polizisten in Zivil in den beiden Gaststätten und Erik und William versteckten sich hinter der Theke in einem davon.  
Nach einer viertel Stunde sahen sie einen Mann mit einer länglichen Sporttasche auf das Restaurant zukommen, in dem sie auf der Lauer lagen.  
Er ging durch den Raum in Richtung Toiletten. An einer Tür an der: „Zutritt nur für Personal“ stand, schaute er sich um. Dann verschwand er dahinter.  
Erik, William und zwei Kollegen in Zivil lugten durch die Tür und sahen, wie der Mann das Treppenhaus hoch joggte. Sie verfolgten ihn leise bis ans Ende der Treppe und versteckten sich hinter abgestellten Kisten. Dann sahen sie, wie der Mann die massive Eisentür zur Dachterrasse mit einem Werkzeug öffnete.  
Die Beamten warteten ein paar Minuten und folgten ihm. Auf der Terrasse hatte dieser schon sein Scharfschützengewehr mit einem Zweibein aufgestellt.  
Als die Polizisten ihn erblickten, rief Erik dem Mann zu: „Mr. White. Es ist aus! Nehmen sie die Hände von der Waffe.“  
Das Phantom stand auf, drehte sich um und sagte mit seiner krächzenden Stimme:  
„Ich glaube, sie irren sich Herr Inspektor.“  
Während Erik noch überlegte, was das bedeuten sollte, sprang das Phantom vom Dach, auf ein Sonnensegel, von da aus zum Boden und rollte sich hinter ein Auto. White zog eine Pistole und feuerte auf Erik und seine Kollegen. Doch nach wenigen Schüssen wurde er selbst von einem Polizisten in die Schulter getroffen und musste aufgeben. Er wurde an Erik Waldersee und sein Team übergeben, als diese auf der Straße ankamen.  
Am nächsten Tag bekam Erik eine SMS vom Labor. Darin stand, dass die Kugeln von allen Tatorten identisch waren und zu dem Scharfschützengewehr gehörten. ■ ■

## Eine gute Entscheidung

Es war der erste Tag nach den Ferien. Ich musste mich beeilen, denn ich war spät dran. In der Schule angekommen, begrüßte uns Frau Müller und sagte: „Wir können neue Arbeitsgemeinschaften anbieten zum Beispiel: die Koch-AG, die Hausmeister-AG, die Schwimm-AG, die Streit-Schlicht-AG, die Garten-AG und die Bauhaus-Museums-AG. Bitte meldet euch bei Felix, der euch in die Listen einträgt.“ Die meisten Kinder wollten in die Schwimm- und Koch-AG. Danach kamen die Streitschlicht- und die Garten-AG. Für die Bauhaus-Museums-AG meldeten sich nur drei Kinder. In die Hausmeister-AG wollte niemand. Nach der Schule ging ich mit meinem Freund Alex nach Hause. Unterwegs erzählten wir uns, in welche AGs wir gehen wollten. Alex wollte in die Bauhaus-Museums-AG. Ich hatte mich auch dort eintragen lassen. So trafen wir uns immer mittwochs nach dem Unterricht in unserem Klassenraum. Die Lehrerin, Frau Stern, die die AG betreute, sagte: „Es gibt verschiedene Gruppen: die Minecrafters, die eine Stadt in einer Welt bauen müssen, in der nur Würfel existieren, die Müllmonster, bei denen aus gesammeltem Müll etwas Neues entstehen wird, die Haustiergruppe, in der aus Holz Wohnungen

für Tiere gebaut werden. Die Lego-City-Gruppe kann eine Stadt aus Legosteinen entwerfen.“

Ich fragte Alex, in welche Gruppe er gehen würde. Darauf antwortete er: „Also, ich glaube, ich werde zu den Minecraftern gehen, weil ich sehen möchte, wie diese Welt mit Würfeln aussieht. Außerdem wollte ich schon immer mal eine Stadt bauen.“

„Ja das ist bestimmt interessant. Aber ich glaube, ich gehe in die Lego-City-Gruppe.“ Und so war es auch: Alex ging in die Minecrafters-Gruppe und ich ging in die Lego-City-Gruppe.

An einem Mittwoch, als ich die Lego-Stadt fast fertig hatte, versammelten sich alle, die in der Bauhaus-Museums-AG waren, in einem Klassenzimmer und Frau Stern sagte mit glücklicher Stimme: „Da die Müllmonster-Gruppe ihr Ziel schon sehr schnell erledigt hat, möchte ich euch nun sagen, warum wir diese AG eigentlich machen. Wir wollen unsere Werke in einem Museum ausstellen. Daher ist es wichtig, dass wir ordentlich und schnell arbeiten. Der Termin ist in zwei Monaten.“

Also arbeiteten wir zwei Monate ordentlich und schnell und waren fertig, als Leute kamen und unsere Werke mitnahmen. Die Ausstellung war fertig und sollte am Sonntag eröffnet werden. Viele Besucher kamen und probierten ein Fußbad aus, schauten sich die Minecraft-Stadt an und bauten an der Stadt weiter.

Sie staunten über meine Lego-Stadt und bauten auch an dieser weiter. Dann gingen sie zu den Müll-Kunstwerken und bemerkten: „So viel Müll lag in unserer Stadt rum?“ Sie spendeten Geld, damit der Müll weggeräumt werden konnte. Von der Haustiergruppe kauften sie kleine Tierwohnungen und spendeten Geld für den WWF, damit Tiere ein Zuhause bekommen, und sie aßen den leckeren Kuchen, den Frau Stern mitgebracht hatte.

Es war ein tolles Erlebnis, bei der Bauhausausstellung dabei gewesen zu sein. ■ ■



Fotos vom Papa Torsten Neumann





Bauhaus Dessau:  
Ein Besuch im Kindermuseum  
„Tatsachen!“ mit seiner kreativen  
Lego-City





Fotos: Tierpark Dessau

■ Sigrid Uhlig

## Herzlich willkommen liebe Freunde aus Nah und Fern

„Mein Name ist Leopold, genauso wie Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, auch bekannt als ‚Der Alte Dessauer‘.“

„Die Dessauer würden mich Poldi nennen. Aber in Anbetracht der Wichtigkeit meiner Aufgaben ziehe ich Leo vor. Der Name ist kurz, internetfreundlich und international. Schnell noch eine Erfrischung ins Gesicht und los geht's. Bitte folgen sie mir! Wohin? Natürlich zum Bauhaus. Ich meine nicht den Baumarkt Bauhaus am Stadtrand, sondern das weltberühmte Bauhaus. Es feiert das ganze Jahr 2019 seinen 100. Geburtstag. Um ihm gebührend zu gratulieren, hat sich die ganze Stadt



festlich geschmückt. Als Geschenk gibt es ein Museum. Eröffnung ist am 08.09.2019.

Das Bauhaus hat Geschwister. Die wohl bekanntesten stehen in Weimar und Berlin. Es geht nicht nur um den Bau von Häusern und Gebäuden, sondern um Komplexität. Dazu gehören Farbgestaltungen, Möbel und sonstige praktische Erfindungen, die das Leben im Alltag erleichtern.

Während sie mir zugehört haben, sind wir am Bauhaus angekommen.

Nun erwarten sie sicher, dass ich ihnen etwas über das Bauhaus und die vielen Künstler, die hier wirkten, erzähle. Verzeihung, tu ich nicht. Ein klein wenig bin ich beleidigt. Uns Tiere gibt es schon viel, viel, viel länger auf dieser schönen Erde, als euch Menschen. Und seit mal ganz ehrlich, die Grundbauweisen habt ihr doch von uns abgeschaut. Man kann nur nehmen, was wir alle, Menschen und Tiere, in der Natur finden. Ja, ich gebe zu, einiges habt ihr veredelt und verfeinert. Das Internet füllt viele Seiten über das Bauhaus und seine Künstler. Da können sie die Punkte herausuchen, die sie am meisten interessieren. Fotografieren brauchen sie auch nicht selbst. Designer-Bildbände haben ihnen diese Arbeit abgenommen.

Ich denke, 100 Jahre Bauhaus ist eine gute Gelegenheit, sich die Bauweisen der Tiere anzusehen. Zum Tierpark ist es nicht weit. Ich führe sie durch den Georgengarten. Falls sie es noch nicht wussten, Dessau ist die Stadt im Grünen. Und schon sind wir da.

Kurz hinter dem Eingang stehen wir vor der Stadt der Schwarzwanz-Präriehunde. Sie graben geräumige Höhlen und polstern diese für ihre Bequemlichkeit mit trockenem Gras aus. Die Höhlen, und da wir von einer Stadt reden, können wir sie auch als Wohnungen der Präriehunde bezeichnen, sind durch unterirdische Straßen miteinander verbunden. Was glauben sie, warum die Präriehunde die Ein-/Ausgänge mit einem Wall umgeben haben?

(Niemand hört mir zu. Es ist immer das Gleiche. Die flinken putzigen Kerlchen stehlen mir wieder einmal die Show. Erst als es zu regnen beginnt und die Präriehunde von der Bildfläche



verschwunden sind, sehen sich die Besucher nach einer Unterstellmöglichkeit um.) Ich wiederhole meine Frage: Was glauben sie, warum die Präriehunde die Ein-/Ausgänge mit einem Wall umgeben haben?

„Ist logisch“, nuschelt ein Mann mittleren Alters, der sich als Bauarbeiter vorgestellt hatte.

„Damit das Wasser nicht in die Straßen der unterirdischen Stadt läuft, sondern ringsherum abfließen kann.“

Bevor die Gäste zu den Präriehunden zurückkehren, bitte ich sie, mit mir zu kommen. Skeptisch betrachten sie den wolkenverhangenen Himmel. Unser nächster Bau ist dort drüben im Stall. Dort ist es schummrig. Zuerst sehen sie nichts. Dann entdecken sie die beiden Nester.

„Bienen?“

Nein, Wespen!

Wespen sind nicht zu sehen. Die wenigen Damen in der Gruppe sind ganz begeistert. Obwohl das Nest ganz fest mit den Dachbalken verbunden ist, sieht es so leicht und flockig aus, als würde es jeden Moment davon schweben. Zu erkennen ist das Einschlußfloch. Auf dem Fußboden finden wir Reste eines Vorgängernestes. Vorsichtig nimmt sie jeder in die Hand, betrachtet sie eingehend und stellt fest, dass die Waben genau wie bei den Bienen sechseckig sind. Der Baustoff vermittelt den Eindruck von Pergamentpapier. „Was für Material ist das?“, möchte der Bauarbeiter wissen.

Die Wespen knabbern weiches und morsches Holz ab und vermengen es mit ihrem Speichel.

Ja, die Bauweise ist bemerkenswert leicht, hält aber nur eine Saison.

Während wir das nächste Ziel ansteuern, haben die Fachleute ihre Themen gefunden. Gelänge es, dieses Material so leicht zu lassen, aber haltbarer herzustellen, was könnte man damit alles anstellen. Schlagworte wie Umweltschutz, Spriteinsparung, bewegliche Häuser für Erdbebengebiete schwirren durch die Luft. Ich dachte immer, nur Schriftsteller haben Fantasie. Dass Fachleute auch welche haben können, ist für mich als Biber neu. Zu meinem Glück fragten sie mich nicht, wo das nächste Labor wäre, um sofort mit den Forschungen beginnen zu können. Die Frage hätte ich nicht beantworten können.

Den Vogelnebstbau der Papageien fanden sie nicht so interessant. Das Gitter der Volliere störte. Bedenkt man, wie sie nur mit ihrem Schnabel die biegsamen Zweige einflechten - gekonnt.

Das Vogelhaus der Wellensittiche ist begehbar. Vielleicht ist es hier interessanter? Kaum haben wir es betreten, stellt eine Dame pikiert fest: „Hier sind aber viele Mauselöcher!“

Einige der Männer lächeln herablassend, andere amüsiert. Ich schaue sie prüfend an. Niemand sagt etwas.

„Es sind keine Mauselöcher“, erkläre ich. „Finden die Wellensittiche nichts Geeignetes, bauen sie ihre Nester unter der Erde.“

Prinzipiell könnten wir uns die unterschiedlichsten Bauarten der verschiedenen Tiere im Tierpark ansehen. Das würde aber zu weit führen. Darum gehen wir nur noch in das Schlangenhäuser und schauen uns die Schneckenhäuser an.

Wusste ich es doch. Dieses Schneckenhaus hat meine Besucher angeregt über Formen und Farben zu diskutieren.

Selbst als wir schon im Bus sitzen und zum Naturschutzgebiet ‚Mittlerer Elbe‘ fahren, gehen die Gespräche weiter.

Bis zum Auenhaus darf der Kleinbus fahren. Bis zur Biberfreianlage laufe ich mit meinen Gästen. Angeben möchte ich nicht. Aber immerhin bin ich das größte landschaftsgestaltende Nagetier weltweit. Bei dieser Gelegenheit zeige ich gern die von mir angelegten Staudämme. Auch beim Bäume fällen bin ich, Leo der Biber, unübertroffen. Nun sind wir an meiner Biberburg angekommen. Mal sehen, ob die Baufachleute einen Blick dafür haben.

Wie bei euch Menschen die Gebäude repariert werden müssen, so muss auch meine Burg regelmäßig in Ordnung gehalten werden. Dazu hatte ich schon die entsprechenden Hölzer zurechtgenagt. Die Besucher sahen sich um und entdeckten sie im Gras. Möchten sie bei der Reparatur helfen?

Der Bauarbeiter fand ergreifende Worte für mich zum Abschied: „Lieber Leo, wir danken dir von ganzem Herzen. Du hast recht. Früher haben sich die Menschen mehr von den Tieren abgeschaut, haben sich Zeit genommen, sie zu beobachten. Heute sind wir zu sehr auf die Technik spezialisiert und vergessen darüber die Einfachheit. Wir müssen auf uns selbst sehr aufpassen im Glauben, anstatt die Tiere beschützen zu wollen, euch nicht zu bevormunden.“

Wir wissen, dein Arbeitstag beginnt erst, wenn die Dämmerung den Tag verabschiedet.

Du hast für dich und deine Familie eine schöne Burg gebaut. Ihr seid hier zu Hause.

Jetzt fahren wir zurück zum Bauhaus. Sollte uns das Leben nicht mehr zu dir führen, wissen wir: Jeder Biber, der uns in der Natur begegnet, stammt von hier. Grüßen wir ihn, dann kommen unsere Grüße bei dir an.“ ■ ■



■ Alisa Sovarzo

## Monolog

Du siehst mich an.  
Deine Augen leer, irgendwie ausgehöhlt. Rot umrandet.  
Die letzten Gluten deines Seins.  
Deine Haut, wunderschön. Blass, wie der kühle See am Morgen.  
Der, in welchem du die Sommer deiner Kindheit verbracht hast. Sorglos und ewig weit weg vom Jetzt.  
Aufgebissene Lippen, trocken und ungeküst.  
Hässlich mit den strohigen Haaren.  
Du drehst dich weg. Du drehst dich zurück.  
Deine nackte Brust hebt sich. Fällt wieder in sich zusammen.  
Ganz ruhig siehst du mich an. Regungslos. Alles ist in Ordnung. Wiederholung. Alles ist in Ordnung. Nur du und ich.  
Vertraute Zweisamkeit. Hast eine Gänsehaut, obwohl es warm ist.  
Du presst deine Hände an die Heizung. Umschließt die Rohre.  
Sie sind heiß. Beißen in deine Finger.  
Resigniert siehst du weiter geradeaus. Dein Fokus verschwindet. Nichts bewegt sich. Wo bist du? Alles ist in Ordnung.  
Wiederholung. Alles ist in Ordnung!  
Hass! Dein Blick sieht mich verhasst an. Verständnislos.  
Du schreist. Augen verschlossen. Ursprung brennender Schmerzen. Frisst sich durch deine doch so rosigen schönen Wangen.  
Deine Stimme bricht. Rufst nach ihr, schreist. Zitterst.  
Erbrichst den Hass vor deinen Füßen.  
Du siehst mich an.  
Ich sehe dich an. Schlägst deinen Kopf an das Glas. Meine Stirn.  
Ein sanft streichelnder Bach läuft über mein Gesicht.  
Ich sehe in den zerbrochenen Spiegel.  
Du bist weg.

...

■ ■

■ Anni Schulz

## Max hat Angst

Es war einmal ein Junge mit Namen Max. Seine Eltern waren einkaufen und er schaute allein fernsehen. Da hörte er immer wieder ein knallendes Geräusch, das nichts mit der Fernsehsendung zu tun hatte.

Was war das? Klopfte da jemand an die Tür? Er stand auf, um nachzusehen. Draußen war niemand. Aber auch hier hörte er das Knallen.

Zerschlug da jemand etwas? Hoffentlich kamen seine Eltern bald zurück! Er setzte sich wieder vor den Fernseher. Zuzuschauen machte ihm keinen Spaß, weil ständig die fremden Geräusche dazwischen knallten. Er klingelte beim Nachbarn. Dieser war nicht zu Hause.

Da bekam er Angst. Ihm war, als hätten sich große starke Hände um sein Herz gelegt und drückten es zusammen. Er bekam kaum noch Luft. Würden seine Klassenkameraden ihn so sehen, war ihm ihr Spott sicher. Keinen Tag würde es dauern und alle wussten, was er für ein Weichei war.

Seinen ganzen Mut nahm er zusammen und stieg langsam und sehr vorsichtig die Treppen hinauf. Als er vor der Dachbodentür stand, sah er, sie war der Krachmacher. Er klinkte sie ein und wollte gerade nach unten gehen, da sprang sie wieder auf. Ganz sacht zog er sie ein Stück weiter auf und lugte dahinter. In diesem Moment blies ihm ein heftiger Wind ins Gesicht. Alle Fenster waren auf. Er schloss sie, klinkte die Tür ein und ging nach unten. Nun konnte er in Ruhe weiter fernsehen. ■ ■

# Biografie der Autorinnen und Autoren des Literaturteiles

## Regina Appel

Geboren 1987 im Waldviertel. Absolvierte das Studium der Medieninformatik an der Technischen Universität Wien. Lebt und arbeitet in Wien. Malt synästhetische Bilder und schreibt kurze Geschichten.

## Michael Arenz

\*1954 in Berlin. Schriftsteller. Lebt in Bochum. Letzte Veröffentlichungen: „Der aufrichtige Kapitalismus des Metallgorillas“ (Poeme) mit Fotografien von Hansgert Lambers, Berlin, 2015; „Späte Erinnerung an eine frühe Ahnung“ (Poeme) mit Fotografien von Hansgert Lambers, Berlin 2018.

## Tina Avdalyam

Geb. 1999 in Lernamerds, Armenien. Lebt seit ihrem vierten Lebensjahr in Deutschland. Bereits in jungen Jahren die Begeisterung fürs Schreiben entdeckt, nahm an Poetryslams teil und gewann schließlich bei Jugend-schreibt 2018. Studiert zur Zeit Germanistik und Philosophie auf Lehramt in Paderborn.

## Hans Bäck

Jahrgang 1940, lebt mit Literatur schon von Kindheit an. Gründungsmitglied des Kapfenberger Literaturkreises. 2011 erschien sein erster Roman „Lautsprecher in den Bäumen“. Mitautor und -herausgeber der Textsammlungen „Miteinander Nebeneinander Durcheinander“ und „Frau agiert – Mann reagiert“. Sein zweiter Roman „Stahl, Seide, Sog & Druck“, erschien Anfang 2020.

## Ruth Barg

Geboren in Kapfenberg. Schreibt vorwiegend Lyrik, Aphorismen, Satire, Kurzprosa. Veröffentlichungen (Lyrik): „Augurenlächeln“, „Ursachloser Schimmer eines Traums“ und „Verkohlt Licht“. Weiters Beiträge in zahlreichen Anthologien und Literaturzeitschriften.

## Dirk-Uwe Becker

Geb. 1954, Ingenieurstudium, Vorsitzender des „Kunstvereins Heide e.V.“, zwei Lyrik-Bände („Seelentänze“, 2002, in zweiter Auflage 2005, Gipfelbuch-Verlag und „wortbruch“, 2006, elbaol verlag Hamburg). Mitglied in mehreren Autorenverbänden. Eigene Literaturseite: [www.lyrikgedichte.de](http://www.lyrikgedichte.de) Erhielt 2020 die „Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland“.

## Elin Bell

Geb. 1960 in Augsburg/Bayern, lebt in Glücksburg/Ostsee. Pharmaz.-kaufm. Assistentin, Kursleiterin für Autogenes Training. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, Magazinen, auf Haiku-Internetseiten, in Zeitschriften, drei Publikationen im Selbstverlag und auf [www.elinbell.wordpress.com](http://www.elinbell.wordpress.com). Ich schreibe unter Pseudonym.

## Heidi Bols-Blum

ist gelernte Sekretärin und hat in Deutschland und den USA gearbeitet. Inzwischen lebt sie in Heide in Dithmarschen, machte eine Ausbildung zur Märchenerzählerin und nahm an verschiedenen Workshops teil. Jetzt, nach dem Eintreten in das Rentenalter hat sie

ihre Freude am Schreiben wieder aufgenommen. Ihre Texte gibt es auf Lesebühnen, Kultur Bistros und im „Offenen Kanal Westküste“ zu hören.

## Timo Brandt

Geboren 1992 in Düsseldorf. Studium am Institut für Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Von 2015 bis 2018 Mitherausgeber der JENNY Literaturzeitschrift. Seit 2016 Literatur-Rezensent, erhielt das Gisela-Scherer-Stipendium 2019, publizierte u. a. „Ab hier nur Schriften“ im Aphaia Verlag, Berlin/München. Weitere Infos: [www.lyrikpoemversgedicht.wordpress.com](http://www.lyrikpoemversgedicht.wordpress.com) unter „About“.

## Stefan Breitenfeld

Geboren 1976 in Magdeburg, lebt seit 2006 in Graz. Macht elektronische Musik und stand im Finale des Senryū-Wettbewerbs beim Vienna Code Poetry Slam 2017.

## Jens Dittmar

Geboren 1950, Kindheit und Jugend in Balzers, Liechtenstein, wo er heute, nach einem Berufsleben als Lektor in München und Stuttgart wieder lebt. Herausgeber mehrerer Bücher, u. a. eine Anthologie über Lyrik aus Liechtenstein sowie einer Thomas-Bernhard-Werkgeschichte. Widmet sich seit 2008 eigenen literarischen Projekten.

## Karl Drechsler-Mörwald

Geb. 1944 in Wien, wohnhaft in Obertrum am See (Salzburg), Studium der Rechte und der Sozialwirtschaft, pensionierter Journalist, nur kleine literarische Veröffentlichungen in den 70er-Jahren.

## Alex Dreppec

Geb. 1968, promovierter Psychologe. Über 300 Veröffentlichungen u.a. im deutschen, englischen und polnischen Sprachraum. Wilhelm-Busch-Preis 2004, Gabo-Preis für Literaturübersetzung 2015 (USA, 3. Platz, als Selbstübersetzer und einziger Nicht-Muttersprachler), erfand den Science Slam. Weitere Infos unter [www.dreppec.de](http://www.dreppec.de)

## Wiebke Drucker

Ich bin 61 Jahre alt und pendle lebensmäßig zwischen Norddeutschland und Südfrankreich hin und her, bin durch das Jahr aber viel auf Reisen unterwegs. Schreibe vorwiegend Gedichte, aber auch Prosa. Teilnahme an mehreren Lesungen. Mehrere Veröffentlichungen in Anthologien.

## Karl Forcher

Geb. 1965 in Judenburg, seit 2004 im Verwaltungsdienst seiner Heimatgemeinde St. Peter ob Judenburg, Leitung des Literaturkreises der Kunst- und Kulturwerkstätte Judenburg, verfasste für das JuThe in der Mauer vier Märchenstücke für Kinder.

## Josef Graßmugg

Geb. 1962 in Graz, lebt in Kapfenberg, schreibt Lyrik und Prosa in Hochsprache und Mundart; Vorsitzender des „Europa-Literaturkreis Kapfenberg“, Mitglied mehrerer Autorenverbände. Veröffentlichun-

gen in Anthologien und Literaturzeitschriften; Lyrikband: „Auch Realisten träumen“.

### **Ralph Grüneberger**

Geboren und aufgewachsen in Leipzig. Lesereisen und Literaturstipendien führten ihn ins europäische Ausland und in den US-Staat Virginia. Gibt eine Literaturzeitschrift heraus, ist seit mehr als zwei Jahrzehnten Vorsitzender der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik e.V. und Mitglied im PEN-Zentrum Deutschland. Seminar- und Projektleiter bei zahlreichen Literaturveranstaltungen.

### **Irena Habalik**

stammt aus Polen, lebt in Wien. Veröffentlichte 7 Gedichtbände, zuletzt: „Aus dem Rahmen fällt ein Bild“, Gedichte, Bonn: Free Pen Verlag 2017. Mehrere Preise, zuletzt: Preisträgerin beim Christine-Busta-Lyrikwettbewerb, Wien 2006. [www.irenahabalik.wordpress.com](http://www.irenahabalik.wordpress.com)

### **Elisabeth Hafner**

lebt in Klagenfurt, ist ausgebildete Gestaltpädagogin sowie Biografiearbeiterin. Hauptberuflich lehrt sie an der SOB Klagenfurt. Sie ist Mitglied bei der Schreibgruppe Kärntner Schreiberlinge und verfasst sowohl Lyrik als auch Kurzgeschichten. Zweiter Platz beim Lyrikwettbewerb der Stadtwerke Klagenfurt im Jahr 2015.

### **Joachim Gunter Hammer**

Geb. 1950 in Graz, Studium der Naturwissenschaften, zahlreiche Veröffentlichungen im Rundfunk, in Zeitschriften und Anthologien des In- und Auslandes. Viele Gedichte wurden in andere Sprachen übersetzt. Mehrere Auszeichnungen. Bislang erschienen 23 Gedichtbände. Zuletzt: Die Klanglaterne, Gedichte. 17-Silber, 19-Silber. Verlagshaus Hernalds, Wien 2019.

### **Marlies Jensen-Leier**

1950 als Fischertochter auf dem Schleswiger Holm geboren. Lehre bei der Stadtverwaltung. Politisch tätig von 1980 bis 1993. Seitdem: lesen – denken – schreiben (Essay, Kurzprosa, Lyrik). Ich übersetzte Erich-Fried-Gedichte und eine Kafka-Erzählung ins Plattdeutsche, siehe auch: [www.leierliest.de](http://www.leierliest.de)

### **Wolfdietrich Jost**

Nach Abschluss des Studiums war ich zunächst einige Jahre im Redaktionsarchiv einer Tageszeitung tätig, dann als Wissenschaftler an der Universität Essen. Neben wissenschaftlichen Veröffentlichungen zahlreiche Arbeiten für (deutsche) Rundfunkanstalten. Literarische Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

### **Barbara Klein**

Geboren 1973, ist studierte Juristin, war freiberuflich bei einer regionalen Zeitung tätig. Parallel dazu hat sich bei der Vielleserin das kreative Schreiben in Form von Lyrik und Kurzprosa eingestellt. Regelmäßige Lesungen und Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

### **Manfred Friedrich Kolb**

Geb. 1938. Arbeitete als Justiz-Beamter in Hamburg. Ab 1998 Politiker in Schleswig-Holstein. 2006 Projektbeauftragter in Potsdam. Lebt seit 2013 in Wismar. Schreibt Lyrik, Limericks, Kurzprosa. Veröffentlichungen: 6 Lyrikbände, Prosa-Lyrikband, in

zahlreichen Anthologien. Leitung von Lyrik-Workshops und Schreibseminaren. Mitglied in mehreren Literatur-, Kultur- und Kunstvereinen und Jurys. [www.kolb-poesie.de](http://www.kolb-poesie.de)

### **Simon Konttas**

Geb. 1984 in Finnland (Staatsbürgerschaft), seit 1989 in Österreich. Gearbeitet u. a. als Lehrer in einer finnischen Gemeinde, als Universitätsassistent, Bediensteter der Büchereien Wien; „pendle“ in den Sommermonaten zwischen Wien/Baden und Vaasa/Isokyrö. Veröffentlichungen in mehreren Literaturzeitschriften und im Kärntner Sisyphus-Verlag.

### **Dietwin Koschak**

Geb. 1962 in Bruck an der Mur. Deutsche Philologie/Philosophie in Graz und Wien. Texte ereignen sich in zeitenthobenem Raum und ortloser Stille. Ausgewählte Gedichte und Texte: „Die große Reise“, 2006. Lyrische Prosa: „Das Licht am anderen Ende der Nacht“, 2011. „Dreck – Lyrische Prosa“, 2016.

### **Isabella Kramer**

Geb. 1957 in Ebstorf, Lüneburger Heide. Staatlich examinierte Krankenschwester. Seit 1997 Tätigkeit als PTA in einer psychotherapeutischen Praxis. Schreibt Gedichte, Haiku, Kinderlyrik und Kurzprosa. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften, auch unter dem Pseudonym „veredit“. [www.veredita.blogspot.com](http://www.veredita.blogspot.com)

### **Michaela Lipp**

Jahrgang 1965, freie Autorin, stammt aus Deutschland, ist in Österreich verheiratet, schreibt Prosa, Texte für Kinder und Texte für Erwachsene. Zahlreiche Veröffentlichungen in Österreich und Deutschland. Lesungen in Kindergärten; mit ihren Impulstexten als Grundlage für soziales Lernen macht sie Lese- und Schreibworkshops und begleitet Lesenächte in Volksschulen/Grundschulen (A, D, CH).

### **Wilhelm Maria Lipp**

Jahrgang 1955. Pensionierter Lehrer, Österreich. Schreibt Prosa und Gereimtes in gehobener Umgangssprache und in Mundart. 2008 und 2014 Preisträger beim VOET (Verband österreichischer Textautoren). Veröffentlichte u. a. „Mit Herz und Hirn“ ISBN: 978-3-902928-03-0 und „Kopfkino“ (mit Ehefrau Michaela Lipp) ISBN: 978-3-902928-00-9 und Liedtexte auf CDs verschiedener Musikgruppen.

### **Paweł Markiewicz**

Geb. 1983 in Siemiatycze (Ostpolen). Er schreibt gerne Romane und Gedichte, verfasst seine Texte oft in drei Sprachen, nämlich auf Deutsch, in der polnischen Sprache sowie auf Englisch. Studierte Jura und Germanistik in Polen. Zweimal war er Stipendiat des Denkerdorfes Forum Alpbach.

### **Otmar Matthes**

Geb. 1948 in Bruck a. d. Mur, Gymnasiallehrer i. R. Ab 1982 Teilnahme an internationalen Fotoausstellungen, später Personalien von Foto-Lyrik-Serien im In- und nahen Ausland. Lyrik- sowie Prosabeiträge in Kulturzeitschriften und Anthologien. 2010 erschien sein Haiku-Band „Brücke hier – im Jetzt“.

### **Wolfgang Mayer-König**

Geb. 1946 in Wien. Lebt als Universitätsprofessor und Schriftsteller in Niederösterreich und Graz. Herausgeber der Literaturzeitschrift „LOG“. Autor von 37 Büchern, u. a. „Das begeisterte Wort. Eine Grammatik der Seele“ in der edition pen. Internationaler Friedenspreis, Österreichisches Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse. Ehrenobmann der Literarischen Gesellschaft St. Pölten.

### **Eberhard Mayr**

Geb. 1946 in Bozen, lebt in Wien. Arbeitete jahrelang im IT-Bereich eines Großrechenzentrums. Schreibt Erzählungen, Romane, Hörspiele, Theaterstücke, Satiren und Essays. Veröffentlichungen von Erzählungen und Haikus in (Literatur-) Zeitschriften und Anthologien.

### **Walter Meissl**

1956 geboren in wörgl/tirol; abgeschlossenes philosophiestudium an der uni wien, zur zeit als bildhauer und autor wohn- und lebhaft in wien; veröffentlichte u. a. „kam(pfz)one kuntutheory“, edition thetis, wien 2012 und „rosa frisst geistfleisch“, erzählungen, edition thetis, wien 2016 und in diversen veröffentlichungen in zeitschriften, mitglied der IG bildende kunst und IG autorinnen/autoren.

### **Peter Mitmasser**

Geb. 1939 in Wien. Lebt in Wr. Neudorf, Promotion zum Dr. phil. 1983. Romane: „Glück aus dem Supermarkt“ (Ed. Schreiblöwe, 2007); „Ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft.“ (Resistenz, 2014), Sachbuch: „Mödling – Impressionen einer Stadt“ (Kral, 2014). 2015 erster Platz im Literatur-Bewerb der Schweizer Stiftung „kreatives Alter“.

### **Karl Mittlinger**

Geb. 1947 in Graz. Studierte Katholische Theologie in Graz und Innsbruck. 1979 – 2007 Direktor des Bildungshauses Mariatrost – Offenes Forum für Weiterbildung und Dialog der Diözese Graz-Seckau. Schreibt Lyrik und Prosa, u. a. Hrsg. „Martin Gutl, in vielen Herzen verankert“, Styria 1996.

### **Karl Plepelits**

Geb. 1940 in Wien, aufgewachsen in Melk, Studium der Klassischen Philologie und der Anglistik. Nach Lehrtätigkeit am Seebachergymnasium in Graz seit 1996 in Kapfenberg. Veröffentlichte bisher mehr als 60 Bücher/E-Books, u. a. „Entscheidung auf Kap Sunion“, „Das Auge sieht den Himmel offen“ (BookRix, 2020).

### **Wolfgang Rödiger**

Geboren in Straubing, lebt im niederbayerischen Mitterfels. Veröffentlichte bereits mehrere Gedichtbände und zahlreiche Texte in Anthologien, Zeitschriften, Zeitungen und Kalendern.

### **Dagmar Rosenkranz**

Geb. 1958 in der Steiermark, entdeckte am neusprachlichen Gymnasium in Leoben die Liebe zur Muttersprache und zum „Jonglieren“ mit Worten, auch die Begeisterung für Fremdsprachen. Sprache(n) blieben ein fixer Bestandteil im gesamten Berufsleben. Mit Pensionsantritt 2018 Übersiedlung nach Hainfeld und dort auf das Team Tintenblau gestoßen, literarisch u. a. im Finale des Zauberberg-Sommers am Semmering 2014.

### **Kaia Rose**

Geb. 1974, starkes Interesse an Sprache in jeder Form und Ausprägung, ist als Juristin für Europarecht und internationale Angelegenheiten in der Österreichischen Apothekerkammer tätig. Verarbeitet ihre Eindrücke und Erfahrungen seit frühester Jugend in Gedichten, Kurzgeschichten und Romanen.  
[www.wortsplitter.blogspot.com](http://www.wortsplitter.blogspot.com)

### **Therese Schwarz**

Geb. 1940 in Brestovac/Banat. Besuch der HAK in Graz. Sprachaufenthalte in England, Frankreich, Spanien, Schweiz. Chefsekretärin in einigen Schweizer Großfirmen, später Privatsekretärin eines Großindustriellen im Tessin. Nach dessen Tod Handlungsbevollmächtigte einer Großbank. 2008 Rückkehr in die Steiermark.

### **Maria Stalder**

Geb. 1946 in Dortmund, lebt in Mettmann, Lehrerin a. D. Autorin: Lyrik, Haiku, Kurzprosa, Veröffentlichungen und Mitautorin zahlreicher Anthologien und Literaturzeitschriften, 2013 Literaturpreis des FDB '75 e.V.; Malerin: Abstrakte und realistische Motive, Acryl auf Leinwand.

### **Christine Steindorfer**

Geb. 1973, arbeitet als PR-Beraterin, Dozentin und Schreibtrainerin in Wien. Als Autorin zweier Sachbücher hat sie dem beruflichen Scheitern auf den Zahn gefühlt (2008 „Die Kraft des Scheiterns“, 2011 „Die Aufwärtsspirale“, beide Leykam Verlag). Ihre ersten literarischen Veröffentlichungen erschienen 2019 (Kurzgeschichten, Dialektgedichte).

### **Marlies Strübbe**

Geb. in Unna, Westfalen. Lange im Schuldienst tätig, schrieb viele Gedichte und Geschichten für den Schulgebrauch. Veröffentlichte 2 Gedicht- und 2 Erzählbände, auch in Anthologien und Zeitschriften. Seit 2014 stellvertretende Landesvorsitzende des FDA/NRW. Aktiv auch bei den „kUNstforderern“ in Unna.

### **Christine Teichmann**

Schriftstellerin, Artistin, Shopdesignerin. Als Kleinkünstlerin auf zahlreichen Bühnen unterwegs. Geb. 1964 in Wien, lebt seit 1998 in Graz, war u. a. Kellnerin, Tischlerin, Zirkusclown, Erntehelferin, Bauleiterin. Gewinnerin mehrerer Poetry Slams. Zuletzt erschienen: „Gaukler“ (2017) und „Zu ebener Erde“ (2019) in der edition keiper.

### **Adi Traar**

war 25 Jahre Solo-Oboist im Grazer Philharmonischen Orchester, lehrt an der Musikuniversität Graz. Erschienen sind bisher Reiseerzählungen und ein Orchesterkrimi, in der Folge Kurzprosa in zahlreichen Literaturzeitschriften, wofür er auch schon einige Literaturpreise erhalten hat.

### **Sigrid Uhlig**

Geb. 1942 in Königsberg. Arbeitete im Post- und Fernmeldewesen. Seit 1984 im Zirkel „Lyrik und Prosa“ in Dessau. Mitglied im Freien Deutschen Autorenverband (FDA), LV Sachsen-Anhalt. Jahrelang Leiterin der Kinderautorenwerkstatt „Die Hamster“. Schreibt Kurzgeschichten, phantastische Erzählungen, Märchen. Anfang 2020 erschien: „Sonnenblumengeflüster“.

### **Peter Veran**

Peter Veran ist das literarische Pseudonym des 1962 in Leoben geborenen, promovierten Juristen, Historikers und Austrofaschismus-Experten Werner Anzenberger, Bereichsleiter Soziales und Stabsstellenleiter Außenstellen der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Steiermark. Anfang 2020 erschien von ihm die Groteske „Plädoyer eines Märtyrers“ im Promedia Verlag.

### **Volitiva**

Jahrgang 1964, lebt in Kapfenberg, Andrea Lammer schreibt seit einigen Jahren Short Stories rund ums alltägliche Leben unter dem Pseudonym VOLITIVA. Mitautorin und -herausgeberin der Textsammlungen „Miteinander Nebeneinander Durcheinander“ und „Frau agiert – Mann reagiert“. Mitglied einer Laienbühne, ehrenamtlich beim Hospiz tätig.

### **Waltraud Zechmeister**

Geb. 1958 in Wien, studierte Germanistik und Romanistik für das Lehramt, Ausbildung zur ganzheitlichen Kunsttherapeutin, zahlreiche Publikationen in Literaturzeitschriften, Lesungen und Vernissagen folgen. Texte und Bilder erschienen u. a. in folgenden Literaturzeitschriften: Wienzeile, Wörterspuren, Das vierblättrige Kloblatt, Sterz, Etcetera, Driesch, Pappelblatt, &radieschen.

### **Günter Zimmel**

Geb. 1966 in Klagenfurt. Werdegang: Pflichtschule, Zahntechnikerlehre, 3 Jahre Aufenthalt in der BRD, Lehre zum Bautechnischen Zeichner, heute in Berufsunfähigkeitspension. Schreibt gerne Gedichte und Kurzgeschichten. Auch über vorgegebene Themen. Schreibt seit 15 Jahren an seinem ersten Buch. 6 Seiten sind schon fertig...

### **Alfred Zoppelt**

Ich wurde 1954 in Wien geboren und lebe noch immer hier. Nach einem Bürojob in der Edelstahlbranche – ich raschelte nur mit Papier, den Stahl bekam ich nie zu sehen! – arbeite ich seit November 1987 als Aufseher im Schloss Belvedere. Seit 1973 schreibe ich Gedichte. Bisher sind sieben Gedichtbände von mir erschienen.

# Plovdiv als Kulturhauptstadt Europas

## Die Geschichte eines vorhergesagten Erfolgs



Foto: Stoian Stoianow

■ VON MARGARIT SHEKOV

Ich wage es, Marquez' Überschrift in der Überschrift dieses Artikels so zu paraphrasieren, denn Plovdiv, eine Stadt, die selbst ein würdiges und tausendjähriges Kulturwerk ist, als Kulturhauptstadt Europas für 2019 nichts anderes als einen langjährigen und wohlverdienten Erfolg erwarten kann.

Es ist genug zu erwähnen, dass Plovdiv der Geburtsort der Weltgrößen in Kunst und Kultur ist, wie der Maler Tsanko Lavrenov, der Pianist und Komponist Miltscho Leviev, und dass in Plovdiv Dichter wie Dimtscho Debeljanov und Jordan Kovatshev aufgewachsen sind und hier gelebt haben, und ein anderer Weltautor - Jordan Jovkov, verbrachte hier seine letzten Tage. Aber Plovdiv liegt nicht auf alten Lorbeeren. Eine der bedeutendsten Veranstaltungen in Plovdivs Programm als Kulturhauptstadt Europas fand Ende 2018 statt – Am 3. November 2018, um 16 Uhr, gab der Stockholmer Perunika-Chor mit dem Dirigenten Mikhail Deltshev sein großartiges Konzert in der Kleinen Basilika mit repräsentativen Liedermeisterwerken der bulgarischen Folklore wie das berühmte „Dilmano, Dilbero“, zusammen mit Liedern wie „Rafinka“, „Zomni ma, zomni, momne le“, „Schwester Dobrjano“ und „Vöglein singt“, neben Arrangements von Philip Kutev, Peter Ljondev, Georgi Andreev, K. Kolev und St. Mutafchiev.

Ein Videoclip im Internet, der einen Auszug aus der Darbietung des Chors vorstellt, zeigt die künstlerische Perfektion, zu der das europäische Gesangskollektiv „Perunika“ gelangt ist:

<https://www.youtube.com/watch?v=VLUuCl96IVg&list=FLdaeLtbliqJyKaA6bnDgfgA&index=45&t=os&fbclid=IwAR3oG6b4Mfd1sCNJRU7yCDyJBbv42kBzoVXZltZMpvncD-6slnRYw26hmo>

Ein weiteres bemerkenswertes Ereignis im Kulturprogramm seitens der bulgarischen Gastgeber war das Stück „Odyssee“ von Homer des Dramatikers Alexander Sekulov, das am 27. Februar 2019 uraufgeführt wurde und begeisterte Rückmeldungen von Kennern hervorrief. In seinem Interview teilte Sekulov die Aussage, dass „Odysseus der Weg durch das Herz ist“. Diese künstlerisch nachgebildete Auffassung ist geistlich auch in einem tieferen existenziellen Sinne authentisch, weil David in einem seiner biblischen Psalmen das bedeutungsvolle Wort Gottes zu diesem Thema niedergeschrieben hat: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich's meine. Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.“ (Psalm 139: 23–24)

Es ist bezeichnend, dass, wie Frau Gina Cafedzhian, stellvertretende Direktorin des Programms Plovdiv 2019, in einem Interview vor dem bulgarischen Nationalradio bestätigt, die Produktion von „Odyssee“ auch nach dem Ende des Programms Plovdiv 2019 gespielt wird. Bereits Ende August 2019, bei einem Treffen mit seinen österreichischen Amtskollegen Andrea Kaufmann, Bürgermeisterin von Dornbirn, Wolfgang Matt, Bürgermeister von Feldkirch, und Johannes Drexel, Leiter Kultur und Erbe der Gemeinde Hohenems, und Lucas Schrott, Exekutivdirektor des Gemeindeverbandes Bregenzer Wald, zum Erfahrungsaustausch über die erfolgreiche Bewerbung



Das antike Theater von Plovdiv.

Foto: Stoian Stoianov

von Plovdiv als Kulturhauptstadt Europas im Hinblick auf die Bewerbung der genannten österreichischen Städte um den Titel im Jahr 2024, teilte der Plovdiver Vizebürgermeister Stefan Stojanov vor Journalisten mit, dass schon „Verträge mit 500 verschiedenen Künstlern in Bezug auf die Realisation verschiedener Veranstaltungen unterschiedlicher Art für alle Altersgruppen abgeschlossen wurden.“

Die europäische Auslands-Kulturpräsenz in den Ereignissen des Programms von Plovdiv 2019 kommt jedoch vor allem in den Ereignissen des österreichischen Kulturpavillons „Fluca“ zum Ausdruck – wenn wir die Ereignisse in der rückwärtigen Chronologie erwähnen, sind dies Manifestationen wie die Fotoausstellung des in Graz geborenen Anais Horn vom 11. Oktober, die Präsentation des österreichischen Künstlers Bernhard Wolf vom 3. Oktober, die elektronische Musik von Monique Fessel aus Graz, die am 20. September erklang, die Fotoausstellung von Markus Krottendorfer vom 13. September, die Ausstellung des Künstlers Oliver Hölzl, durch die die diesjährige Pavillonsaison am 16. Mai eröffnet wurde ...

Zusammen mit der Abschlussveranstaltung aus dem Herzen Europas selbstverständlich – die für November und Dezember vorgesehene Kunstausstellung „Die Kunst Deutschlands“ mit 380 Werken von fast 100 Autoren, darunter Werke weltbekannter Künstler wie Joseph Beuys, Arno Fischer, Gerhard

Richter, Sigmar Polke, Rebecca Horn und Katharina Fritsch. Bei den anderen Veranstaltungen im Programm von Plovdiv 2019, mit Ausnahme von „100% Plovdiv“ durch die deutsche Theatergruppe Rimini Protokoll und Opera Open, handelt es sich hauptsächlich um Manifestationen von Straßentanz (sowie Straßentheater), Kunst oder Projekten mit sozialer Orientierung, wie zum Beispiel diese in Bezug auf das Viertel Stolipinovo und die bulgarischen Kulturhäuser.

Natürlich gibt es auch bei dem Erfolg von Plovdiv als europäische Kulturhauptstadt Dinge, die verbessert werden können. Zum Beispiel belaufen sich die von den Organisatoren angekündigten Gesamtausgaben auf 2, 2 Mio. BGN, während der Bericht des Rechnungshofs eine Differenz von 1 Mio. BGN ausweist – die tatsächlichen Kosten betragen 3,2 Mio. BGN.

Darüber hinaus gab es eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Plovdiv-2019-Stiftung, die den mit 1,5 Millionen Euro dotierten Melina-Mercouri-Preis verwaltet, und den Menschen der Künste, da die Stiftung, indem sie nur Schöpfern gestattet, über diesen Fonds an Projekten teilzunehmen, wenn die durch einen persönlichen finanziellen Beitrag mitwirken, wie die Banken in der Europäischen Union handelt.

Und last but not least – der großartige Komponist und Pianist Milcho Leviev, der am 12. Oktober 2019 an einer bösartigen Krankheit starb, am 7. März 2019 mit einem offenen Brief an die bulgarischen Medien seinen Titel „Ehrenbürger von Plovdiv“ kündigte, weil er zur Eröffnungsfeier der Gastgeberschaft von Plovdiv als Kulturhauptstadt Europas nicht eingeladen wurde und weil seine Projekte für die Veranstaltung von der Gemeinde Plovdiv abgelehnt wurden, und in einem ihrer Interviews erwähnte die Direktorin des Plovdiver Jazz Festivals, das übrigens von Leviev selbst geschaffen wurde, nicht einmal den Namen des berühmten Musikers.

Auch in diesem Fall wird die traurige biblische Maxime bestätigt, dass „kein Prophet in seiner Heimatstadt angenehm ist“ (Lukas 4:24) – eine Wahrheit, für deren Erfüllung zumindest die Leiter der Kulturhauptstadt Europas nicht zusammenarbeiten sollten. ■ ■



Die Herausgabe von „REIBEISEN – Das Kulturmagazin aus Kapfenberg“ ist dem Verständnis von Gemeinderat und Verwaltung der Stadt Kapfenberg zu danken.

Unsere Inserenten ist Kultur ein Anliegen. Wir danken für das Verständnis und Entgegenkommen.

### *Liebe Leserinnen und Leser!*

Wir bitten Sie, diese Unternehmen in Ihre Einkaufs- und Auftragsüberlegungen einzubeziehen.

Die Kunst- und Kultursektion im Bundeskanzleramt, wie auch die Kulturabteilung beim Amt der Steiermärkischen Landesregierung haben „REIBEISEN – Das Kulturmagazin aus Kapfenberg“ als förderungswürdig anerkannt und die Herausgabe finanziell unterstützt.

### *Wir sagen danke!*

Für Druckkostenbeiträge danken wir:

Raiffeisenbank Leoben – Bruck



Those who  
don't believe  
in magic will  
never find it

drucken & zaubern seit 1981

  
druckerei bachernegg  
ökologisch und entspannt drucken  
Werk-III-Straße 31, A-8605 Kapfenberg, Tel.: 03862/23862, Fax DW 12  
E-mail: druckerei.bachernegg@aon.at, anfrage@bachernegg-druck.at

Steiermärkische  
**SPARKASSE** 

**Unser Land  
braucht Menschen,  
die an sich glauben.**

**Und eine Bank,  
die an sie glaubt.**

#glaubandich

  
Europa  
Literatur  
Kreis **Kapfenberg**

Internet: [www.europa-literaturkreis.net](http://www.europa-literaturkreis.net)

E-Mail: [redaktion@europa-literaturkreis.net](mailto:redaktion@europa-literaturkreis.net)

**HARRY**   
Design

Zeitungs- + Zeitschriftengestaltung  
Layout - Typographie - Werbung

8122 Waldstein, Weinstraße 12  
Telefon 0 31 25/23 87 • Mobil 0664/38 26 745  
E-Mail: [harry.design@aon.at](mailto:harry.design@aon.at)



NEUES  
*im ece*

EINKAUFSCENTRUM EUROPAPLATZ  
Kapfenberg



## DIESE NEUEN SHOPS MACHEN IHR EINKAUFSERLEBNIS NOCH ATTRAKTIVER

**Merkur**, modernster Merkur Österreichs, digitalisierte Preisauszeichnung, Self-Check-Out-Kassen, regionales Sortiment, Untergeschoss

**Thalia**, erste Thalia-Buchhandlung der Obersteiermark auf 450 m<sup>2</sup>, Erdgeschoss

**Lammerhof**, regionaler Genussladen, Untergeschoss





**Wir halten  
Österreich  
am Laufen.**

So viel Einsatz von Österreichs Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern verdient gerechte Bedingungen und volle Anerkennung. Gerechtigkeit muss sein.

**AK  
STEIERMARK**

**ARBEIT  
VERDIENT  
MEHR  
RESPEKT.**

**GERECHTIGKEIT MUSS SEIN**

KOMPETENZ IM WOHNBAU

**GEMYSAG**

GEMEINNÜTZIGE MÜRZ-YBBS SIEDLUNGSANLAGEN - GMBH

**GEMYSAG KUNDENCENTER KAPFENBERG**  
Am Sagacker 2a, 8605 Kapfenberg  
Tel. +43 (0)50 8882, office@gemysag.at

[www.gemysag.at](http://www.gemysag.at)



stadtwerke  
kapfenberg



T: 03862 23516-2222

Mo-Fr von 8 bis 17 Uhr  
Samstag von 8 bis 12 Uhr

Elektroshop  
**RED ZAC**  
Elektronik. Voller Service.

The logo features a grey circle on the left side. To its right, the text "Europa Literatur Kreis" is stacked vertically in a black serif font. The word "Kreis" is partially overlapped by a red rectangular box containing the word "kapfenberg" in a white, lowercase, sans-serif font.

Europa  
Literatur  
Kreis **kapfenberg**

Internet: [www.europa-literaturkreis.net](http://www.europa-literaturkreis.net)

